

Lagerlöf



Gösta
Berling



&

G ö s t a B e r l i n g

Selma Lagerlöf

Gösta Berling



Deutsche Buch-Gemeinschaft
Berlin

Der Pfarrer

Endlich stand der Pfarrer auf der Kanzel. Die ganze Gemeinde erhob die Köpfe. Es war also doch gekommen. Die Predigt würde an diesem Sonntag nicht wegfallen, wie es am vergangenen Sonntag und an vielen anderen Sonntagen geschehen war.

Der Pfarrer war jung, er war hoch und schlank gewachsen und strahlend schön. Wenn man ihm einen Helm aufs Haupt gesetzt und Schwert und Panzer angelegt hätte, so würde er für den Bildhauer ein herrliches Modell für den schönsten Athener gewesen sein.

Er hatte die tiefen Augen eines Dichters und das energische runde Kinn des Feldherrn, es war alles schön und ausdrucksvoll, durchglüht von Geist und Leben.

Die Leute in der Kirche fühlten sich eigentümlich bedrückt, als sie ihn so sahen. Sie waren mehr daran gewöhnt, ihn torkelnd aus der Schenke kommen zu sehen, gemeinschaftlich mit dem weißbärtigen Oberst Beerencreutz und dem riesenhaften Kapitän Bergh.

Er war ein solcher Trunkenbold gewesen, daß er wochenlang sein Amt nicht hatte versehen können, und schließlich hatte die Gemeinde sich über ihn beschweren müssen, in erster Instanz bei seinem Probst und dann bei dem Bischof und dem Domkapitel. Nun war der Bischof gekommen, um im Kirchsprengel die Untersuchung zu leiten und Abrechnung zu halten. Dort saß er im Chorstuhl, das goldene Kreuz auf der Brust, und rings um ihn her saßen die Pfarrer der Nachbargemeinden und zwei Domprediger aus Karlstad.

Das Betragen des Pfarrers hatte zweifellos die Grenzen des Erlaubten überschritten. Zwar war man damals – im Anfang des 19. Jahrhunderts – hinsichtlich des Trinkens nachsichtig genug, aber dieser Mann hatte um der Trunksucht willen sein Amt vernach-

lässigt, und jetzt sollte er abgesetzt werden.

Er stand auf der Kanzel und wartete, während die letzte Strophe des Kirchenliedes gesungen wurde. Und dort wurde es ihm zur Gewißheit, daß er in der ganzen Kirche nur Feinde hatte. Feinde im Herrschaftsstuhl, Feinde unter den Bauern. Die Konfirmanden im Chor, der Orgelspieler, der Bälgetreter, sie alle waren seine Feinde. Alle haßten ihn, sowohl die kleinen Kinder, die man zur Kirche trug, als auch der Kirchenwächter, ein strammer Soldat, der einst bei Leipzig mitgefochten hatte.

Der Pfarrer wollte sich auf die Knie werfen, um ihr Erbarmen anzuflehen. Aber in demselben Moment erfaßte ihn dumpfe Wut gegen sie alle. Er erinnerte sich sehr wohl, wie er gewesen war, als er vor einem Jahr zum erstenmal die Kanzel betreten hatte. Damals war er ohne Fehler und Schwächen, und nun stand er dort und blickte zu dem Manne mit dem goldenen Kreuz auf der Brust nieder, der hergekommen war, um ihn zu verurteilen.

Während er die Einleitung las, schoß eine Blutwelle nach der anderen in sein Antlitz: das war der Zorn.

Allerdings hatte er getrunken, aber wer hatte das Recht in deshalb anzuklagen? Hatte jemand dem Pfarrhof gesehen, auf dem er leben mußte? Finster und melancholisch drängte sich der Tannenwald dicht an die Fenster heran. Die Nässe tropfte von dem schwarzen Dach über die stockigen Wände nieder. Bedurfte man da nicht des Branntweins, um den Mut aufrechterhalten zu können, wenn der Regen oder das Schneegestöber durch die zerbrochenen Fensterscheiben hereindrang? Wenn der dürftige, schlechtbestellte Boden nicht genug Brot brachte, um den Hunger zu vertreiben?

Er meinte, daß sie gerade in ihm einen Pfarrer besäßen, wie sie ihn verdienten. Sie sofften ja alle. Weshalb sollte er allein sich Zwang antun? Der Mann, der sein Weib begraben hatte, betrank sich beim Leichenschmaus. Wer sein Kind hatte taufen lassen, hielt nachher sein Trinkgelage. Die Kirchgänger tranken auf dem Heimwege, so daß die meisten betrunken heimkehrten. Für sie war ein versoffener Pfarrer gerade gut genug.

Auf seinen Dienstreisen hatte er es gelernt, den Branntwein zu lieben. Wenn er in seinem dünnen Mantel meilenweit über die gefrorenen Seen fuhr, auf dem alle kalten Winde sich trafen, oder wenn er auf diesen Seen im offenen Boot unter Sturm und Regengüssen umhertrieb, oder im Schneegestöber aus dem Schlitten steigen mußte, um seinem Pferd durch haushohe Schneehaufen den Weg zu bahnen, oder wenn er die sumpfigen Waldwege durchwanderte – ja, da hatte er den Branntwein lieben gelernt.

Schwer und düster schleppten sich die Tage hin und lasteten auf allen. Aber der Abend brachte Befreiung, unter der Einwirkung des Branntweins wurde ihm die Schenkstube zum Blumengarten des Südens: Weintrauben leuchteten im dunklen Laubwerk, Rosen waren um ihn, unter Palmen und Platanen wandelten Weise und Dichter.

Er und alle seine Zuhörer wußten, daß man hier oben ohne den Branntwein nicht existieren konnte, und dennoch wollten sie ihn verdammen.

Er beugte jetzt das Haupt, um das Vaterunser zu beten. Atemlose Stille herrschte in der Kirche. Plötzlich griff der Pfarrer mit beiden Händen nach den Bändern des Talars. Ihm war, als käme die ganze Gemeinde unter Führung des Bischofs zur Kanzel emporgeschlichen, um ihm den Talar zu entreißen. Er lag auf den Knien und hielt das Haupt abgewandt, aber er glaubte zu fühlen, wie sie daran zerrten, er sah sie deutlich heranschleichen, den Bischof mit den Pfarrern, den Pröpsten, den Kirchenältesten, dem Küster und der ganzen Gemeinde – ein langer Zug, und alle zerrten an ihm. Und nun kam ihm eine lebhaftere Vorstellung, wie sie alle übereinander die Treppe hinabkugeln würden, sobald der Mantel nachgäbe. Und er mußte lächeln, obgleich schon kalter Angstschweiß auf seiner Stirn stand. Um des Branntweins willen sollte er ein verworfener Mensch werden? Ein abgesetzter Pfarrer? Gab es etwas Elenderes auf dieser ganzen Welt? Ein Bettler auf der Landstraße zerlumpt am Wege liegend, mit Landstreichern wandernd – das sollte nun sein Los werden?!

Das Gebet war zu Ende. Nun sollte er seine Predigt beginnen. Da überwältigte ihn der Gedanke, daß er zum letztenmal auf dieser Kan-

zel stünde, um Gottes Preis und Ehre zu verkünden. Er vergaß Branntwein und Bischoff, ihm war es, als versänke die ganze Kirche in einen tiefen Abgrund, als sehe er in den Himmel hinein. Und sein Geist schwang sich empor, und mit gewaltiger Stimme verkündete er Gottes Ehre.

Er war ein Mann der Inspiration. Die Gedanken flogen ihm zu wie eine Schar zahmer Tauben. Er empfand, daß es eine Weihestunde sei, und daß niemand zu höherem Glanz und größerer Herrlichkeit gelangen könnte als er, der dort stand und Gottes Ehre verkündigte.

Solange das Feuerwort der Inspiration glühte, predigte er, als es jedoch erlosch und die Wirklichkeit wieder auftauchte, da beugte er sich und weinte, denn er fühlte, daß seines Lebens schönste Stunde nun dahin sei.

Nach dem Gottesdienst begann die Visitation und die Kirschenratsitzung. Der Bischof fragte, ob die Gemeinde irgendwelche Beschwerden gegen ihren Pfarrer vorzubringen habe.

Der Pfarrer war nicht mehr zornig und trotzig wie vor der Predigt. Er schämte sich und senkte sein Haupt. Ach, diese elenden Branntweingeschichten, die nun zutage kommen würden!

Aber es geschah nichts dergleichen. Ab dem großen Tisch der Gemeindestube blieb alles stumm.

Der Pfarrer blickte auf. Alle schwiegen und schauten verlegen auf den Tisch.

„Sie warten nur darauf, daß einer beginnt“, dachte der Pfarrer.

Einer der Kirchenvorsteher räusperte sich.

„Ich finde, daß wir einen guten Pfarrer haben“, sagte er.

„Hochwürden haben ja selber gehört, wie er predigt“, fiel der Küster ein.

Der Bischof sprach etwas von wiederholtem Ausfall der Predigt.

„Der Pfarrer kann doch wohl ebensogut mal krank sein wie jeder andere“, meinten die Bauern.

Der Bischof machte eine Andeutung, daß sie mit ihres Pfarrers Lebensweise unzufrieden gewesen wären.

Sie verteidigten ihn einmütig. Er wäre ja noch so jung, mit ihm

hätte es keine Gefahr. Nein, wenn er stets so wie heute predigen wollte, so würden sie ihn gegen den Bischof selber nicht eintauschen wollen.

Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter.

Der Pfarrer fühlte, wie sein Herz sich weitete. Nein, er hatte nun keine Feinde mehr unter ihnen, er hatte sie gerade gewonnen, als er am allerwenigsten daran dachte, daß er noch länger ihr Pfarrer bleiben könnte.

Nach der Visitation vereinten sich die Kirchenmänner und die vornehmsten Bewohner des Kirchspiels zu einem Mittagessen im Pfarrhof. Da der Pfarrer nicht verheiratet war, hatte eine Nachbarin die Vorbereitungen übernommen. Unter den Tannen stand der weißgedeckte, lange Tisch mit blauweißem Porzellan, funkelndem Kristall und kunstvoll gefalteten Servietten. Zwei Birken waren vor den Türpfosten aufgestellt, Wacholderblätter über den Fußboden hingestreut, und in allen Zimmern dufteten Blumen, der Modergeruch war verschwunden, und die grünlichen Fensterscheiben glitzerten hell und klar im Sonnenschein.

Der Pfarrer war herzensfroh. Er wollte nie mehr Branntwein trinken.

Der gute Bischof erhob sein Glas und berichtete, mit wie schwerem Herzen er diese Reise angetreten habe, weil so viele schlimme Gerüchte zu ihm gedrungen seien. Um einen Saulus zu finden, sei er ausgezogen, doch er habe sich bereits in einen Paulus verwandelt, der Besseres wirke würde, als sie alle zusammen. Und der fromme Herr sprach weiter über die reichen Gaben, die dieser junge Bruder erhalten habe und rühmte sie. Aber er dürfe deshalb nicht hochmütig sein, sondern müsse alle seine Kräfte aufbieten, und über sich selbst wachen, wie es jeder tun muß, dem eine übermäßig schwere, kostbare Last aufgebürdet worden ist.

Der Pfarrer war bei diesem Mahl nicht betrunken, aber dennoch berauscht. All dieses unerwartete große Glück stieg ihm zu Kopfe. Der Himmel hatte eine große Erleuchtung in ihm aufflammen lassen, und die Menschen hatten ihm ihre Liebe geschenkt. Das Blut brauste

durch seine Adern, und als die Säfte ihn verlassen hatten, saß er noch bis in die tiefe Nacht wach an dem offenen Fenster, um von der milden Luft das Fieber des Glückes kühlen zu lassen, daß ihn vor seeliger Unruhe nicht schlafen ließ.

Da hörte er eine Stimme:

„Wachst du noch, Pfarrer?“

Der Pfarrer erkannte Christian Bergh, einen seiner treuen Saufbrüder. Ein Mann ohne Haus und Hof und ein Riese an Gestalt und Kräften. Er war groß wie der Eurlitaberg und dumm wie ein Bergtroll.

„Jawohl, Kapitän Christian“, antwortete der Pfarrer. „Glaubst du, daß man in einer solchen Nacht schlafen mag?“

Und Kapitän Christian fing an zu erzählen. Der Riese hatte seine Ahnungen gehabt, es war ihm klar geworden, daß der Pfarrer sich nun fürchten würde, zu saufen, er würde von diesen Priestern aus Karlstad nie mehr Ruhe kriegen. Aber nun habe er seine schwere Hand erhoben und alles so gedeichselt, daß alle diese hochwürdigen Herren nimmer wiederkehren würden. Nun könnte der Pfarrer mit seinen Freunden hier wieder saufen, so viel er wolle.

Und das habe er, der starke Kapitän Christian Bergh, vollbracht!

Als der Bischof mit seinen beiden Begleitern in den Wagen gestiegen sei, da habe er sich auf den Kutscherbock geschwungen und sie in der hellen Sommernacht weit herumkutschiert. Da aber habe er diese Hochwürdigen fühlen lassen, wie locker das Leben im Menschenleibe säße. Im rasendsten Galopp hätte er die Pferde hinstürmen lassen. Das sollte ihr Lohn sein, weil sie einen ehrlichen Mann keinen Rausch gönnten.

Er fuhr über Gräben und Stoppelfelder, raste im schwindelnden Galopp die Hügel hinab, fuhr so hart am Seestrände vorbei, daß das Wasser an den Rädern hinaufspritzte, war nahe daran, im Moor zu versinken, fuhr an Bergabhängen nieder, so daß die Pferde ihre Vorderfüße gegen den Boden stemmten und sich hinabgleiten ließen. Und indessen saßen die Priester mit bleichen Gesichtern da und murmelten Gebete. Eine schlimmere Fahrt hätten sie nimmer zuvor gehabt.

Und mehr tot als lebendig waren sie schließlich im Gasthaus in Rissäta angelangt.

„Was soll das bedeuten, Kapitän Christian“, fragte der Bischof, als er ihm die Wagentür öffnete.

„Das bedeutet, Hochwürden mögen es sich zweimal überlegen, eine neue Visitationsreise zu Gösta Berling zu unternehmen“, habe er ihm geantwortet, und diesen Satz habe er vorher gut auswendig gelernt, um nicht aus dem Text zu kommen.

„Grüße also Gösta Berling,“ antwortete der Bischof, „und sage ihm, daß weder ich noch irgendein anderer Bischof ihn jemals wieder besuchen würden.“

„Und nun kannst du ruhig sein, Pfarrer und Herzbruder“, schloß Kapitän Christian seinen Bericht.

Ach, wie bleich saß da der Pfarrer in der hellen Sommernacht!

Er erhob seinen Arm, um dem Riesen mit dem groben, dummen Gesicht einen Schlag zu versetzen, aber er bezwang sich. Er schloß mit lautem Krach das Fenster und hob die geballte Faust zum Himmel auf. Denn er meinte, Gott habe sträflich mit ihm gespielt.

Mußte der Bischof nicht glauben, er habe Christian ausgesandt? Mußte er nicht glauben, daß Gösta den ganzen Tag über geheuchelt und gelogen habe? Jetzt würde er allen Ernstes die Untersuchung gegen ihn einleiten, jetzt würde er ihn suspendieren und dann absetzen.

Am nächsten Morgen war der Pfarrer verschwunden. Er dachte nicht daran, sich zu verteidigen. Gott hatte sein Spiel mit ihm getrieben. Gott wolle ihm nicht helfen. Er wußte, daß er abgesetzt werden würde. Gott wollte es also. Da konnte er lieber sofort gehen.

Das war Göstas erstes Unglück, es blieb jedoch nicht das letzte.

Denn den jungen Füllen, die weder Sporen noch Peitsche dulden, wird das Leben schwer. Bei jedem Schmerz, der sie überfällt, scheuen sie und rasen auf wilden Wegen gähnenden Abgründen entgegen. Sobald der Weg bergig und die Fahrt mühsam ist, wissen sie nichts anderes zu raten und zu helfen, als das Fahrzeug umzuwerfen und wie toll fortzustürmen.

Der Bettler

An einem kalten Dezembertage kam ein Bettler den Brobyer Hügel heraufgewandert. Er trug die elendesten Lumpen, und seine Stiefel waren so durchlöchert, daß der kalte Schnee seine Füße berührte.

Broby war das größte und reichste Kirchspiel am Löfvensee in Värmland. An dem rechten Seeufer liegen Ekeby und Björne, zwei Herrensitze, die durch Schönheit und Reichtum weitberühmt sind, nebst Broby mit seiner Posthalterei, dem Gerichtsgebäude, dem Wohnhaus des Amtmanns, dem Pfarrhof und dem Marktplatz.

Broby zieht sich an einem steilen Abhang hin.

Der Bettler war am Posthaus vorübergegangen und schleppte sich nun zum Pfarrhof hin, der oben auf dem Hügel lag. Ein kleines Mädchen schritt vor ihm den Hügel hinan und zog einen Schlitten, auf dem ein großer Mehlsack lag. Der Bettler hatte es bald eingeholt und sagte:

„Ein so kleines Pferdchen vor einer so großen Fuhre.“

Das Kind blickte ihn an. Es war ein kaum zwölfjähriges Mädchen mit spähenden, scharfen Augen und fest zusammengepressten Lippen.

„Wollte Gott, das Pferd wäre kleiner und die Ladung größer, das verschlüge mehr“, antwortete das Mädchen.

„Schleppst du dort dein eigenes Futter nach Hause?“

„Das weiß Gott im Himmel. So klein ich noch bin, ich muß mir schon selber meine Nahrung schaffen.“

Der Bettler machte sich daran, den Schlitten vorwärts zu schieben.

Sie wandte sich um und sagte, ihn scharf anblickend:

„Du mußt nicht etwa glauben, daß du irgend etwas dafür bekommst.“

Der Bettler lachte und sprach: „Du bist sicherlich die Tochter des Pfarrers von Broby.“

„Jawohl, die bin ich. Einen ärmeren Vater hat mancher, einen schlechteren – niemand. Das ist die pure Wahrheit, wenn schon es eine Schande ist, daß das eigene Kind es sagen muß.“

„Dein Vater soll schlecht und geizig sein?“

„Geizig ist er und schlecht obendrein, aber seine Tochter wird noch schlimmer werden, wenn sie leben bleibt, sagen die Leute.“

„Ich glaube, sie haben recht. Ich möchte wohl wissen, wie du zu diesem Mehlsack gekommen bist.“

„Es kann wohl nicht viel schaden, wenn ich dir's sage. Ich nahm das Korn aus Vaters Scheune und kommen jetzt aus der Mühle.“

„Darf dein Vater dich denn damit heimkehren sehen?“

„Du bist wohl deinem Meister zu früh entlaufen. Du kannst dir doch denken, daß Vater in Amtsgeschäften ausgefahren ist.“

„Dort kommt jemand hinter uns den Berg hinaufgefahren. Ich höre den Schnee unter den Schlittenkufen knistern. Wenn er es nun wäre!“

Das Mädchen lauschte und spähte hinab, dann brüllte es los:

„Es ist Vater. Er wird mich totschiagen. Er wird mich totschiagen!“

„Ja, nun ist guter Rat teuer und schnelle Hilfe besser als Silber und Gold“, sagte der Bettler.

„Ach,“ schluchzte das Kind, „du kannst mir helfen. Nimm das Seil, und zieh den Schlitten, damit Vater ihn für den deinigen hält.“

„Und was soll später damit geschehen?“ fragte der Bettler und legte das Seil über die Schultern.

„Zieh ihn vorläufig, wohin du willst, aber bringe ihn bei Anbruch der Dunkelheit nach dem Pfarrhof. Ich werde aufpassen. Du mußt mit Sack und Schlitten kommen, verstehst du?“

„Ich will es versuchen.“

„Gott sei dir gnädig, wenn du nicht kommst“, rief sie davoneilend, um vor dem Vater zu Hause einzutreffen.

Der Bettler wandte den Schlitten um und zog ihn mit schwerem Herzen den Berg hinunter.

Der Arme hatte seinen Traum gehabt, als er mit halbnackten Füßen so weit durch den Schnee gewandert war. Er hatte an die großen

Tannenwälder nördlich vom Löfvensee gedacht.

Hier in Broby, wo Herrenhof bei Herrenhof liegt, Eisenhammer auf Eisenhammer folgt, hier wurde ihm jeder Weg beschwerlich. Hier packte ihn eine bittere Sehnsucht nach dem Frieden der großen, uralten Wälder.

Dorthin, wo die Bäume gleich starken Riesen aus dem ebenen Boden emporwachsen, wo der Schnee schwer auf unbeweglichen Zweigen ruht, wo der Wind machtlos ist und nur ganz leise in den Nadeln der Wipfel spielt, dorthin wollte er wandern, bis seine Kraft von ihm weichen und er unter den großen Bäumen niedersinken würde, um vor Hunger und Kälte zu sterben.

Er sehnte sich nach dem einsamen, sausenden Grab, dort, mitten im Wald.

Jetzt war er vor der Posthaltere angekommen, wo er in der Gaststube den Abend warten wollte. Er setzte sich auf eine Bank an der Tür und träumte von den ewigen Wäldern.

Die Wirtin erbarmte sich seiner und gab ihm ein Glas Branntwein. Und da er so dringend bat, gab sie ihm noch ein zweites. Aber dann wollte sie ihm nicht mehr einschenken, und er geriet in Verzweiflung. Er mußte mehr von diesem süßen, starken Branntwein haben. Er wollte noch einmal das Herz in seinem Leibe tanzen fühlen, noch einmal die Gedanken im Rausche aufflammen lassen. Oh, dieser süße Kornbranntwein! Sommersonne, sommerlicher Vogelsang; des ganzen Sommers Duft und Schönheit flutete durch diese klaren Tropfen.

Nur noch einmal wollte er Sonne und Glück genießen, ehe er in Nacht und Dunkel unterginge.

Und so gab er zuerst das Mehl, dann den Mehlsack und zuletzt den Schlitten für Branntwein hin. Er hatte einen tüchtigen Rausch und verschlief fast den ganzen Nachmittag in der Schenkstube.

Als er dann erwachte, wurde es ihm klar, daß ihm nur noch eins zu tun übrigblieb. Da sein elender Leib solche Gewalt über die Seele bekommen hatte, daß er vertrinken konnte, was ein Kind ihm anvertraut hatte, da er eine Schmach für die Welt war, mußte er sie von der Bürde so großer Gemeinheit befreien. Er mußte seiner Seele die Freiheit

wiedergeben und sie zu Gott eingehen lassen.

Er lag auf der Bank der Schenkstube und richtete sich selber: „Gösta Berling, der abgesetzte Pfarrer, wird angeklagt, das Mehl eines hungrigen Kindes vertrunken zu haben, und wir deshalb zum Tode verurteilt. Zu welchem Tode? Zum Tode im Schnee.“

Er nahm seine Mütze und torkelte hinaus. Er war weder ganz wach, noch ganz nüchtern und weinte aus Mitleid über sich selbst und seine arme befleckte Seele, die er befreien mußte.

Er ging nicht weit weg und warf sich halb auf einen hohen Schneehaufen am Wege, um dort zu sterben. Er schloß die Augen und versuchte zu schlafen.

Niemand weiß, wie lange er dort lag, aber es war noch Leben in ihm, als die Tochter des Brobypfarrers mit einer Laterne in der Hand herbeigelaufen kam und ihn im Schneehaufen am Wegrand fand. Sie hatte stundenlang auf ihn gewartet und war vom Brobyhügel herabgerannt, um ihn zu suchen.

Sie erkannte ihn sogleich und begann ihn zu rütteln und zu schütteln, um ihn zu erwecken. Sie mußte doch erfahren, was er mit ihrem Mehlsack gemacht hatte. Sie mußte ihn wenigstens für so lange ins Leben zurückrufen, daß er ihr sagen konnte, was aus Mehlsack und Schlitten geworden ist. Der Vater würde sie ja totschiagen, wenn sie seinen Schlitten verbracht hätte. Sie biß den Bettler in den Finger und zerkratzte sein Gesicht und schrie wie eine Verzweifelte.

Da kam ein Schlitten auf der Landstraße angefahren.

„Wer, zum Henker, schreit hier so?“ fragte eine barsche Stimme.

„Ich will wissen, was der Mann mit meinem Mehlsack und mit meinem Schlitten gemacht hat“, schluchzte das Kind und hämmerte mit den Fäusten auf des Bettlers Brust herum.

„Wie kannst du einen Erfrorenen so misshandeln? Steh auf, du Wildkatze!“

Die Lenkerin des Schlittens war eine große, starke Frau. Sie stieg aus dem Schlitten und trat zu dem Schneehaufen, packte das Kind im Genick und schleuderte es auf die Landstraße, beugte sich nieder, schob ihre Arme unter des Bettlers Rücken und hob ihn auf. Dann

trug sie ihn bis an ihren Schlitten und legte ihn hinein.

„Komm mit hinein, du Wildkatze, und sage uns, was du von der ganzen Angelegenheit weißt“, rief sie der Pfarrerstochter zu.

* *
*

Eine Stunde später saß der Bettler in der besten Stube des Posthauses, und vor ihm stand die gebieterische Frau, die ihn gerettet hatte.

So wie Gösta Berling sie jetzt auf der Heimfahrt vom Kohlenfahren in den Wäldern sah, mit rußgeschwärtzten Händen, die Tonpfeife im Munde, in einem kurzen, ungefütterten Schafspelz und einem gestreiften, hausgewebten wollenen Rock, mit nägelbeschlagenen Stiefeln und einem Dolchmesser im Gürtel, wie er sie da vor sich stehen sah, das graue Haar ganz glatt aus dem alten, schönen Antlitz gestrichen, so war sie ihm tausend Mal beschrieben worden und er wußte sofort, daß er mit der berühmten Majorin von Ekeby zusammengetroffen war.

Sie war die mächtigste Frau in Värmland, Herrin über sieben Eisenhütten, gewohnt zu befehlen und Gehorsam zu finden. Und er war nur ein armer zum Tode verurteilter Mann; von allem entblößt, er wußte, daß ihm jeder Weg zu beschwerlich, jeder Raum zu enge sein würde. Er bebte vor Angst, während ihr Blick auf ihm ruhte.

Sie stand schweigend vor ihm und sah dieses Menschenelend, die geschwollenen Hände, die ausgemergelte Gestalt und das herrliche Haupt, das trotz des Verfalls und der Vernachlässigung noch immer in wilder Schönheit erstrahlte.

„Er ist Gösta Berling, der tolle Pfarrer?“ fragte sie.

Der Bettler saß unbeweglich da.

„Ich bin die Majorin auf Ekeby.“

Ein Zittern durchlief des Bettlers Gestalt. Er faltete seine Hände und erhob die Augen mit einem scheuen Blick. Was würde sie mit ihm tun? Würde sie ihn ins Leben zurückzwingen? Er erbete vor ihrer Kraft. Und er war doch dem Frieden der ewigen Wälder so nahe gewesen.

Sie begann nun mit ihm zu kämpfen, indem sie sagte, daß die Tochter des Brobypfarrers sowohl ihren Schlitten als auch ihren Mehlsack zurückbekommen habe und daß s i e , die Majorin, ihm eine Freistatt im Kavaliersflügel in Ekeby anbiete, wie schon vielen anderen heimatlosen, armen Seelen. Sie bot ihm ein Leben voller Freude und Wonne an, er aber antwortete, daß er sterben müsse.

Da schlug sie mit der geballten Faust auf den Tisch und sagte ihm frei und offen ihre Meinung:

„Also sterben will Er. Ich würde mich darüber nicht besonders wundern, wenn Er überhaupt lebte. Seh Er sich doch nur diesen abgemagerten Körper an und diese kraftlosen Glieder und die matten Augen. Und da meint Er, daß Er noch etwas zu töten habe? Glaubt Er, daß es notwendig sei, starr und steif unter einem Sargdeckel zu lieben, um tot zu sein? Glaubt Er nicht, daß ich es Ihm nicht ansehe, wie tot Er ist, Gösta Berling?“

Ich sehe, daß Er einen Totenkopf trägt, und daß die Würmer durch seine Augenhöhlen kriechen. Fühlt Er nicht, daß Er den Mund voller Erde hat? Hört Er nicht, wie die Knochen rasseln, sobald Er sich bewegt?

Er hat sich in Branntwein ersäuft, Gösta Berling, und somit ist Er tot.

Das, was sich jetzt ei Ihm bewegt, ist nur Totengebein, und d e m will Er nicht das Leben vergönnen, wenn man das L e b e n nennen kann. Es ist gerade, als wolle Er die Toten an einem Tanz auf dem Grabhügel bei Sternenschein hindern.

Schämt Er sich seiner Absetzung, und will Er deshalb sterben? Es wäre wahrlich ehrenvoller, wenn Er seine Gaben auf Gottes Erde verwerten wollte, das kann ich Ihm sagen. Weshalb kam Er nicht gleich zu mir? Ich hätte alles wieder ins reine gebracht. Ja, nun erwartet Er wohl viel Ehre davon, in Leinen gehüllt auf Sägespäne gelegt zu werden, und eine ‚schöne Leiche‘ zu sein?“

Der Bettler saß ruhig, fast lächelnd da, während sie ihre zornigen Worte über ihn hindonnerte. Das hat keine Gefahr, jubelte er innerlich, die ewigen Wälder warten, und sie hat keine Macht, deine Seele

davon abzuwenden.

Aber die Majorin schwieg und ging einige Schritte im Zimmer auf und ab. Dann setzte sie sich vor den Kamin und stützte die Ellenbogen auf die Knie.

„Tausend Teufel“ sagte sie und lachte leise vor sich hin. „Es ist mehr Wahrheit in dem, was ich sagte, als ich selber wußte. Glaubt Er nicht, Gösta Berling, daß die meisten Menschen auf dieser Welt tot oder halbtot sind? Glaubt Er, daß i c h lebe? O nein, nein! Ja, ja schau Er mich nur an, ich bin die Majorin auf Ekeby und wohl die mächtigste Frau in Värmland. Wenn ich mit einem Finger winke, dann springt der Oberlandrichter, winke ich mit zwei Fingern, so springt der Bischof, und winke ich mit drei Fingern, so tanzen die Ratsherren, das Domkapitel und alle Hüttenbesitzer Värmlands Polka auf dem Marktplatz zu Karlskrona. Tausend Teufel, ich sage Ihm, Bursche, daß ich doch nur eine aufgeputzte Leiche bin. Gott weiß, wie wenig Leben in mir steckt.“

Der Bettler beugte sich vor und lauschte mit allen Sinnen. Die alte Majorin saß vor dem Feuer und wiegte sich hin und her. Sie sah ihn nicht an, während sie erzählte.

„Glaubt Er nicht, daß ich, wenn ich ein lebendiger Mensch wäre und Ihn so elend und betrübt mit Selbstmordgedanken dasitzen sähe, daß ich dann nicht alle diese Gedanken mit einem Atemzuge hätte bannen können? Dann hätte ich Tränen und Gebete für Ihn gehabt, die alles in Ihm aufgerüttelt hätten, und ich würde seine Seele erlöst haben, aber ich bin tot.“

Hat Er davon gehört, daß ich einst die schöne Margareta Celsing war? Das war freilich nicht gestern, aber noch jetzt kann ich dasitzen und mir meine alten Augen um sie rot weinen. Weshalb muß Margareta Celsing tot sein und Margareta Samzelius leben? Weshalb muß die Majorin Samzelius auf Ekeby leben? Sag' Er mir das, Gösta Berling!

Weiß Er, wie Margareta Celsing war? Sie war schlank und zart, schüchtern und unschuldsvoll, Gösta Berling. Sie gehörte zu denen, auf deren Gräbern die Engel weinen.

Sie kannte nichts Böses, niemand hatte ihr Kummer bereitet, Sie war gut gegen alle. Und schon war sie, wirklich schön.

Und da war ein stattlicher Mann. Der hieß Altringer. Gott weiß, wie es geschah, daß er dort hinauf in die Einöden des Alfdal kam, wo die Eltern ihr Hüttenwerk hatten. Er sah Margareta Celsing: er war ein schöner, herrlicher Mann, und er liebte sie,. Er war arm, aber sie kamen überein, fünf Jahre aufeinander zu warten, wie es im Märchen ist.

Als drei Jahre vergangen waren, kam ein anderer Freier. Er war häßlich und böse, aber ihre Eltern glaubten, er wäre reich, und sie zwangen Margareta mit Bitten und Drohen, Schlägen und harten Worten, ihn zum Manne zu nehmen. Und siehst du, damals starb Margareta Celsing. Und seitdem existierte sie nicht mehr, es gab nur eine Majorin Samzelius, und d i e war nicht gut und nicht schüchtern, sie glaubte an alles Böse und hatte kein Gefühl mehr für das Gute.

Du weißt wohl, was dann geschah. Wir wohnten auf Sjö, hier am Löfven, der Major und ich. Aber es war nicht reich, wie die Leute sagten. Ich hatte oft schwere Tage.

Da kehrte Altringer zurück, und nun war e r reich. Er wurde Besitzer von Ekeby, das an Sjö grenzt. Und er erwarb noch sechs andere Hüttenwerke am Löfven. Er war tüchtig und betriebsam, ein herrlicher Mann!

Er half uns, in unserer Armut; wir fuhren in seinem Wagen, er sandte uns Lebensmittel für unsere Küche, Wein für unseren Keller. Er erfüllte mein Leben mit Luft und Freude, Spiel und Tanz. Der Major mußte in den Krieg ziehen, doch was scherte uns das! Einen Tag besuchte ich Ekeby, am anderen kam Altringer nach Sjö. Oh, es war, als zöge sich ein langer Freudenreihen rund um den Strand des Löfven.

Aber dann wurde über Altringer und mich Übles geredet. Hätte Margareta Celsing damals noch gelebt, so würde es sie tief betrübt haben, aber mir tat es nichts. Damals wußte ich jedoch nicht, daß es so war, weil ich tot, weil ich gefühllos war.

Und das Gerede drang bis zu meinen Eltern hinauf, die dort oben zwischen den Kohlenweilern im Alfdalswalde wohnten. Die Greisin besann sich nicht lange; sie reiste hierher, um mit mir zu reden.

Eines Tages, als der Major abwesend war und ich mit Altringer und mehreren anderen bei Tische saß, kam sie bei uns an. Ich sah sie in den Saal treten, empfand aber nicht, daß es meine Mutter sei, Gösta Berling. Ich bewillkommnete sie wie eine Fremde, lud sie ein, sich zu setzen und an unserem Mahl teilzunehmen.

Sie wollte mit mir reden, als wäre ich ihre Tochter, ich aber sagte ihr, sie irre sich, meine Eltern wären tot, sie wären beide an meinem Hochzeitstage gestorben.

Da ging sie auf die Komödie ein. Sie war damals siebzig Jahre alt und war zwanzig Meilen in drei Tagen gefahren. Und nun setzte sie sich ohne weiteres an unseren Mittagstisch und aß mit uns. Sie war ein kolossal kräftiges Weib.

Sie sagte, es sei doch recht betrüblich, daß ich just an einem solchen Tage diesen Verlust erlitten hätte.

„Das Betrübendste daran war, daß meine Eltern nicht einen Tag früher gestorben sind, denn dann hätte diese Hochzeit nimmer stattgefunden“, antwortete ich.

„Sind Frau Majorin denn nicht glücklich in ihrer Ehe?“ fragte sie.

„Ja“, sagte ich, „jetzt bin ich glücklich. Ich werde stets glücklich sein und dem Willen meiner lieben Eltern gehorsam bleiben.“

Sie fragte, ob es meiner Eltern Wille gewesen sei, daß ich Schmach und Schande auf ihren und meinen Namen häufe und meinen Gatten betröge. Ich erwiebe meinen Eltern geringe Ehre, wenn ich mich auf diese Weise in der Leute Mäuler brächte.

„Wie man sich bettet, so schläft man“, antwortete ich ihr. „Und übrigens müsse eine fremde Dame doch begreifen, daß ich es nicht zu lassen könne, daß irgend jemand die Tochter meiner Eltern schmähe.“

Wir beide aßen. Jedoch die Männer um uns her saßen stumm und starr da und vermochten weder Messer noch Gabel zu rühren.

Die Greisin blieb vierundzwanzig Stunden, um sich auszuruhen, dann reiste sie ab. Aber solange ich sie sah, konnte ich nicht begrei-

fen, daß es meine Mutter sei. Ich wußte nur, daß meine Mutter tot war.

Als sie abfahren wollte und ich neben ihr auf der Treppe stand, während der Wagen vorfuhr, sagte sie zu mir:

„Einen Tag und eine Nacht bin ich hier gewesen, ohne daß du mich als Mutter begrüßt hast. Auf wüsten Wegen bin ich hergefahren, zwanzig Meilen in drei Tagen. Mein Leib bebt vor Scham über dich, als hätte man mich mit Ruten gepeitscht. Mögest du verleugnet werden, wie ich verleugnet worden bin, verstoßen werden, wie ich verstoßen wurde! Möge die Heerstraße dein Heim, die Strohmiete dein Lager, der Kohlenmeiler deine Feuerstätte werden! Spott und Schande sei dein Lohn, mögen andere dich schlagen, wie ich dich jetzt schlage!“

Und sie versetzte mir einen harten Backenstreich.

Ich aber hob sie auf, trug sie die Treppe hinab und setzte sie in den Wagen.

„Wer bist du, daß du mich verfluchest? Wer bist du, daß du mich schlägst? Das dulde ich von niemand.“

Und ich gab ihr auch eine Ohrfeige.

Der Wagen fuhr sogleich ab, aber da wußte ich es genau, Gösta Berling, daß Margareta Celsing tot war.

Sie war gut und unschuldsvoll gewesen, sie wußte von nichts Bösem. Die Engel hätten auf ihrem Grabe geweint. Wenn sie gelebt hätte, würde sie ihre Mutter nicht geschlagen haben.“

Der Bettler hatte ihren Worten gelauscht, und sie hatten für einen Augenblick das lockende Säuseln der ewigen Wälder übertönt. Also diese mächtige Frau hatte sich zu ihm und allen Verworfenen bekannt, zu seiner Schwester in der Verdammnis, um ihm Lebensmut einzuflößen. Er sollte darauf die Lehre ziehen, daß Kummer und Schuld nicht nur bei den Armen sei. Er trat auf die Majorin zu.

„Will Er nun leben, Gösta Berling,“ fragte sie mit einer Stimme, die voll Tränen war, „weshalb sollte Er sterben? Es hätte wohl ein guter Pfarrer aus Ihm werden können, aber jener Gösta Berling, der sich in Branntwein ersäuften, war niemals so leuchtend unschuldsrein

wie jene Margareta Celsing, die ich im Haß erwürgte. Will er leben?“

Gösta sank vor der Majorin auf die Knie.

„Vergebt mir, aber ich kann nicht.“

„Ich bin eine alte Frau, durch großen Kummer verhärtet, und ich sitze hier und gebe mich einem Bettler preis, den ich halberfroren von einem Schneehaufen am Wege aufgelesen habe. Es geschieht mit recht. Geh Er denn hin und werde ein Selbstmörder, dann kann Er wenigstens nicht von meinen Torheiten erzählen.“

„Frau Majorin, ich bin kein Selbstmörder, ich bin ein zum Tode Verurteilter. Machet mir den Kampf nicht zu schwer! Ich darf nicht leben. Mein Leib hat über meine Seele Gewalt bekommen, deshalb muß ich sie befreien, auf daß sie zu Gott eingehe!“

„Er glaubt also, daß sie dorthin käme?“

„Lebet wohl, Frau Majorin, und Dank sei Euch!“

„Lebet wohl, Gösta Berling!“

Der Bettler erhob sich und ging mit gesenktem Haupte schleppenden Schrittes zur Tür. Diese Frau machte ihm den Weg zu den ewigen Wäldern schwer genug.

Als er an die Tür kam, mußte er sich umwenden. Da begegnete er dem Blick der Majorin, die dort ruhig saß und ihm nachschaute. Er hatte niemals zuvor eine solche Veränderung in einem Antlitz gesehen, er blieb stehen und starrte sie an. Sie, die doch eben zornig und drohend gewesen war, saß in stiller Verklärung da, und ihre Augen leuchteten in erbarmender, mitleidvoller Liebe. Er lehnte die Stirn an den Türpfosten, hob die Arme über den Kopf zusammen und weinte, als ob ihm das Herz zerspringen wollte.

Die Majorin warf ihre Tonpfeife in den Kamin und trat zu Gösta.

„So, so, mein Junge!“

Und sie führte ihn zu der Bank neben der Tür, wo er mit dem Kopfe auf ihren Knien weinte.

„Wird Er dennoch sterben?“ Da wollte er aufspringen, sie mußte ihn mit Gewalt festhalten.

„Jetzt sage ich Ihm, daß Er tun kann, was Er will. Aber das gelobe ich Ihm, wenn Er weiterleben will, so werde ich die Tochter des Bro-

by-Pfarrers zu mir nehmen und einen Menschen aus ihr machen, so daß sie Gott dafür danken kann, daß Er ihr Mehl gestohlen hat. Nun, will Er das?“

Er hob das Haupt und sah ihr gerade in die Augen.

„Ist das Euer Ernst?“

„Freilich, Gösta Berling.“

Da rang er angstvoll die Hände. Er sah die spähenden Augen vor sich, die zusammengepressten Lippen, die kleinen ausgemergelten Hände. Also würde dem jungen Wesen Schutz und Hilfe zuteil werden, und der Stempel der Erniedrigung würde schwinden, die Tücke ihrer Seele weichen. Jetzt war ihm der Weg zu den ewigen Wäldern versperrt.

„Ich werde mich nicht töten, solange sie unter Eurem Schutze steht. Ich wußte, daß Ihr mich zum Leben zwingen würdet, Frau Majorin. Ich fühlte sofort, daß Ihr mich überwinden würdet.“

„Gösta Berling,“ sprach sie feierlich, „ich habe um Ihn gekämpft wie um mich selber. Ich sprach zu Gott: „Wenn noch eine Spur von Margareta Celsing in mir lebt, so gib, daß sie erscheine und diesen Mann zwingen, nicht in den Tod zu gehen. Und er erhörte mich, und du hast sie gesehen, und darum kenntest du nicht fortgehen. Und sie flüsterte mir zu, daß du um dieses armen Kindes willen deinen Vorsatz, zu sterben, aufgeben würdest. Wohl fliegt ihr kühnen Fluges, ihr wilden Vögel, aber unser Herrgott weiß das Netz zu stellen, daß es euch fängt.“

„Er ist ein großer und wunderlicher Gott“, sagte Gösta Berling. „Er hat mich genarrt und hat mich verworfen, aber er will mich nicht sterben lassen. Sein Wille geschehe!“

Von jenem Tage an wurde Gösta Berling Kavalier auf Ekeby. Zweimal versuchte er, dort loszukommen und sich seinen Lebensunterhalt durch eigene Arbeit zu schaffen. Einmal schenkte die Majorin ihm ein kleines Gut, nahe Ekeby, er zog dorthin und beabsichtigte ein Arbeitsleben zu führen. Eine Zeitlang glückte es auch, aber bald wurde er der Einsamkeit und des täglichen Arbeitens müde, und so wurde er wieder Kavalier. Dann wurde er auch einmal Informator des

Grafen Hendrik Dohna auf Borg. Während dieser Zeit verliebte er sich in die junge Ebba Dohna, des Grafen Schwester, aber sie starb, als er sich nahe daran glaubte, ihre Liebe zu gewinnen. Da gab er jeden Gedanken auf, etwas anderes zu sein, als Kavalier auf Ekeby. Ihm schien es, daß für einen seines Amtes entsetzten Pfarrer alle Wege zur Rehabilitierung versperrt wären.

Die Landschaft

Nun muß ich den meilenlangen See, die fruchtbare Ebene und die blauschimmernden Berge beschreiben, weil sie der Schauplatz sind, auf dem sich Gösta Berlings und der Ekeby-Kavaliers lustiges Leben abspielte.

Ganz weit oben im Norden entspringen seine Quellen, und es ist dort ein herrliches Land für einen solchen See. Unaufhörlich sammeln der Wald und die Berge Wasser für ihn, das in Strömen und Bächen das ganze Jahr durch hinabstürzt. An seinem, weißem Sand kann er sich weit hinstrecken, kann Landzungen und kleine Inseln widerspiegeln. Dort oben im Norden ist er fröhlich und freundlich: Man muß ihn nur an einem Sommermorgen sehen, wenn er halberwacht unter Nebenschleiern liegt, um zu begreifen, wie fröhlich er ist. Zuerst treibt er ein Weilchen sein lustiges Spiel, schlüpft sacht, ganz sacht aus der leichten Nebelhülle, so märchenhaft schön, daß man ihn kaum wiedererkennt, dann aber wirft er mit einem Ruck seine ganze Hülle ab und liegt nun klar und frei und rosig schimmernd im Morgenlicht.

Aber mit diesem spielerischen Leben begnügt sich der See nicht, sondern er zieht sich zu einem schmalen Sunde zusammen, bricht sich durch einige im Süden liegende Sandhügel Bahn und sucht ein neues Reich für sich auf. Und das findet er auch; er wird größer und mächtiger, muß bodenlose Tiefen ausfüllen und eine Gegend verschönen, in der emsige Gewerbstätigkeit herrscht. Sein Wasser färbt sich jetzt dunkler, die Ufer sind weniger abwechslungsreich, die Winde wehen rauer, der ganze Charakter der Landschaft wird strenger.

Es ist ein stattlicher, herrlicher See. Viele Schiffe und Holztraften

gleiten darüber hin, erst spät, selten vor Weihnachten, hat er Zeit, seine Winterruhe zu halten. Oft ist er auch in böser Laune, er kann vor Wut hoch aufschäumen und Segelschiffe umstürzen, aber er kann auch in träumender Ruhe daliegen und den Himmel widerspiegeln.

Aber der See will noch weiter in die Welt hinaus, obwohl die Berge immer steiler werden und der Raum immer enger wird, je weiter er herabkommt, so daß er sogar einmal als ein schmaler Bach zwischen versandeten Ufern hinkriechen muß. Dann breitet er sich zum drittenmal aus, jedoch nicht mehr in derselben Schönheit, Kraft und Größe.

Die Ufer sind flacher und werden eintönig, sanftere Winde wehen hier, der See hält beizeiten seine Winterruhe. Zwar ist er immer noch schön, aber er hat seinen Jugendübermut und seine Manneskraft verloren – und nu ist er ein See wie alle anderen Seen. Mit zwei Armen sucht er tastend den Weg zum Vänern, und da er ihn gefunden hat, stürzt er sich in seiner Altersschwäche über steile Abhänge hinunter und geht mit einem letzten donnernden Getöse zur Ruhe ein.

Die Ebene ist ebenso lang wie der See; aber ihr könnt es glauben, daß es ihr bitter schwer wird, sich zwischen den Seen und Bergen hindurchzuwinden, vom Talkessel am nördlichen Endpunkt des Sees, wo sie sich zuerst auszubreiten wagt, und dann weiter und weiter, bis sie sich siegreich am Vänernufer zur behaglichen Ruhe niederlegen ann. Es ist natürlich gar nicht zu bezweifeln, daß die Ebene am liebsten den Seeufem folgen würde, so weit diese sich hinstrecken, aber die Berge lassen ihr keine Ruhe. Die Berge sind mächtige, bewaldete Felsenmauern, voller Klüfte und schwer zugänglich, reich an Moosen und Flechten, dort hausen in jenen alten Zeiten ganze Massen von Wild. Mitten auf den langgestreckten Felsgraten stößt man oft auf ein halbversunkenes Moor oder einen Sumpf mit dunklem Wasser. Hier und da liegt auch ein Kohlenmeiler oder eine Lichtung, wo Bau- und Brennholz geschlagen worden ist, oder ein urbar gemachtes Stück Land, und all dies zeugt davon, daß die Berge auch die Bearbeitung vertragen können; aber gewöhnlich liegen sie in sorgloser Ruhe da und begnügen sich damit, Licht und Schatten ihr ewiges

Spiel auf ihren Abhängen treiben zu lassen.

Und mit diesen Bergen führt die Ebene, die fromm und reich ist und die Arbeit liebt, einen ständigen Krieg, der sich in aller Freundlichkeit abspielt.

„Es genügt ja vollkommen, wenn ihr rund um mich her eure Mauern auftürmt, das bietet mir Schutz genug“, sagte die Ebene zu den Bergen.

Aber die Berge wollen auf solch Gerede nicht hören. Sie senden lange Hügelreihen und kahle Hochebenen bis zum See hinunter. Sie errichten herrliche Aussichtstürme auf jeder Landzunge und überfallen höchst selten das Seeufer sich selber, so daß die Ebene sich nur an wenigen Stellen in dem weichen Sande des Uferrandes ausbreiten kann. Aber es lohnt nicht der Mühe, daß sie sich darüber zu beklagen versucht.

„Sei du froh, daß wir hier stehen!“ sagen die Berge. „Denke an die Zeit vor Weihnachten wenn die todbringenden kalten Nebel Tag für Tag über den Löfven hingleiten! Wir leisten dir nur einen guten Dienst, wenn wir hier stehen!“

Die Ebene klagt über den Raummangel und die schlechte Aussicht.

„Du bist dumm,“ antworten die Berge, „du solltest nur fühle, wie es hier unten am See bläst. Um so etwas aushalten zu können, braucht man mindestens einen Felsgrat und einen Tannenpelz. Und übrigens kannst du dich damit begnügen uns anzugucken.“

Ja, die Berge anzuschauen, das ist es just, was die Ebene tut. Sie weiß, wie die Berge in der Bittagsbeleuchtung scheinbar am Horizont niedersinken, flach und in mattem Hellblau daliegen, und wie sie sich im Morgen- und Abendlicht zu ehrfuchtgebietender Höhe emporheben, klarblau wie der Himmel am Mittag. Zuweilen kann das Licht so scharf auf sie fallen, daß sie grün oder blauschwarz erscheinen, und jede einzelne Fichte, jeder Weg und jede Kluft auf meilenweite Entfernung sichtbar wird.

Es kann wohl an manchen Stellen vorkommen, daß die Berge beiseite rücken und die Ebene vordringen und den Seen anschauen las-

sen. Wenn sie ihn dann aber in seiner Wut zu sehen bekommt, wo er schäumt und faucht wie eine Wildkatze, oder wenn sie ihn von dem kalten Rauch verhüllt sieht, der dadurch entsteht, daß der Seetroll mit Backen und Brauen beschäftigt ist, dann stimmt sie schnell den Bergen zu und zieht sich wieder in ihr enges Gefängnis zurück.

Die Menschen haben seit Urgedenken diese herrliche Ebene bebaut, und dort ist ein großes Dorf entstanden. Wo immer ein Bach mit seinen weißschäumenden Stromschnellen sich von dem Uferabhang hinabstürzt, sind Hüttenwerken und Mühlen entstanden. Auf den hellen, offenen Plätzen, wie die Ebene sich bis zum See erstreckt, wurden Kirchen und Pfarrhöfe erbaut; jedoch an den Talseiten bis zum halben Abhang hinauf, auf dem steinigen Boden, wo das Korn nicht gedeiht, liegen die Bauernhöfe und die Beamtenwohnungen und einige Herrenhöfe.

Doch muß man wissen, daß in jenen zwanziger Jahren die Gegend lange nicht so kultiviert war wie jetzt. Wo man heute die Felder bebauen kann, lagen damals viele Moore, Wald und See. Auch die Bevölkerung war damals nicht so zahlreich und gewann ihre Unterhalt durch Fuhrdienst und Tagelöhnerarbeit, teils durch die vielen Hüttenwerke, teils durch Arbeit an fremden Orten; der Ackerbau konnte sie nicht ernähren. Damals bekleideten sich die Bewohner der Ebene mit hausgewebten Stoffen, aßen Haferbrot und begnügten sich mit einem Tagelohn von zwölf Schillingen. Bei vielen von ihnen war die Not groß, aber ein leichtes und heiteres Glück und eine angeborene Geschicklichkeit und Tüchtigkeit erleichterten ihnen diese Not recht oft.

Aber alle die drei, der weite See, die reiche Ebene und die blauen Berge, bildeten eine der schönsten Landschaften und tun das auch noch bis auf den heutigen Tag; und auch das Volk ist heute noch ebenso kraftvoll, mutig und hochbegabt. Und jetzt haben sie auch noch in Wohlstand und Bildung bedeutende Fortschritte gemacht.

Möge es jenen, die dort oben an dem weiten See und den blauen Bergen wohnen, in allem wohlgehen! Es sind einige ihrer Erinnerungen, die ich jetzt schildern will.

Die Weihnachtsfestnacht

Sintram heißt der arge Gutsbesitzer auf Fors; dieser Mann mit dem ungestalten Affenleib und den langen Armen, mit dem Kahlkopf und dem häßlichen, grinsenden Gesicht, dessen Lust es ist, Böses zu tun.

Sintram heißt er, der nur Landstreicher und Raufbolde dingt, der nur zänkische, lügnerische Mägde ins Haus nimmt, der die Hunde zur Raserei bringt, indem er ihnen spitze Nadeln in die Schnauze bohrt, und der sich nur unter gehässigen Menschen und rasenden Tieren glücklich fühlt.

Sintram heißt er, dessen höchste Freude es ist, sich wie der böse Feind auszustaffieren, mit Hörnern und Schwanz und Pferdehuf und behaartem Leibe, um plötzlich aus dunklen Winkeln, dem Backofen oder dem Holzschuppen aufzutauchen und Kinder und abergläubische Frauen in Angst und Schrecken zu versetzen.

Sintram heißt er, der Freude daran hat, alte Freundschaften in frischen Haß zu verwandeln und Herzen durch Lügen zu vergiften. Sintram heißt er – und einmal kam er nach Ekeby.

* *
*

Zieht den großen Holzschlitten in die Schmiede hinein, stellt ihn in die Mitte und legt ein Brett über die Kufen, dann haben wir einen Tisch. Ein Hurra für den Tisch, der Tisch ist fertig!

Jetzt Stühle herbei und alles, was zum Sitzen taugt, hergebracht! Dreibeine und alte Lehnssessel her, und die alte Karosse, sie kann als Rednertribüne dienen!

Hurra! Hurra! Weihnachten wird auf Ekeby gefeiert.

Hinter den Seidengardinen des Himmelbettes schlafen der Major und die Majorin und glauben, daß auch der Kavaliersflügel schliefe.

Knechte und Mägde mögen schlafen, satt von Grützbrei und starkem Weihnachtsbier, aber nicht die Herren im Kavaliersflügel.

Aus dem Zehnkannenkessel von blankem Kupfer schlagen die blauen Flammen des Punsches bis zum dunklen Dach empor. Der gelbe Punsch schimmert sonnenhell in der Bowle. Die Kavaliere feiern Weihnachten in der Schmiede. Der Festeslärm weckt niemand. Alles wird übertönt durch das mächtige Brausen des Gießbachs vor der Schmiede. Wenn die Majorin sie so sähe!

Und was dann? Sie würde sich ganz gewiß zu ihnen setzen und einen Becher mit ihnen leeren. Eine tüchtige Frau, die nicht vor einem lauten Trinkliede und einem Kartenspiel die Flucht ergreift. Die reichste Frau im Värmland, selbstbewußt wie ein Mann und stolz wie eine Königin. Sie liebt Gesang und den Klang der Violinen und Waldhörner, Wein und Spiel und lange Tafeln mit heiteren Gästen und den Kavaliersflügel voller Kavaliere.

Dort in der Schmiede sitzen sie im Kreise bei der Bowle, die zwölf Männer! Keine Eintagsfliegen, keine Modehelden, sondern Männer, deren Ruf in Värmland erst in späteren Tagen schwinden wird. Alle diese berühmten Männer können eins oder mehrere Instrumente spielen. Alle haben ihre Fehler und Vorzüge, aber jeder von ihnen hat doch seine hochgeschätzte Kavaliertugend, die ihn von den übrigen unterscheidet.

Dort sitzt Beerencreutz, der Oberst, mit dem großen weißen Knebelbart, der Bellmansänger und Landsknechtspieler, neben ihm sein Freund und Kriegskamerad, der schweigsame Major, der große Bärenjäger Anders Fuchs. Und als Dritter im Bunde der kleine Ruster, der Tambour, der lange Zeit nur Diener beim Oberst gewesen war, aber durch seine Geschicklichkeit im Punschbrauen und im Generalbaß, Kavalierrang gewonnen hatte. Dann kommt der alte Fähnrich, Rutger von Örneclou, der Frauenbezwinger, mit Jabot und Lockenperücke, geschminkt wie eine Frau. Er war einer der vorzüglichen Kavaliere, wie auch Christian Bergh, der starke Kapitän, der ein großer Held war, dem man aber leicht eine Nase drehen konnte wie dem Riesen im Märchen. In Gesellschaft dieser beiden sah man oft den

kleinen, kugelrunden Patron Julius, ein witziges, lustiges, begabtes Kerlchen: Redner, Maler, Liedersänger und Anekdotenerzähler. Er machte den gichtbrüchigen Fähnrich und den dummen Riesen gern zur Zielscheibe seines Witzes.

Auch der große Deutsche, Kevenhüller, war dort, der Erfinder des selbsttätigen Wagens und der Flugmaschine, er, dessen Name noch jetzt in den sausenden Wäldern widerhallt. Ein Ritter von Geburt und Ansehen, mit großem aufgedrehten Knebelbart und Vollbart, Adler-nase und kleinen schiefgeschlitzten Augen in einem Netz sich kreuzender Runzeln. Und dann saß dort der große Krieger, Vetter Kristoffer, der niemals aus den Mauern des Kavaliersflügels herauskam, es sei denn, daß eine Bärenjagd oder ein verwegenes Abenteuer in Aussicht stand. Und neben ihm Onkel Eberhard, der Philosoph, der nicht zu Spiel und Tanz nach Ekeby gekommen war, sondern um frei von Nahrungssorgen sein großes Werk „Die Wissenschaft der Wissenschaften“ vollenden zu können. Zu guter Letzt seien nun die besten von der ganzen Schar genannt, der fromme, wilde Löwenborg, der zu gut für diese Welt war und so wenig von ihrem Tun und Lassen verstand, und Lilliecrona, der große Musiker, der ein behagliches Heim besaß und der sich allezeit danach sehnte, aber doch in Ekeby bleiben mußte, weil sein Geist des Reichtums und der Abwechslung bedurfte, wenn er das Leben ertragen sollte.

Diese elf hatten alle schon die Jugend hinter sich, und die meisten hatten die Schwelle des Alters überschritten, aber der zwölfte unter ihnen war noch nicht dreißig Jahre alt, und seine geistigen und körperlichen Kräfte waren noch ungebrochen. Das war Gösta Berling, der Kavaliere, der Kavaliere, er, der ein größerer Redner, Sänger, Musiker, Jäger, Zecher und Spieler war als sie alle miteinander. Er besaß alle Kavaliertugenden. Welch ein Mann hatte die Majorin aus ihm gemacht!

Dort steht er auf der Rednertribüne. Sein lichtiges Haupt leuchtet aus dem Dunkel hervor wie das der jungen Götter, der Lichtbringer, die das Chaos ordneten. Schlank, schön, abenteuerlustig, steht er da, aber er spricht mit tiefem Ernst:

„Kavaliere und Brüder, es ist bald Mitternacht, es wird Zeit am Tische, auf das Wohl des Dreizehnten zu trinken!“

„Brüderchen Gösta, hier ist ja kein Dreizehnter, wir sind nur zwölf“, rief Patron Julius.

„Auf Ekeby stirbt alljährlich ein Mann“, fuhr Gösta mit immer düsterer Stimme fort. „Einer der Kavaliere stirbt, einer dieser frohen, sorglosen, ewig jungen Männer. Was tut das? Kavaliere dürfen nicht alt werden. Einer von den Dreizehn, die die Christnacht in der Schmiede von Ekeby feiern, muß sterben, aber alljährlich kommt ein neuer, um unsere Zahl vollzumachen. Alte Schmetterlinge müssen zu sterben verstehen, solange noch die Sonne scheint. Auf das Wohl des Dreizehnten!“

„Aber Gösta, wir sind nur zwölf“, wandten die Kavaliere ein und rührten ihre Gläser nicht an.

Gösta Berling, den sie einen Dichter nannten, obgleich er niemals Verse schrieb, fuhr in unbeirrbarer Ruhe fort:

„Kavaliere und Brüder! Habt ihr vergessen, wer ihr seid? Ihr erhaltet in Värmland die Freude lebendig. Wenn ihr nicht da wäret, würde der Tanz sterben, der Sommer, die Rosen, das Kartenspiel, der Gesang würde sterben, und in diesem ganzen gesegneten Lande würde nichts übrigbleiben als das Eisen und die Hüttenbesitzer. Sechs Jahre habe ich nun die Christnacht in Ekeby gefeiert, und niemals hat sich jemand geweigert, auf den Dreizehnten zu trinken.“

„Aber Gösta, wenn wir doch nur zwölf sind, wie können wir da auf den Dreizehnten trinken?“

Tiefe Bekümmernis malte sich auf Göstas Antlitz.

„Sind wir nur zwölf? Sollen wir auf Erden aussterben? Werden wir nächstes Jahr nur elf, ein Jahr später nur zehn sein? Soll unser Name zur Sage werden, unsere Schar untergehen? Ich rufe ihn, den Dreizehnten, den ich habe mich erhoben, um auf sein Wohl zu trinken. Ich rufe ihn aus der Tiefe des Meeres, aus dem Innersten der Erde, aus dem Himmel und aus der Hölle rufe ich hin herbei, der die Schar der Kavaliere vollzählig machen soll!“

Da rasselt es im Schonstein, die Tür des Schmelzofens springt auf,

der Dreizehnte ist gekommen.

Behaart, mit Schwanz und Pferdehuf, mit Hörnern und Bocksbart. Die Kavaliere springen mit einem Schrei auf.

Aber Gösta Berling ruft in grenzenlosem Jubel:

„Der Dreizehnte ist gekommen. Ein Hoch dem Dreizehnten!“

Alle begrüßen ihn nun mit Willkommensrufen. Und sie reichen ihm einen Becher mit dem flammenden Punsch und räumen ihm den Ehrenplatz am Tische ein. Gösta Berling hält natürlich eine Rede auf ihn.

„Wir haben Euer Gnaden längst auf Ekeby erwartet, denn Euer Gnaden haben schwerlich Zutritt zu einem anderen Paradiese. Hier lebt man ohne zu sähen und zu spinnen. Hier fliegen einem die gebratenen Tauben in den Mund. Hier fließt bitteres Bier und süßer Branntwein in Bächen und Strömen. Doch wir Kavaliere erwarteten Euch, denn wir sind nicht ganz vollzählig gewesen. Wir sind nämlich die alte Zwölfmännerschar der Dichtung, die durch alle Zeiten geht. Zwölf waren wir, als wir die Welt vom wolkenumsäumten Olymp herab regierten und zwölf, als wir gleich Vögeln in Ygdrasils grüner Krone wohnten. Saßen wir nicht zu zwölf an König Artus' Tafelrunde, und befanden sich nicht zwölf Paladine im Heere Karls des Großen? Aber Euer Gnaden, wir sind nicht vollzählig. Immer mußte sich in der Schar der Zwölf eine Loke, ein Prometheus befinden.. Ihn haben wir vermißt. Euer Gnaden, ich heiße Euch willkommen!“

„Seht, seht, seht,“ sagte der Böse, „welch schönen Worte! Und ich habe nicht einmal Zeit zu antworten! Geschäfte, Jungens, Geschäfte, ich muß gleich weitergehen, sonst stände ich euch gern zu Diensten. Aber wir sehen uns wieder!“

Da fragten die Kavaliere, was er noch vorhabe, und er antwortete, daß die edle Majorin, die Herrin von Ekeby, ihn zur Erneuerung ihres Kontraktes erwarte.

Große Verwunderung ergreift die Kavaliere.

Die Majorin auf Ekeby ist eine strenge, tüchtige Frau. Sie regiert ihre sieben Hüttenwerke und ihr eigenes Gut und die Nachbargüter, ja das ganze schöne Värmland wie ein König. Doch den heimatlosen

Kavalieren war sie stets eine Mutter gewesen, und darum hatten sie ihre Ohren verschlossen, wenn die Verleumdung ihnen zuflüsterte, daß sie mit dem Teufel im Bunde stände.

Jetzt fragten sie ich, wie dieser Kontrakt beschaffen sei.

Aber der Schwarze sagte, er habe der Majorin sieben Hüttenwerke geschenkt gegen ihr Gelübde, ihm alljährlich eine Seele zu senden.

Oh, welches Entsetzen preßte der Kavaliers Herzen zusammen.

Sie wußten es ja, hatten es aber früher nicht verstanden. Auf Ekeby stirbt alljährlich einer der Gäste des Kavalierflügels.

Aber erst jetzt wird ihnen die Sache klar.

Wehe diesem Weibe! Deshalb hat sie ihnen so manches gute Mahl gegeben, deshalb hat sie ihnen bitteres Bier und süßen Branntwein gereicht, um sie von den Trinkgelagen und den Spieltischen auf Ekeby zum König der Verdammnis hinabzusenden, einen im Jahr, einen in jedem flüchtigen Jahre.

Wehe dem Weibe, dieser Hexe! Starke, herrliche Männer sollten nach diesem Ekeby gekommen sein, nur um unterzugehen?

Wehe diesem Weibe! Sie alle sind gestorben, die bessere Männer waren als sie selber, und auch sie würden also sterben.

Aber die Kavaliers stehen nicht lange vor Entsetzen gelähmt.

„Du König der Verdammnis,“ rufen sie, „du sollst niemals mehr einen blutgeschriebenen Kontrakt machen, sie soll sterben!“ Christian Bergh, der starke Kapitän, hat den schwersten Schmiedehammer auf seine Schultern geladen. Er will ihn bis zum Schaft in den Schädel der Hexe eintreiben. Sie soll keine Seelen mehr opfern.

„Und dich selbst, du Gehörnter, werden wir auf den Amboß legen und den Stangeneisenhammer loslassen. Und wir werden dich mit Zangen festhalten, während die Hammerschläge niedersausen, und werden dich lehren, Jagd auf Kavaliersseelen zu machen!“

Da der schwarze Herr aber feige ist, fängt er an, mit den Kavalieren zu handeln.

„Nehmt ihr doch für dieses Jahr die sieben Hüttenwerke und gebt mir die Majorin!“

„Glaubst du, daß wir so gemein sind wie sie?“ ruft Patron Julius.

„Ekeby und alle Eisenhütten wollen wir haben, aber mit der Majorin, da sieh du zu!“

„Was sagt Gösta?“ fragt der sanfte Löwenborg. „Er soll reden. In einer so wichtigen Angelegenheit muß man seine Meinung hören.“

„Das ist ja alles Tollheit“, sagt Gösta Berling. „Kavaliers, laßt euch von ihm nicht ins Bockshorn jagen! Was sind wir gegen die Majorin? Mag es mit unseren Seelen gehen wie es will. Aber mit meinem Willen sollen wir nicht undankbare Schufte werden und uns wie Halunken und Verräter betragen. Ich habe zu lange das Brot der Majorin gegessen, um sie jetzt zu betrügen.“

„Ja, wenn du Lust hast, so fahre du zur Hölle, Gösta Berling. Wir wollen lieber selber Ekeby regieren.“

„Aber seid ihr denn ganz toll? Glaubt ihr denn wirklich, daß er der Böse sei? Merkt ihr denn nicht, daß alles eine verdammte Lüge ist?“

„Sieh, sieh,“ sagte der schwarze Herr, „der da merkt noch gar nicht, wie weit er schon auf dem Wege zur Hölle gekommen ist und war doch schon sieben Jahre in Ekeby.“

„Ach, schäme dich, Alter! Ich half dir ja selber in den Ofen hineinzukriechen.“

„Als ob ich deshalb nicht doch der Teufel sein könnte! Ja, ja, Gösta Berling, dich habe ich sicher. Du bist unter der Behandlung der Majorin schon recht gut gediehen.“

„Sie hat mich gerettet“, sagte Gösta. „Was wäre ich ohne sie?“

„Sieh, sieh, als ob sie nicht dabei ihre eigenen Absichten gehabt hätte, wie sie dich in Ekeby festhielt! Du kannst viele in die Falle locken, du hast große Gaben. Einmal suchtest du von ihr loszukommen, ließest dir ein Stückchen Land geben und wurdest Arbeiter. Sie aber ging täglich mit schönen Mädchen bei dir vorüber. Auch Marianne Sinclair war einmal dabei; da warfst du Spaten und Schurz ab und wurdest wieder Kavalier.“

„Der Weg führt dort vorbei, du Esel.“

„Ja, natürlich. Dann kamst du nach Borg, als Informator von Hendrik Dohna, hättest vielleicht Gräfin Märtas Schwiegersonn werden können. Wer war es, der die junge Ebba Dohna wissen ließ, daß

du ein abgesetzter Pfarrer bist? Es war die Majorin, Gösta Berling, sie wollte dich wiederhaben.“

„Große Sache!“ sagte Gösta. „Ebba Dohna starb kurz darauf. Also hätte ich sie doch nicht bekommen.“

Da trat der schwarze Herr dicht an ihn heran und zischte ihm ins Gesicht: „Sie starb, jawohl. Aber sie tötete sich selber – um deinetwillen tat sie es, aber das hat dir noch niemand gesagt.“

„Du bist kein übler Teufel“, sagte Gösta.

„Es war die Majorin, die in allem ihre Hand hatte.“

Gösta brach in Lachen aus.

„Du bist kein übler Teufel“, rief er wild. „Warum sollten wir keinen Pakt mit dir schließen? Du kannst uns die sieben Hüttenwerke verschaffen, wie es dir beliebt.“

„Gut, daß du deinem Glück nicht länger im Wege stehst.“

Die Kavaliers seufzten erleichtert auf. Ohne Göstas Einwilligung hätten sie nichts unternommen.

„Jetzt merke es dir aber,“ sagte Gösta, „wir nehmen die sieben Eisenwerke nur, um unsere Seelen zu retten und nicht, um Hüttenbesitzer zu werden, die Geld zählen und Eisen wiegen. Wir wollen stets Kavaliers bleiben.“

„Goldene Worte der Weisheit“, murmelte der schwarze Herr.

„Wenn wir aber während dieser Zeit irgend etwas tun, was nicht kavaliermäßig ist, irgend etwas Kluges, Nützliches oder Weibisches, so sollst du am Ende des Jahres uns alle zwölf holen und die Hüttenwerke beliebig vergeben.“

Der Böse rieb sich entzückt die Hände.

„Wenn wir alle uns jedoch als wahre Kavaliers benehmen, so sollst du niemals wieder einen Pakt über Ekeby abschließen und weder von uns noch von der Majorin für dieses Jahr einen Lohn erhalten.“

„Das ist hart“, sagte der Böse. „Ach, lieber Gösta, könnte ich nicht eine einzige kleine arme Seele erhalten? Die Majorin könnte ich doch wohl bekommen, weshalb schonst du denn die Majorin?“

„Mit solcher Ware treibe ich keinen Handel,“ brüllte Gösta, „aber

wenn du jemand haben willst, so kannst du den alten Sintram auf Fors holen, der ist reif, das kann ich beschwören.“

„Sieh, sieh, das läßt sich hören“, sagt der schwarze Herr, ohne zu blinzeln. „Die Kavaliers oder Sintram. Das wird ein gutes Jahr.“

Und sie schrieben den Pakt mit Blut aus Göstas kleinem Finger auf das schwarze Papier des Bösen mit feiner Krähenfeder.

Und jubelnd tanzten die Kavaliers um den Punschessel herum, und der Böse machte hohe Bocksprünge, bis er lang neben dem Kessel niederfällt, ihn umbiegt und daraus trinkt. Und alle tun desgleichen, und der Kessel wird von Mund zu Mund geschoben. Zuletzt fällt er durch einen Stoß um, und die klebrige, heiße Flüssigkeit ergießt sich über die Liegenden.

Als sie sich fluchend erhoben, war der Böse verschwunden, aber seine Versprechungen schwebten wie glänzende Kronen über den Häuption der Kavaliers.

Das Weihnachtsmahl

Am Weihnachtstage gibt die Majorin Samzelius ein großes Festessen auf Ekeby.

Der Tisch ist für fünfzig Personen gedeckt, und sie macht die Honneurs in Glanz und Herrlichkeit. In rauschender Seide, schwere, goldene Armbänder an den Armen und Perlen um den weißen Hals geschlungen, empfängt sie ihre Gäste.

Und wo sind die Kavaliers, die am schwarzen Fußboden der Schmiede aus blankgescheuertem Kupferkessel auf das Wohl der neuen Herren von Ekeby trinken?

Sie sitzen an einem besonderen Tische im Winkel neben dem Kachelofen, an diesem Tage ist für sie kein Platz an dem großen Tische. Dorthin kommt das Essen erst spät, der Wein spärlich.

Groß und mächtig ist die Majorin auf Ekeby. Wer wagt es, den Arm gegen sie zum Schlage zu erheben? Wer wagt es, Zeugnis wider

sie anzulegen? Sicherlich nicht die armen Kavaliers, die seit vielen Jahren ihr Brot essen und unter ihrem Dache schlafen. Sie stehen ganz unter ihrer Gewalt. Fern von Ekeby können sie nicht leben.

An dem großen Tische herrscht Leben und Freude: Dort strahlen Marianne Sinclaires schöne Augen. Dort erklingt der fröhlichen Gräfin Dohna munteres Lachen.

Aber bei den Kavalieren sieht es düster aus. Weshalb müssen sie dort in der Ofenecke sitzen? Sind sie denn der Gesellschaft vornehmer Leute nicht würdig?

Die Majorin ist stolz darauf, zwischen dem Grafen auf Borg und dem Probst von Bro zu sitzen. Die Kavaliers lassen die Köpfe hängen wie verstoßene Kinder.

Wie scheue Gäste kommen die munteren Einfälle, denn in den Köpfen der Kavaliers taucht die Nacht ihres Zornes und ihrer Gelübde auf. Zwar sucht Patron Julius dem starken Kapitän Christian Bergh einzureden, daß die am großen Tisch servierten Haselhühner nimmer für alle Gäste ausreichen könnten, aber niemand lacht darüber.

„Ich weiß, wieviel da sind, Kapitän Bergh, aber man hat schon Rat gefunden, für u n s e r e n Tisch hat man statt dessen Krähen gebraten.“

Schließlich kommt eine volle Schüssel mit prächtigen Haselhühnern an den kleinen Tisch.

Aber Kapitän Christian, der sein Leben lang die Krähen verfolgt, und wo es immer sei, sie und ihre Brut ausrottet, ist blind vor Wut, und als man ihm die Schüssel reicht, brüllt er den Bedienten an:

„Glaubst du, daß ich sie nicht wiedererkenne? Brauche ich erst ihr Krächzen zu hören? Pfui Teufel, Christian Bergh Krähen anzubieten! Pfui Teufel!“

Und er schleudert die Haselhühner eins nach dem anderen an die Wand, daß Fett und Soße umherfliegen. Und die Kavaliers jubeln.

Da dringt die zornige Stimme der Majorin an ihre Ohren:

„Hinaus mit ihm!“

Er hört den Ruf. Und entsetzenerregend in seiner Wut erhebt er

sich und nähert sich der Majorin mit gewaltigen Schritten, die den Fußboden erbeben machen.

„Hinaus mit ihm!“ Brüllt sie noch einmal.

Aber er ist wie rasend. Seine gerunzelte Stirne, seine grobe, geballte Faust erregen Angst und Entsetzen. Er ist riesengroß, riesenstark. Gäste und Diener erbeben und wagen nicht, ihn anzurühren.

Er steht vor der Majorin und droht ihr.

„Ich nahm die Krähen und schleuderte sie an die Wand, tat ich nicht recht daran, du Weib?“

„Hinaus mit dir, Kapitän!“

„Schäme dich, du Weibsbild! Christian Bergh Krähen anzubieten!“ Täte ich recht, so nähme ich dich mit deinen sieben Höllen ...“

„Tausend Teufel, Christian Bergh, fluche nicht! Hier fluche ich nur, sonst keiner.“

„Glaubst du, daß ich mich vor dir fürchte, Hexenweib? Meinst du, daß ich nicht weiß, woher du deine sieben Hüttenwerke hast?“

„Schweige, Kapitän!“

„Als Altringer starb, gab er sie deinem Mann, weil du seine Mätresse gewesen bist.“

„Will Er schweigen!“

„Weil du eine so treue Ehefrau gewesen bist, Margareta Samzelius. Und der Major nahm sie und ließ dich schalten und walten und tat, als wüßte er von nichts. Und der Satan hatte sein Spiel in allem, aber nun soll es mit dir aus sein!“

Die Majorin sank nieder, sie war bleich und erzitterte. dann bekräftigte sie mit leiser, sonderbarer Stimme: „Ja, jetzt ist es aus mit mir, und das ist d e i n Werk, Christian Bergh.“

Bei diesem Tone erbebt Kapitän Christian, sein Gesicht verzerrte sich, und Tränen der Angst traten in seine Augen.

„Ich bin betrunken,“ ruft er, „ich weiß nicht, was ich sage. Hund oder Sklave war ich für sie, nichts weiter. Sie ist Margareta Celsing, der ich mein Leben lang gedient habe. Ich sage nichts Böses von ihr. Sollte i c h etwas gegen die schöne Margareta Celsing sagen? Ich bin der Hund, der ihre Tür bewacht, der Sklave, der ihre Lasten trägt.“

Sie mach mich mit Füßen treten, mich schlagen. Ihr seht doch, daß ich schweige und dulde. Ich habe sie vierzig Jahre geliebt. Wie könnte ich etwas Böses von ihr sagen?“

Und er kroch auf den Knien an sie heran, küßte den Saum ihres Kleides und netzte den Fußboden mit seinen Tränen.

Aber nicht weit von der Majorin sitzt ein kleiner, dicker Mann. Er hat borstiges Haar, kleine, schiefstehende Augen und einen vorspringenden Unterkiefer. Er gleicht einem Bären. Ein wortkarger Mann, der seine eigenen Wege geht. Es ist Major Samzelius. Er erhebt sich, und die Majorin mit den fünfzig Gästen tun desgleichen.

Der Major ballt langsam die breiten, behaarten Hände und hebt den Arm.

Doch die Frau spricht zuerst. Mit dumpfem Tone sagt sie.

„Du stahlst mich. Du kamst wie ein Räuber und hast mich genommen. Sie zwangen mich zu Hause mit Drohen und Schlagen, mit Hunger und bösen Worten, dein Eheweib zu werden. Ich habe gegen dich gehandelt, wie du es verdienst!“

Die breite Faust des Majors ballte sich fester. Die Majorin wich einen Schritt zurück.

„Der lebende Aal windet sich unter dem Messer, ein zur Ehe gezwungenes Weib wählt sich einen Geliebten. Willst du mich dafür schlagen, was vor zwanzig Jahren geschah? Warum schlugst du mich damals nicht? Erinnerst du dich nicht, wie er auf Ekeby wohnte, wie wir auf Sjö weilten? Erinnerst du dich nicht, wie er uns in unserer Armut beistand? Wir fuhren in seinem Wagen, tranken seine Weine. Verbargen wir etwas vor dir? Waren seine Diener nicht auch die deigenen? Beschwerste sein Gold nicht deine Taschen? Nahmst du nicht die sieben Hüttenwerke an? Damals schwiegst du und nahmst sie, da hättest du zuschlagen sollen, Berndt Samzelius.“

Ihr Mann wendet sich von ihr ab und blickt alle Anwesenden an. Er liest in ihren Gesichtern, daß sie ihr recht geben und daß sie alle glauben, er habe für sein Schweigen Geld und Gut bekommen.

„Ich wußte es nicht“, sagte er und stampft mit dem Fuß auf.

„Gut, daß du es jetzt weißt“, fällt sie mit gellender Stimme ein.

„Fürchtete ich nicht, daß du sterben könntest, ohne es zu wissen? Gut, daß du es jetzt weißt, so daß ich frank und frei mit dir reden kann, der du mein Gebieter und Gefängniswärter gewesen bist. Wisse denn, daß ich dennoch sein geworden bin, dem du mich gestohlen hast. Mögen es nun alle wissen, alle, die mich verleumdeten!“

Es ist die alte Liebe, die in ihrer Stimme jubelt und aus ihren Augen leuchtet. Vor ihr steht ihr Mann mit geballter Faust. Sie liest Schrecken und Verachtung auf den fünfzig Gesichtern vor sich. Sie fühlt, daß es die letzte Stunde ihrer Macht ist. Aber sie kann es nicht lassen, sich zu freuen, daß sie offen von der schönsten Erinnerung ihres Lebens zu reden vermag.

„Er war ein M a n n, ein herrlicher Mann. Wer warst du, daß du dich zwischen uns zu stellen wagtest? Nimmer sah ich seinesgleichen. Er gab mir Glück und Gut. Gesegnet sei sein Andenken!“

Da ließ der Major den erhobenen Arm sinken – jetzt wußte er, wie er sie strafen konnte. Er brüllte:

„Hinaus aus meinem Hause!“

Sie stand ruhig da.

Aber die Kavaliere starren einander mit bleichen Gesichtern an. Nun schien ja alles in Erfüllung zu gehen, was der Schwarze prophezeit hatte. Nun sahen sie die Folgen davon, daß der Pakt der Majorin nicht erneuert worden war. Oh, diese Hexe!

„Hinaus mit dir!“ fuhr der Major fort. „Erbettle dein Brot auf der Landstraße. Du sollst keinerlei Freude an seinem Gelde haben, du sollst nicht auf seinen Gütern wohnen. Es ist aus mit der Majorin auf Ekeby. An dem Tage, wo du den Fuß in mein Haus setzen wirst, schlage ich dich tot.“

„Treibst du mich aus meinem Heim fort?“

„Du hast kein Heim. Ekeby ist mein.“

Da kommt die Verzagtheit über die Majorin. Sie weicht bis zur Tür zurück, und er ist dicht hinter ihr.

„Du, der das Unglück meines Lebens war, sollst nun auch die Macht haben, mit d a s anzutun?“ klagte sie.

„Hinaus, hinaus!“

Sie lehnt sich an den Türpfosten und bedeckt ihr Gesicht mit den Händen. Sie denkt an den Fluch ihrer Mutter und murmelt vor sich hin:

„Mögest du verleugnet werden, wie ich verleugnet wurde, möge die Landstraße dein Heim, die Strohmiete dein Bett sein! So kommt es also doch dahin!“

Der gute, alte Probst aus Bro und der Oberlandrichter von Munke-
rud suchen den Major zu beruhigen, er aber schüttelt die auf seine
Schulter gelegten milden Hände ab und ruft: „Ich habe bis heute
nichts gewußt. Ich habe die Ehebrecherin nicht eher strafen können.“

Bei diesen Worten erhebt die Majorin ihr Haupt und zeigt ihren alten Mut.

„Eher sollst du gehen als ich. Glaubst du, daß ich dir weiche?“
Und sie tritt von der Tür zurück.

„Helft mir, ihr guten Herren, diesen Mann zu binden und hinauszuwerfen, bis er wieder seiner Sinne mächtig ist! Bedenkt, was er ist und was ich bin. Ich verwalte ganz Ekeby, und er sitzt den ganzen Tag in der Bärenhöhle und füttert die Bären. Helft mir, gute Freunde und Nachbarn. Ein grenzenloses Elend wird hereinbrechen, wenn ich nicht mehr da bin. Der Bauer hat seinen Unterhalt, weil er in meinen Wäldern Holz fällt und mein Eisenerz einfährt. Der Köhler lebt davon, daß er mir Kohlen schafft und der Flößer, weil er mein Holz stromabwärts führt. Ich bin es, die die geldbringende Arbeit verteilt. Schmiede, Handwerker und Zimmerleute leben davon, daß sie mir dienen. Glaubt ihr, daß dieser Mann meine Wirksamkeit weiter ausüben kann? Ich sage euch, daß ihr der Hungersnot Tür und Tor öffnet, wenn ihr mich verjagt.“

Viele Hände erhoben sich, der Majorin zu helfen, viele sanfte Hände legten sich wieder überredend auf die Schultern des Majors, er aber sagte:

„Nein, fort mit ihr! Wer will die Ehebrecherin verteidigen? Wenn sie nicht gutwillig geht, werde ich sie auf den Armen zu meinen Bären hinaustragen.“

Bei diesen Worten sanken die erhobenen Hände.

Und in ihrer höchsten Not wendet sich die Majorin an die Kavaliere.

„Wollt auch ihr zulassen, daß man mich aus meinem Heim treibt, Kavaliere? Habe ich euch zur Winterszeit draußen im Schnee frieren lassen? Habe ich euch bitteres Bier und süßen Brantwein versagt? Nahm ich euch in Lohn oder Arbeit, weil ich euch Nahrung und Kleidung gab? Habt ihr nicht zu meinen Füßen gespielt, treu behütet wie Kinder zur Seite der Mutter? Habt ihr nicht in meinen Sälen getanzt? Sind nicht Lustbarkeiten und Scherz euer täglich Brot gewesen? Laßt nicht zu, daß dieser Mann, der das Unglück meines Lebens war, mich aus meinem Heim treibe, Kavaliere! Laßt mich nicht zur Bettlerin auf der Landstraße werden!“

Bei diesen Worten hatte Gösta Berling sich zu einem schönen dunkelhaarigen Mädchen herangeschlichen, daß an der großen Tafel saß.

„Du warst vor fünf Jahren oftmals auf Borg, Anna!“, sagte er.
„Weißt du, ob es die Majorin war, die Ebba Dohna sagte, daß ich ein abgesetzter Pfarrer bin?“

„Hilf der Majorin, Gösta!“ ist die einzige Antwort des Mädchens.

„Du wirst begreifen, daß ich zuvor wissen muß, ob sie mich zum Mörder gemacht hat.“

„Ach, Gösta, was sind das für Gedanken? Hilf ihr, Gösta!“

„Du willst nicht antworten, merke ich. Also hat Sintram doch wahr gesprochen.“ Und Gösta geht wieder zu den Kavaliern. Er hebt nicht den Finger, um der Majorin zu helfen.

Oh, daß die Majorin die Kavaliere nicht an einen besonderen Tisch unten am Kachelofen hingesetzt hätte! Jetzt sind die Gedanken der Nacht in ihren Köpfen wach geworden, jetzt flammt auf ihren Gesichtern ein Zorn, der furchtbar ist wie der Zorn des Majors.

In erbarmungsloser Härte hören sie die Bitten der Majorin an. Muß nicht alles, was sie sehen, ihre nächtlichen Gesichter bekräftigen?

„Man merkt, daß sie ihren Pakt nicht erneuert hat“, murmelt einer.

„Fahr zur Hölle, Hexenweib“, schreit ein anderer.

„Von Rechts wegen sollten wir es eigentlich sein, die dich zur Tür hinausjagen.“

„Esel,“ ruft der alte schwache Onkel Eberhard den Kavalieren zu, „begreift ihr denn nicht, daß es Sintram war?“

„Gewiß begreifen wir das, natürlich wissen wir es,“ antwortet Julius, „aber was weiter? Kann es nicht trotzdem wahr sein? Handelt Sintram nicht im Auftrage des Bösen?“

„Eberhard, geh du doch und hilf ihr!“ höhnen sie. „Du glaubst ja nicht an die Hölle!“

Und Gösta Berling steht unbeweglich und stumm dabei.

Nein, diese drohende, murrende, streitsüchtige Schar von Kavalieren wird der Majorin nicht zu Hilfe kommen.

Sie legt die eine Hand auf die Türklinke und erhebt die andere.

„Merket auf, ihr, die ihr mich nun fallen laßt! Merket wohl, daß eure Stunde bald kommen wird! Wie wollt ihr euch halten, wenn ich euch nicht stütze? Du, Melchior Sinclaire, der du eine schwere Hand hast und sie dein Weib fühlen läßt, hüte dich! Du, Probst von Broby, jetzt kommt das Strafgericht! Hauptmännin Uggla, hüte dein Haus, denn die Armut kommt! Ihr jungen, schönen Weiber, Elisabeth Dohna, Marianne Sinclaire, Anna Stjärnhök, glaubt nicht, daß ich die einzige bin, die aus ihrem Heim fliehen muß! Und hütet euch, ihr Kavalier, ein Sturm wird nun über das Land hingehen. Ihr werdet von der Erde weggefegt werden, nun ist eure Zeit wahrlich vorbei! Ich klage nicht um meinetwillen, aber um eich, denn der Sturm wird über eure Häupter hingehen, und wer wird stehen, wenn ich falle? Und mein Herz jammert um des armen Volkes willen. Wer wird ihnen Arbeit geben, wenn ich fort bin?“

Jetzt öffnet die Majorin die Tür, aber da hebt Christian Bergh das Haupt und sagt:

„Wie lange soll ich hier zu deinen Füßen liegen, Margareta Cel-sing? Willst du mir nicht verzeihen, damit ich aufstehen und dich verteidigen kann?“

Da bestand die Majorin einen harten Kampf mit sich selber; aber sie erkannte, daß, wenn sie ihm verzieh, er mit ihrem Mann kämpfen

würde, und der Man, die sie vierzig Jahre treu geliebt hatte, würde zum Mörder werden.

„Soll ich nun auch noch verzeihen? Bist du nicht schuld an meinem Unglück, Christian Bergh? Geh zu den Kavalieren und freue dich deines Werkes!“

Und die Majorin ging hinaus. Sie ging in voller Ruhe und ließ den Schrecken hinter sich. Sie fiel, aber noch in ihrer Erniedrigung war sie nicht ohne Größe. Sie versank nicht in ihrem Kummer, sondern jubelte noch im Alter über ihre Jugendliebe.

Sie verfiel nicht in Jammern und klägliches Weinen, als sie alles hinter sich ließ, sie schreckte nicht davor zurück, mit Bettelsack und Krückstock durch das Land zu wandern, sie bedauerte nur die armen Bauern und alle, die sie beschützt hatte.

Sie war von allen verlassen, und dennoch hatte sie die Kraft ihren letzten Freund von sich zu weisen, um ihn nicht zum Mörder zu machen.

Sie war eine merkwürdige Frau, voller Kraft und Tatendrang. Wir werden nicht sobald ihresgleichen sehen.

Am nächsten Tage zog Major Samzelius von Ekeby nach Sjö auf sein eigenes Gut, das ganz nahe bei dem großen Eisenwerk liegt.

In Altringers Testament, durch das der Major die Eisenwerke ge-erbt hatte, stand klar und deutlich, daß keins davon verkauft oder ver-schenkt werden dürfte, sondern das alles nach des Majors Tode an seine Ehefrau oder deren Erben fallen solle. Da er demnach das ver-haßte Erbe nicht verschleudern konnte, setzte er die Kavalier als Herren darüber ein und hoffte damit Ekeby und den sechs anderen Eisenwerken den schlimmsten Schaden zuzufügen.

Da nun niemand im Lande es bezweifelte, daß der böse Sintram die Befehle des Satans vollführe, und da alles, was er versprochen hatte, sich so glänzend erfüllte, waren die Kavalier ganz sicher, daß der Pakt Punkt für Punkt in Kraft treten würde, und sie hielten die Majorin für eine Hexe, die ihr Verderben gewollt hatte.

Der alte Onkel Eberhard, der Philosoph, verspottete sie zwar des-halb, aber wer fragte nach einem solchen Mann, der so halsstarrig an

seinem Unglauben festhielt, daß er, wenn er auch inmitten der Höllenflammen gelegen und alle Teufel ihn grinsend umringt hätten, doch behaupten würde, daß sie nicht existierten, weil sie nicht existieren könnten, denn Onkel Eberhard war ein großer Philosoph.

Gösta Berling sagte keinem, was er glaubte. Sicher ist, daß er der Majorin wenig dafür schuldig zu sein glaubte, daß sie ihn zum Kavaliere auf Ekeby gemacht hatte. Es schien ihm besser, er wäre gestorben, als daß er nun sein Gewissen davon belastet fühlte, er trage die Schuld an Ebba Dohnas Selbstmord. Er hob nicht die Hand, um sich an der Majorin zu rächen, aber auch nicht, um ihr zu helfen. Er vermochte es nicht. Jedoch die Kavaliere waren zu großer Macht und Herrlichkeit gekommen. Weihnachten stand wieder vor der Tür, mit Festen und Lustbarkeiten, die Herzen der Kavaliere waren voller Jubel, und welcher Kummer auf Gösta Berling lasten mochte, sein Gesicht und seine Lippen verrieten nichts davon.

Gösta Berling, der Dichter

Es war Weihnachten, und auf Borg sollte ein Ball stattfinden. Dort wohnte ein junger Graf Dohna, der sich unlängst mit einer jungen Gräfin vermählt hatte.

Auch nach Ekeby war eine Einladung an die Kavaliere ergangen, aber nur Gösta hatte Lust zu fahren.

Borg und Ekeby liegen an den entgegengesetzten Ufern des Löfven. Borg in Svartsjö, Ekeby in Bro. Da der See unpassierbar war, mußte man einige Meilen über Land fahren.

Die alten Herren hatten den armen Gösta zu dem Fest wie einen Königssohn ausgestattet, der die Ehre eines Königreiches zu vertreten hatte.

Der Frack mit den blanken Knöpfen war neu, das Jabot steif, und die Lackschuhe blitzten. Er trug einen Pelz von feinstem Biber und eine Zobelmütze auf seinem hellen, lockigen Haar. Sie ließen ein Bä-

renfell mit silbernen Klauen über seinen Schlitten breiten und lieben den schwarzen Don Juan, den Stolz des Stalles, vorspannen.

Gösta pfiff seinem weißen Tankred und fuhr jubelnd von dannen, im Glanze des Reichtums und der Pracht, er, der ohnehin schon durch seine Schönheit und die Grazie seines Geistes leuchtete.

Er fuhr auch bei Berga, dem Gut des Hauptmanns Ugglå, vor, wo er Mittag essen wollte. Berga war keines reichen Mannes heim. Der Hunger hatte auch dort seinen Weg hingefunden, aber auch er wurde mit Scherz, Freude, Sang und Spiel empfangen wie andre Gäste und ging ebenso ungern wie sie.

Gösta wurde von der alten Mansell Ulrike Dillner, der Hüterin der Küche und Webstube, auf der Treppe begrüßt. Ihre falschen Locken, die über ihr braunes, runzeliges Gesicht fielen, hüpfen vor Freude. Nachdem sie ihn in den Saal geführt hatte, begann sie sogleich von den schweren Zeiten auf Berga zu erzählen. Sie hätten nicht einmal mehr etwas Meerrettich zum Pökelfleisch im Hause, so daß Ferdinand und die Mädchen Disa angespannt hätten, um in Munkerud etwas zu leihen.

Der Hauptmann wäre im Walde und würde wohl mit einem zähen Hasen heimkommen. Und die Hauptmännin, dieser Engel Gottes, der doch nicht zur Arbeit geschaffen sei, läge noch Romane lesend im Bett, wie immer. Einen ganzen Winter durch hätten sie wahrhaftig nur einen einzigen Bärenschinken im Hause gehabt. „Wir schulden dem bösen Sintram Geld, und er kann uns alles nehmen. Zwar ist Ferdinand mit der reichen Anna Stjärnhök verlobt, aber sie wird seiner überdrüssig. Und was wird dann aus uns mit unseren drei Kühen und unseren neun Pferden und unseren fröhlichen jungen Damen, die von ball zu Ball fahren wollen, und aus unseren dürren Äckern und aus unserem guten Ferdinand, der nie ein richtiger Mann werden wird! Was wird aus diesem ganzen gesegneten Hause, wo alles gedeiht außer der Arbeit?“

Aber zu Mittag versammelten sich alle. Der gute, sanfte Ferdinand und die fröhlichen Töchter kamen mit dem entliehenen Meerrettich. Der Hauptmann kam, gestärkt durch ein Bad in einer Eiswake und

durch eine Jagd im Walde. Und die Hauptmännin kam im seidenen Kleide, von dem breite Spitzen über ihre weißen Hände fielen, die sie Gösta zum Kusse reichte.

Alle begrüßten ihn voller Freude und fragte vergnügt:

„Wie lebt ihr auf Ekeby, wie geht es in dem gelobten Lande?“

„Dort fließt Milch und Honig. Wir nehmen das Eisen aus den Bergen und füllen unsere Keller mit Wein. Der Acker trägt Gold, mit dem wir des Lebens Elend vergolden, und wir schlagen das Holz unserer Wälder, um Kegelbahnen und Lusthäuser zu bauen.“

Aber die Hauptmännin seufzte lächelnd „Dichter“!

„Ich habe viele Sünden auf dem Gewissen,“ antwortete Gösta, „aber ich habe noch n i e eine Zeile gedichtet.“

„Du bist dennoch ein Dichter, Gösta, den Beinamen wirst du nicht mehr los. Du hast mehr Dichtungen erlebt, als unsere Dichter schrieben.“

Dann sprach sie mild wie eine Mutter über sein vergeudetetes Leben. „Ich werde es doch noch erleben, dich zum rechte Mann werden zu sehen.“ Und es tat ihm wohl, diese treue Freundin zu hören, deren starkes, schwärmerisches Herz vor Liebe zu großen Taten flammte.

Bald nach der Mahlzeit trat der böse Sintram herein, weil er schlechte Nachrichten bringen konnte.

„Habt ihr gehört, daß Anna Stjärnhök heute mit dem reichen Dahlberg zum erstemal in der Kirche von Svartsjö aufgeboden worden ist? Sie muß vergessen haben, daß sie mit Ferdinand verlobt war.“

Sie hatten nichts davon gehört. Die Hauptmännin streichelte zärtlich tröstend ihren Sohn.

Doch Gösta Berling, der Unüberwindliche, rief:

„Hört, noch ist die Zeit zu Jammern nicht da. Das hat die Pfarrerin auf Svartsjö angerichtet. Die hat Anna überredet, Ferdinand aufzugeben und den alten Dahlberg zu nehmen, aber noch sind sie nicht getraut und sollen es auch nimmer werden. Ich fahre jetzt nach Borg und treffe Anna dort. Ich werde mit ihr reden, ich werde sie von den Pfarrersleuten und dem Bräutigam losreißen.“

Und so geschah es. Gösta fuhr allein nach Borg, und Sintra, der innerlich jubelte, den alten Dahlberg genarrt zu sehen, hüllte ihn in seinen grünen Reiseschal, ein Geschenk von Ulrike Dillner.

Die Hauptmännin trat noch mit drei rot eingebundenen, kleinen Büchern an die Treppe und sagte zu Gösta:

„Nimm sie und behalte sie, wenn es missglückt. Es ist ‚Corinne‘ von Madame Stael. Ich will nicht, daß sie verauktioniert werden.“

„Mir wird es nicht missglücken.“

„Ach, Gösta, Gösta,“ sagte sie und strich mit der Hand über sein entblößtes Haupt, „du Stärkster und Schwächster unter den Menschen! Wie lange wirst du daran denken, daß das Glück einiger armer Menschen in deiner Hand liegt?“

Wieder flog Göstas schwarzer Don Juan auf der Landstraße dahin, gefolgt von dem weißen Tankred, und der Jubel des Abenteurers erfüllte seine Seele. Er fühlte sich wie ein junger Eroberer: der Geist war über ihn gekommen.

In Svartsjö fragte er, ob er Anna zum Balle fahren dürfe. Und es geschah. Ein schönes, eigensinniges Mädchen hatte er nun im Schlitten. Wer wäre nicht gern mit dem schwarzen Don Juan gefahren!

Die jungen Leute waren anfangs schweigsam, aber dann begann ein übermütiges Gespräch.

„Hast du gehört, was der Pfarrer heute auf der Kanzel verlesen hat, Gösta?“

„Hat er gesagt, daß du das schönste Mädchen zwischen Löfven und Klarälven bist?“

„Du bist dumm, Gösta, das wissen die Leute ohnehin. Er hat mich mit dem alten Dahlberg aufgeboden.“

„Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich dich schwerlich im Schlitten sitzenlassen und mich auf den Bock gesetzt. Ich hätte dich überhaupt gar nicht mitgenommen.“

Und die stolze Erbin antwortete:

„Ich wäre auch ohne Gösta Berling hingekommen.“

„Es ist doch schade, Anna, daß deine Eltern nicht mehr leben. Nun bist du einmal wie du bist, und niemand darf es mit dir so genau

nehmen.“

„Es ist noch viel bedauerlicher, daß du mir das nicht früher gesagt hast, dann hätte mich ein anderer fahren können.“

„Die Pfarrerin denkt wie ich, daß du jemand brauchst, der Vaterstelle an dir vertritt, sonst hätte sie dich wohl nicht mit einem so alten Gaul zusammengespannt.“

„Die Pfarrerin hat mich gar nicht dazu bestimmt.“

„Bewahre Gott, da hast du dir wohl gar selber einen so schönen Mann erwählt?“

„Er nimmt mich wenigstens nicht meines Geldes wegen.“

„Nein, die Alten laufen nur den blauen Augen und den roten Wangen nach.“

„O Gösta, daß du dich nicht schämst!“

„Bedenke aber, daß du mit den jungen Männern nicht mehr scherzen darfst! Nun ist Spiel und Tanz vorbei. Du gehörst nun in die Sofaecke.“

Dann schwiegen sie, bis sie die steilen Hügel von Borg hinauffuhren.

„Danke für die Fahrt! Ich werde nicht sobald wieder mit Gösta Berling fahren.“

„Danke für das Versprechen! Ich kenne so manchen, der es bereut, mit dir zum Feste gefahren zu sein.“

Im Tanzsaal erblickte sie zuerst den kleinen kahlköpfigen Dahlberg an der Seite des hohen, schlanken, goldlockigen Gösta Berling. Sie hätte am liebsten alle beide aus dem Zimmer gejagt.

Ihr Verlobter kam, um sie zum Tanz aufzufordern, sie aber empfing ihn mit verächtlichem Staunen.

„Willst du tanzen? Du pflegst es doch sonst nicht zu tun.“

Die jungen Mädchen beglückwünschten sie.

„Ihr glaubt dich nicht, daß jemand sich in den alten Dahlberg verlieben wird. Aber er ist reich, und ich bin reich, also passen wir gut zusammen.“

Die alten Damen drückten ihr die weiße Hand und sprachen von des Lebens höchstem Glück.

„Gratuliert der Pfarrerin, sie ist froher darüber als ich.“

Aber Gösta Berling wurde mit Jubel begrüßt. Niemals hatte sie ihn so gesehen. Das war kein ausgestoßener, verworfener, heimatloser Komödiant, nein, er war ein König unter den Männern.

Er und die anderen jungen Männer verschworen sich gegen sie. Sie sollte daran denken, was sie getan hatte, als sie ihr schönes Gesicht und ihren Reichtum an einen alten Mann wegwarf. Und sie ließen sie während zehn Tänzen sitzen.

Sie war wütend.

Zum elften Tag kam ein junger Mann, mit dem keine tanzen wollte, und forderte sie auf. Sie sagte:

„Das Brot ist alle, nun kommt die Rinde.“

Beim Pfänderspiel steckten goldlockige Mädchen die Köpfe zusammen und verurteilten sie, denjenigen zu küssen, der ihr der liebste sei. Und lächelnd warteten sie darauf, die stolze Schöne den alten Dahlberg küssen zu sehen.

Sie aber erhob sich, herrlich in ihrem Zorn.

„Kann ich nicht ebensogut demjenigen, den ich am wenigsten mag, eine Ohrfeige geben?“

Einen Augenblick darauf brannte Göstas Wange unter ihrer festen Hand. Er wurde glühend rot, aber er besann sich, ergriff ihre Hand, hielt sie eine Sekunde fest und flüsterte:

„In einer halben Stunde wirst du mich untern im roten Zimmer treffen!“

Seine blauen Augen strahlten sie an und umschlossen sie mit Gewalt. Sie wußte, daß sie gehorchen müsse.

Unten empfing sie ihn mit stolzen bösen Worten.

„Was geht es Gösta Berling an, mit wem ich mich verheirate?“

Er hielt es noch nicht für nötig, von Ferdinand zu reden.

„Es scheint mir, daß es keine zu strenge Strafe war, dich bei zehn Tänzen sitzenzulassen. Aber du willst die Freiheit haben, Eidschwüre und Gelübde ungestraft zu brechen. Wenn ein besserer Mann als ich das Strafgericht abgehalten hätte, so hätte die Strafe härter sein können.“

„Was habe ich dir und euch allen getan, daß ihr mich nicht in Frieden laßt? Ihr verfolgt mich um des Geldes willen. Ich werde es in den Löffeln werfen, da mag es herausfischen, wer da will.“

Sie verbarg die Augen in den Händen und weinte vor Ärger.

Das rührte des Dichters Herz. Er schämte sich seiner Strenge und sprach mit zärtlichem Tonfall:

„Ach Kind, Kind, vergib mir! Vergib dem armen Gösta Berling! Keiner kümmert sich darum, was so ein armer Schlucker sagt oder tut. Es war Wahnsinn, aber ich wollte verhindern, daß das schönste und reichste Mädchen den Alten heirate. Und nun habe ich dich nur betrübt!“

Er setzte sich zu ihr auf das Sofa. Sanft legte er seinen Arm um ihre Taille und suchte sie mit zärtlicher Fürsorge zu stützen und zu beruhigen.

Sie wich ihm nicht aus. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und weinte, ihr schönes Haupt an seine Schulter gelehnt.

„Wenn ich das gewußt hätte,“ flüsterte sie, „hätte ich niemals den Alten genommen. Ich habe dich heute abend beobachtet. Niemand ist dir gleich.“

Zwischen seinen bleichen Lippen preßte Gösta ein Wort, hervor: „Ferdinand.“

Sie machte ihn durch einen Kuß verstummen.

„Er ist nichts, niemand ist etwas außer dir. Dir werde ich treu bleiben.“

„Ich bin Gösta Berling, mit mir kannst du dich nicht verheiraten“, sagte er finster.

„Du bist der, den ich liebe, du brauchst nichts zu tun, nichts zu sein. Du bist der geborene König.“

Da kam Glut in den Dichter. Sie war schön und hold in ihrer Liebe. Er schloß sie in seine Arme. „Wenn du mir gehören willst, kannst du nicht im Pfarrhof bleiben. Fahre heute Nacht mit mir nach Ekeby, da werde ich dich zu verteidigen wissen, bis wir unsere Hochzeit feiern können.“

* *
*

Dann gab es eine heiße Fahrt. Sie hing an seinem Halse, und er flüsterte: „Gibt es eine größere Seligkeit, als das geraubte Glück in den Armen zu halten?“

Was bedeutet das Aufgebot? Sie lieben einander. Gösta glaubte an das Schicksal: gegen das Schicksal vermag niemand zu kämpfen.

Sie waren glücklich am Pfarrhof und an Munkerud vorbeigefahren. Der Weg streckte sich am Waldesrande hin. Rechts lagen dunkle Wege, links ein langes, weißes Tal.

Da kam Tankred angerast. Mit Angstgeheul sprang er in den Schlitten und lagerte sich zu Annas Füßen. Don Juan zog heftig an der Leine und sprengte im Galopp vorwärts.

„Wölfe“, sagte Gösta Berling.

Anna hatte keine Furcht. Das war Leben, so über den knisternden Schnee hinzujagen, Menschen und wilden Tieren zum Trotz.

Gösta stieß einen Fluch aus und versetzte Don Juan einen mächtigen Peitschenhieb.

„Hast du Furcht?“ Fragte sie.

„Sie wollen uns dort an der Wegbiegung anfallen.“

Dann rasten sie dahin, mit den wilden Tieren um die Wette. Den grünen Reiseschal hatten sie hinten an den Schlitten gebunden. Die Wölfe stutzten einen Moment, aber bald sprang einer keuchend, mit hängender Zunge und offenem Rachen, bis dicht an den Schlitten heran, da nahm Gösta Madame Staels ‚Corinne‘ und schleuderte ihm das Buch in den Rachen.

Sie atmeten einen Moment auf, während die Tiere die Bücher zerfetzten, aber bald hörten sie die keuchenden Atemzüge hinter sich. Sie wußten, daß sie vor Berga kein Menschheim erreichen konnten, aber Gösta meinte, es sei schlimmer, dort den Betrogenen ins Auge zu blicken, als zu sterben.

Bald sahen sie Berga am Waldesrande liegen. Die Fenster waren erhellt. Gösta wußte, wem das galt.

Doch nun flohen die Wolfe, da sie die Nähe der Menschen fürch-

teten, und Gösta fuhr an Berga vorüber. Aber dort, wo der Weg in den Wald hineinführte, warteten die Wölfe auf ihn.

„Wir wollen nach dem Pfarrhof zurückfahren und sagen, wir hätten eine Lustfahrt bei Sternenschein gemacht.“

Sie kehrten um, aber im nächsten Augenblick war der Schlitten von den Wölfen umringt. Die weißen Zähne blitzten im offenen Rachen, und die glühenden Augen funkelten. Sie heulten vor Hunger und Blutdurst.

„Jetzt gilt es unser Leben“, sagte Anna und beugte sich nieder, Tankred im Genick zu packen.

„Laß nur, daß hilft nicht! Die Wölfe sind heute nacht nicht um des Hundes willen gekommen.“

Mit diesen Worten fuhr Gösta in den Hof von Berga ein, während die Wölfe ihm bis zur Treppe nachjagten, er mußte sich ihrer mit der Peitsche erwehren. Als sie vor der Treppe hielten, sagte er:

„Anna, Gott will es nicht. Wenn du das Weib bist, für das ich dich halte, so sei jetzt tapfer!“

Drinne hatte man die Schlittenschellen gehört, und alle kamen heraus.

„Er hat sie“, riefen alle. „Es lebe Gösta Berling!“

Es wurde nicht viel gefragt. Die Nacht war weit vorgeschritten, die Reisenden waren von ihrer gefährlichen Fahrt aufgeregt und bedurften der Ruhe. Es genügte ja, daß Anna da war.

Alles war gut. Nur ‚Corinne‘ und der grüne Reiseschal waren verloren.

* *
*

Das ganze Haus schlief. Da erhob sich Gösta und schlich hinaus, um unbemerkt seinen Schlitten anzuspannen. Anna Stjärnhök trat aus dem Hause und sagte:

„Ich hörte dich hinausgehen, da stand ich auch auf. Ich bin bereit, mit dir zu fahren.“

Er nahm ihre Hand und erwiderte:

„Begreifst du denn noch nicht, daß es nicht sein kann? Gott will es

nicht. Ich war heute mittag hier und sah ihren Jammer über deine Treulosigkeit. Da fuhr ich nach Borg, um dich zu Ferdinand herzubringen. Aber ich war stets ein erbärmlicher Mensch und werde es wohl bleiben. Ich betrog ihn und behielt dich für mich. Hier wohnt eine alte Frau, die an mich glaubt, auch sie betrog ich. Und ein anderes altes, armes Geschöpf will hier hungern und frieren, nur um unter Freunden zu sterben, und dennoch war ich bereit, dem bösen Sintram ihr Heim in die Hände fallen zu lassen. Du warst schön, und die Sünde ist süß. Gösta Berling läßt sich so leicht verlocken. Ach, welch ein armseliger Kerl bin ich doch! – Ich weiß, wie sehr sie ihr Heim lieben, und doch war ich noch eben bereit, es der Zerstörung preiszugeben. Um deinetwillen vergaß ich alles, du warst so herrlich in deiner Liebe. Aber jetzt, Anna, da ich ihre Freude gesehen habe, will ich dich nicht für mich behalten, nein, ich will es nicht. Du hättest mich zum Menschen machen können, aber ich darf dich nicht behalten. Oh, du meine Geliebte! Der dort oben spielt mit unserem Willen. Es ist nun Zeit, daß wir uns seinem Willen beugen. Sage mir, daß du von heute an deine Last tragen willst. Sie alle verlassen sich auf dich. Sage, daß du bei ihnen bleiben und ihnen Stab und Stütze sein willst! Wenn du mich liebst, wenn du meinen tiefen Kummer erleichtern willst, so gelobe mir das! Meine Liebste, ist dein Herz so groß, daß du dich selbst bezwingen und dabei lächeln kannst?“

„Ich werde tun, was du willst: mich opfern und dabei lächeln.“

„Und du wirst meine armen Freunde nicht hassen?“

Sie lächelte wehmütig.

„Solange ich dich liebe, werde ich auch sie lieben.“

„Jetzt weiß ich erst, welch ein Weib du bist. Es wird mir schwer, von dir zu scheiden.“

„Lebe wohl, Gösta! Fahre nun mit Gott! Meine Liebe soll dich zu nichts Bösem verführen.“

„Wirst du mich bald vergessen?“

„Fahre jetzt, Gösta! Wir sind nur Menschen.“

Er sprang in den Schlitten, da kam sie noch einmal näher.

„Denkst du nicht an die Wölfe?“

„Gerade an die denke ich, aber sie haben ihr Werk getan. Mit mir haben sie heute Nacht nichts mehr zu schaffen.“

Noch einmal streckte er ihr die Arme entgegen, aber Don Juan wurde ungeduldig und galoppierte davon. Gösta ergriff nicht die Zügel, sondern blickte zurück. Dann begann er wie ein Verzweifelter zu weinen.

„Ich habe das Glück besessen und es davongejagt. Ich habe sie selber von mir gejagt. Warum behielt ich sie nicht?“

Ach, Gösta Berling, du Stärkster und zu Schwächster unter den Menschen!

La cachucha

Schlachtroß, Schlachtroß! Du altes, das jetzt auf dem Acker front, Erinnerst du dich deiner Jugend?

Erinnerst du dich des Tages der Schlacht? Mutig sprengtest du vorwärts, wie von den Schwingen des Windes getragen! Deine Mähne wehte über dir gleich flackernder Lohe, auf deiner schwarzen Brust glänzten Blutstropfen zwischen flockigem Schaum. In goldenem Geschirr sprengtest du dahin, unter dir erdröhnte die Erde. Du bebtest vor Wonne, mutiges Schlachtroß. Ach, wie warst du schön!

Über dem Kavaliersflügel schwebt graue Dämmerung. Aber drinnen hört man Lilliecronas Geige. Er spielt die *cachucha*. Weshalb spielt er diesen verdammten Tanz gerade jetzt, wo Örneclou, der Fähnrich, von Gicht geplagt, so schwer krank daniederliegt, daß er sich nicht rühren kann? Kann die *cachucha* auf den schwankenden Dielen, zwischen den engen Wänden des Kavaliersflügels getanzt werden? Draußen heult der Schneesturm. Willst du die Flocken tanzen lehren? Spielst du für die leichtfüßigen Kinder des Schneegestöbers auf?

Die Kavaliere trocknen ihre nassen Kleider. Werden sie sich in hohen Stiefeln mit eisenbeschlagenen Doppelsohlen im Tanze

schwingen? Den ganzen Tag über sind sie durch ellenhohen Schnee gewandert, um die Bärenhöhle zu finden.

Grausamster der Menschen, gibst du das Signal für das gefesselte Schlachtroß? Rutger von Örneclou liegt mit Gichtschmerzen im Bett. Erspare ihm die Qual der holden Erinnerung, Meister des Spiels! Auch er hat den Sombrero und das bunte Haarnetz getragen, auch er besaß die Samtjacke und den Gürteldolch! Schone den alten Örneclou, Meister!

Aber Lilliecrona spielt immer wieder la *cachucha*. Und Örneclou leidet wie der Liebende, der die Schwalbe zur fernen Wohnstätte der Geliebten fliegen sieht, leidet wie der flüchtige Kirsch, der von den Verfolgern an der erfrischenden Quelle vorbeigetrieben wird.

Liliencorna läßt einen Augenblick die Geige sinken.

„Fähnrich, erinnerst du dich an Rosalie von Berger?“

Örneclou stößt einen kräftigen Fluch aus.

„Sie war leicht wie eine helle Flamme. Erinnerst du dich ihrer vom Theater in Karlstadt her? Wir sahen sie, als wir beide noch jung waren.“ Ob sich der Fähnrich erinnerte! Sie war klein und mutwillig. Wie Sprühfeuer. Sie konnte die *cachucha* tanzen. Sie lehrte die jungen Herren in Karlstadt die *cachucha* tanzen und mit den Kastagnetten klappern. Auf dem balle des Landeshauptmanns tanzte der Fähnrich mit Fräulein von Berger im spanischen Kostüm einen *pas de deux*.

Niemand in ganz Värmland tanzte die *cachucha* so gut wie er. Welch ein Kavalier war er gewesen, so schlank, so schön, so ritterlich! Die jungen Mädchen nannten ihn den schönen Örneclou.

Er weiß nicht, wie es geschah, aber er hat den Fuß aus dem Bett gesetzt, er steht aufrecht da, beugt sich, hebt die Arme, knipst mit den Fingern und will wie früher über den Fußboden schweben, als er noch so enge Lackschuhe trug, daß man die Fußlängen von den Strümpfen abschneiden mußte.

„Bravo, Örneclou! Bravo, Lilliecrona, spiel' Leben in ihn hinein!“

Der Fuß versagt, er sinkt wieder auf sein Bett zurück.

Schöner Sennor, Ihr seid alt geworden.

Die Sennorita vielleicht ebenfalls.

Nur unter Granadas Platanen wird die *cachucha* von ewig jungen Gitanos getanzt. Ewig jung wie die Rosen, weil jeder Frühling neue bringt.

Also ist die Stunde gekommen, in der die Violinsaiten zerschnitten werden müßten.

Nein, spiele, Lilliencrona, spiele ewig die *cachucha*!

Lehre uns, daß wir hier im Kavaliersflügel selbst noch mit schweren Körpern und steifen Gliedern in unseren Gefühlen stets dieselben bleiben, allzeit Spanier.

Schlachtroß, Schlachtroß!

Sage, daß du das Trompetensignal liebst, das dich zum Galopp verleitet, wenn du dir auch an Eisenfesseln deinen Fuß blutig reißest.

Der Ball auf Ekeby

Oh, ihr Frauen vergangener Zeiten! Von euch reden bedeutet vom Himmelreich reden: eitel Schönheit waret ihr, eitel Licht. Ewig jung, ewig schön waret ihr, und mild wie das Auge der Mutter, die auf ihr Kind niederblickt. Weich wie junge Eichkätzchen hinget ihr am Halse eurer Gatten. Niemals bebte eure Stimme im Zorn, niemals runzelte ihr die Stirn, eure weiche Hand wurde nie rauh und hart. Ihr lieblichen Heiligen, wie geschmückte Statuen standet ihr im häuslichen Tempel. Räucherwerk und Gebete wurden euch gespendet, durch euch vollbrachte die Liebe ihre Wunder, und um eure Scheitel spann die Dichtung ihren goldenen Glorienschein.

Vierzehn Tage nach dem Ball auf Borg gab es ein Fest auf Ekeby. Welch ein Fest!

Greise und alte Mütterchen konnten wieder jung werden, lächeln und sich freuen, wenn sie nur davon erzählten.

Aber damals waren auch die Kavaliere Alleinherrscher auf Ekeby.

Denn die Majorin wanderte als Bettlerin im Lande umher, und der Major wohnte auf Sjö. Er konnte nicht einmal an dem Fest teilnehmen, weil in Sjö die Pocken ausgebrochen waren, und weil er die Ansteckung weiter zu verbreiten fürchtete.

Oh, ihr Frauen vergangener Zeiten, ihr besaßet den Schlüssel zur Pforte des Paradieses!

Ekebys Säle wimmeln von den Herrlichsten eurer Schar. Da ist die junge Gräfin Dohna, voll sprühender Heiterkeit, immer bereit zu Spiel und Tanz, wie es ihren zwanzig Jahren ziemt. Dort sind die schönen Töchter des Oberlandrichters Munkerud und die munteren Mädchen von Berga, dort ist Anna Stjärnhök, tausendmal schöner als früher, voll milder Schwermut, die sie in jener Nacht zeichnete, als die Wölfe sie verfolgten. Und dort ist auch die schöne Marianne Sinclair.

Sie, die Berühmte, die am Hofe des Königs gegläntzt hatte, die Königin der Schönheit, der im ganzen Lande gehuldigt wurde. Der Ruf von ihren Siegen erfüllt das Land.

Man sprach von Grafenkronen, die über ihrem Haupte schwebten, von den Millionen, die man ihr zu Füßen legen wollte, von den Kriegsschwertern und den Dichterkränzen, deren Glanz lockte und warb.

Und sie war nicht nur schön. Sie war auch geistreich und voller Wissen. Die bedeutendsten Männer ihrer Zeit unter hielten sich gern mit ihr. Viele ihrer Gedanken erstanden in den Gesängen ihrer dichtenden Freunde zu neuem Leben.

In Värmland, dem Bärenlande, hielt sie sich selten auf. Sie lebte beständig auf Reisen.

Ihr Vater, der reiche Melchior Sinclair, saß mit seiner Frau zu Hause auf Björne und ließ Marianne zu ihren vornehmen Freunden in den großen Städten und den mächtigen Herrenhöfen fahren. Er hatte seine Freude daran, zu erzählen, wieviel Geld Marianne verbrachte, und die beiden Alten lebten glücklich im Glanze von Mariannes strahlendem Dasein.

Sie führte ein Leben voller Vergnügungen und Huldigungen. Die

Luft um sie her war von Liebe erfüllt, Liebe ward ihr Licht, Liebe ihr täglich Brot.

Sie hatte oft, sehr oft, selbst geliebt, aber niemals hatte das Liebesfeuer lange genug gebrannt, um die Ketten daran zu schmieden, die fürs Leben binden.

Sie pflegte von der Liebe zu sagen: „Ich harre ihrer wie eines starken Eroberers. Ich will die Liebe so stark in mir fühlen, daß ich vor ihr erbebe.“

Ihre Gegenwart verlieh der Rede Feuer, dem Weine Leben. Sie strahlte in Komödien, ihre schöne Lippen ...

Still – es war nicht ihre Schuld, es hätte nie in ihrer Absicht gelegen! Es war der Balkon, der Mondschein, der Spitzenschleier, die Rittertracht, der Gesang, die es verschuldeten.

All das, was soviel Unglück zeitigen sollte, war doch in bester Absicht geplant worden. Patron Julius hatte ein lebendes Bild arrangiert, einzig und allein, damit Marianne in vollem Glanze strahlen könne.

Vor der Bühne saßen Hunderte von Gästen und sahen Spaniens hellen Mond am dunklen Nachthimmel hinziehen. Ein Don Juan schleicht durch die Straßen von Sevilla und steht unter einem efeu-umkränzten Balkon. Er ist als Mönch verkleidet, man sieht aber eine gestickte Manschette am Ärmel hervorlugen und erkennt eine Schwertspitze, die unter den Falten der Kutte hervorblitzt.

Der Verkleidete sang:
„Ich küsse keinen Mädchenmund
und netze meine Lippen nicht
an edlem Traubensaft.
Die Mädchenwange fein und rund,
der schon mein Aug' Erröten schafft,
ein Blick, der scheu nach meinem gafft,
der rührt ein Herze nicht.

Tritt nicht in deiner Schönheit Glanz,
Sennora an das Gitter hin!
Ich fliehe deine Näh'.
Ich trage Kutt' und Rosenkranz,

Madonna herrscht in Seel' und Sinn,
der Wasserkrug bringt Trost, Gewinn
in Kummer, Leid und Weg.“

Als er schwieg, trat Marianne auf den Balkon, in schwarzem Samt und Spitzenschleier. Sie lehnte sich über das Balkongitter und sang langsam und ironisch:

„Was zögerst du, o frommer Mann,
um Mitternacht hier am Balkon,
flehst du für meine Seel'?“

Und plötzlich warm und lebhaft werdend:

„Nein, flieh, eh' jemand kommen kann.
Dein Degen schleifet nach so lang.
Man hört durch deinen heil'gen Sang
der Sporen Klang so hell.“

Bei diesen Worten warf der Mönch seine Verkleidung ab, und Gösta Berling stand in Rittertracht von Gold und Seide unter dem Balkon. Er achtete nicht auf die Warnung der Schönen, sondern kletterte an einer der Balkonsäulen empor, schwang sich über das Gitter und kniete vor der schönen Marianne nieder.

Sie lächelte ihn huldreich an und reichte ihm die Hand zum Kusse, und während die jungen Leute sich in Liebe versunken betrachteten, fiel der Vorhang.

Und vor ihr lag Gösta Berling mit einem Antlitz, weich wie das eines Dichters, kühn wie das eines Feldherrn. Seine Augen waren demütig und gebieterisch.

Und während der Vorhang auf und nieder ging, blieben sie in derselben Stellung.

Und als der Vorhang nicht mehr in die Höhe ging und niemand sie sah, da beugte die schöne Marianne sich nieder und küßte ihn. Sie wußte nicht warum, aber sie mußte es tun. Da umschlang er sie mit beiden Armen und hielt sie fest. Sie küßte ihn wieder und wieder.

Als der sanfte Löwenborg, der wenig von den Dingen dieser Welt merkte und niemals gelernt hatte, ihrer sonderlich zu achten, sah, daß sie eine neue Stellung einnahmen, glaubte er, daß auch diese zu dem Bilde gehöre und zog nochmals den Vorhang auf.

Die jungen Leute auf dem Balkon merkten nichts, bis ihnen donnernder Beifall entgegenbrauste. Marianne schreckte zusammen und wollte fliehen, aber Gösta hielt sie fest und flüsterte:

„Steh ruhig, sie glauben, daß es zum Bilde gehört.“

Er fühlte, wie ihr Körper erbebte und wie die Glut ihrer Lippen erlosch.

„Fürchte dich nicht, schöne Lippen haben das Recht, zu küssen.“

Sie mußte ruhig stehen, während der Vorhang auf und nieder ging, und jedesmal Hunderte von Augen sie anblickten und ebensoviel Hände donnernd Beifall klatschten.

Endlich standen Marianne und Gösta hinter der Bühne. Sie strich ihr Haar aus der Stirn und sagte: „Ich verstehe mich selbst nicht.“

„Pfui, welche Schande, Gösta Berling zu küssen, Fräulein Marianne“; sagte er mit einer Grimasse.

Marianne mußte lachen.

„Jedermann weiß, daß Gösta Berling unwiderstehlich ist. Mein Vergehen ist nicht größer als das der andern.“

Und sie kamen überein, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, damit niemand die Wahrheit ahne.

„Kann ich sicher sein, daß die Wahrheit niemals herauskommt, Herr Gösta?“ fragte sie, ehe sie sich unter die Zuschauer mischten.

„Das könnt Ihr, Fräulein Marianne. Die Kavaliere können schweigen, für die bürge ich.“

Sie senkte die Wimpern, und ein eigentümliches Lächeln, verzog ihre Lippen.

„Und wenn die Wahrheit dennoch an den Tag kommt, was werden die Menschen von mir glauben, Herr Gösta?“

„Sie werden nichts glauben, sie werden wissen, daß es nichts bedeutet.“

„Aber was denkt Ihr selber von der Sache, Herr Gösta?“

„Ich denke, daß Ihr in mich verliebt seid, Fräulein Marianne.“

„Glaubt so etwas nicht,“ sagte sie lächelnd, „sonst müßte ich Euch mit diesem meinem spanischen Dolche durchbohren, um Euch zu beweisen, daß Ihr Euch irrt.“

„Frauenküsse sind teuer, kostet es das Leben, Euch zu küssen, Fräulein Marianne?“

„Ich möchte Euch tot sehen, Gösta Berling, tot, tot!“ sagte sie mit einem so blitzenden, scharfen Blick, daß er ihn wie einen Stoß empfand.

Diese Worte fachten die alte Sehnsucht in des Dichters Herz an.

„Ach, daß diese Worte mehr als Worte wären, daß sie Pfeile wären, die aus dunklen Gebüsch heransausten, daß sie Dolche oder Gift wären, damit sie die Macht hätten, diesem elenden Leib zu vernichten, um meine Seele zu befreien!“

Sie war wieder ruhig geworden und lächelte.

„Kindereien“, sagte sie und nahm seinen Arm, um sich zu den Gästen zu begeben.

Der Ball dauerte fort, aber Gösta verließ den Tanzsaal. Er hatte den Sinn ihrer Worte wohlverstanden.

Es war eine Schande, ihn zu lieben, es war eine Schande, von ihm geliebt zu werden, eine Schmach, schlimmer als der Tod. Ja, mit ihm tanzen und schwärmen, das konnten sie alle, aber keine von ihnen hätte in Wahrheit zu ihm gehören wollen.

Der Dichter begab sich ins Rauchzimmer zu den alten Herren und setzte sich an einen der Spieltische. Zufällig war er an demselben Tisch gekommen, an dem der mächtige Herr aus Björne saß. Man spielte bereits sehr hoch, aber Gösta trieb das Spiel immer noch höher hinauf. Der Geldhaufen von Melchior Sinclaire wuchs zusehends.

Aber auch vor Gösta sammelte sich Scheidemünze und Papiergeld, und bald war er der einzige, der den Kampf mit dem großen Hüttenbesitzer auf Björne aushielt. Schnell wanderte der große Geldhaufen von Melchior Sinclaire zu Gösta Berling hinüber.

„Gösta, mein Junge,“ rief der Hüttenbesitzer lachend, als er alles verspielt hatte, was sich in seiner Brieftasche und Börse vorfand,

„was sollen wir nun tun? Ich bin blank, und ich spiele niemals mit geliehenem Gelde, das habe ich meiner Mutter gelobt.“

Aber er fand doch Rat. Er verspielte seine Uhr und den Biberpelz und war gerade im Begriff, Pferd und Schlitten zu versetzen, als Sintram ihn davor zurückhielt.

„Setze doch etwas, worauf man gewinnen kann!“ rief ihm der böse Hüttenbesitzer von Fors. „Setze etwas, was den Bann brechen kann!“

„Weiß der Teufel, was ich dazu finden könnte!“

„Spiele um dein rotes Herzblut, Bruder Melchior, spiele um deine Tochter!“

„Das könnt Ihr ruhig wagen,“ sagte Gösta lachend, „den Gewinn bringe ich niemals unter Dach und Fach.“

Der gewaltige Melchior mußte lachen. Er liebte es sonst nicht, daß Mariannes Name am Spieltisch genannt wurde, aber dies war eine so tolle Idee, daß er nicht böse werden konnte. Marianne an Gösta verspielen, ja, das konnte er gut und gern wagen.

„Das soll heißen,“ erklärte er, „daß ich meinen väterlichen Segen zum Ehebunde auf diese Karte hier setze, vorausgesetzt, daß du ihr Jawort erringst.“

Gösta setzte seinen ganzen Gewinn dagegen, und das Spiel begann. Er gewann, und der Hüttenbesitzer Sinclair hörte auf zu spielen. Er sah, daß er mit seinem Pech heute nicht zu Rande kommen konnte.

Mitternacht war vorüber. Und das schöne Fest war aus. Aber nun nahm Lilliecrona selber die Geige und spielte zur letzten Polka auf. Die Pferde standen vor der Tür. Die alten Damen legten ihre Pelze und Kapuzen an, die alten Herren banden die Reiseschals um den Hals und knöpften die Pelzüberschuhe zu. Aber die Jugend konnte sich vom Tanze nicht losreißen. Sie tanzten in ihren Überkleidern die Feuerwehrpolka, die Schleifpolka, die Ringpolka.

Und auch der traurige Gösta Berling wurde in den Wirbel mit hineingerissen. Er wollte den Kummer und die Demütigung forttanzen, er wollte sich wieder taumelnde Lebenslust ins Blut tanzen, er wollte froh sein wie alle anderen. Und er tanzte, daß sich die Wände des

Zimmers vor seinen Augen drehten, und daß seine Gedanken sich verwirrten.

Und wer war denn die Dame, die er im Gedränge mit fortgerissen hatte? Sie war leicht und geschmeidig, er fühlte, das Feuerströme zwischen ihnen wogten. Ach, Marianne!

Indessen saß Sintram bereits unten in seinem Schlitten, und neben ihm stand Melchior Sinclair.

Der große Hüttenbesitzer war ungeduldig, weil er auf Marianne warten mußte. Er stampfte mit den hohen Pelzstiefeln im Schnee umher und schlug die Arme zusammen, denn es war bitter kalt.

„Du, Sinclair, du wirst doch nicht etwa Marianne an Gösta verspielt haben?“ fragte Sintram.

„Wie meinst du das?“

„Die Küsserei oben gehörte nicht zu dem Bilde.“

Der mächtige Hüttenbesitzer hob den Arm, um Sintram niederzuschlagen, der aber war in wilder Hast losgefahren, denn Sinclair hatte eine schwere Hand, und der Faden seiner Geduld war kurz.

Er ging in den Tanzsaal, um seine Tochter zu suchen, und sah, wie sie mit Gösta tanzte. Beide königlich in ihrer unermüdlichen Kraft, makellos schön, glücklich, sich der herrlichen Bewegung hinzugeben.

Melchior Sinclair sah ihnen eine Weile zu, aber dann ging er und ließ Marianne tanzen. Heftig schlug er die Tür zu und stampfte wütend die Treppe hinunter. Ohne weiteres setzte er sich in den Schlitten, in dem seine Frau bereits auf ihn wartete, und fuhr heim.

Als Marianne aufhörte zu tanzen und nach ihren Eltern fragte, waren beide abgefahren. Sie ließ keinerlei Erstaunen merken, kleidete sich schweigend an und ging hinaus. Die Damen in den Ankleidezimmer glaubten, sie führe im eigenen Schlitten. Sie aber eilte in ihren dünnen seidenen Schuhen auf dem Wege dahin, ohne irgend jemand ihr Leid zu klagen. Niemand würde bei der Finsternis in der späten Wanderin die schöne Marianne Sinclair erkannt haben. Eine unheimliche, peinigende Angst trieb sie vorwärts.

Der Weg von Ekeby nach Björne ist höchstens eine Viertelstunde

lang. Marianne war bald zu Hause, aber sie glaubte fast, sich verirrt zu haben. Alle Türen waren verschlossen, alle Lichter verlöscht. Sie führte einige schwere Schläge gegen die Haustür und rüttelte am Türgriff, daß es im ganzen Hause dröhnte. Niemand öffnete, und als sie den eisernen Türgriff los ließ, den sie mit bloßen Händen gefaßt hatte, da löste sich die daran festgesetzte Haut von der Hand ab.

Melchior Sinclair hatte seinem einzigen Kinde die Pforte von Björne verschlossen.

Er war berauscht vom vielen Trinken, wild vor Zorn. Er haßte seine Tochter, weil er meinte, sie liebe Gösta Berling. Er sperrte die Dienerschaft in die Küche und seine Frau im Schlafzimmer ein. Er schwor, jeden krumm und lahm zu schlagen, der Marianne einzulassen versuchte. Und sie wußten, daß er Wort halten würde.

So zornig hatte ihn noch niemand gesehen. Ein schlimmeres Leid war ihm noch nie widerfahren. Wenn ihm die Tochter jetzt vor Augen gekommen wäre, hätte er sie vielleicht getötet.

Goldenes Geschmeide und seidene Kleider hatte er ihr gegeben, eine feine Bildung hatte er ihr zuteil werden lassen. Sie war sein Stolz, seine Ehre gewesen. Er hatte zu ihr emporgesehen, als trüge sie eine Krone. Oh, seine Königin, seine Göttin, seine gefeierte, stolze Marianne! Hatte ihr irgend etwas gefehlt? Hatte er sich nicht für viel zu simpel gehalten, ihr Vater zu sein? O Marianne, Marianne!

Sollte er sie nicht hassen, da sie sich in Gösta Berling verliebte und ihn küßte? Sollte er sie nicht verstoßen, seine Tür vor ihr verschließen, da sie von der Höhe so weit herabstieg, mag sie bei den Nachbarn um Nachtquartier bitten, mag sie im Schneehaufen schlafen, gleichviel, sie ist doch schon durch den Schmutz geschleift, seine schöne Marianne. Der Glanz, der über ihr lag, ist dahin. Der Glanz seines Lebens ist erloschen.

Er liegt drinnen in seinem Bett und hört, wie sie an die Haustür klopft. Was rührt es ihn. Er schläft. Draußen steht sie, die sich mit einem abgesetzten Pfarrer verheiraten will, für eine solche hat er kein Heim. Wenn er sie weniger geliebt hätte, wenn er weniger stolz auf sie gewesen wäre, so hätte er sie hereinlassen können.

Ja, seinen Segen konnte er ihnen nicht versagen. Den hatte er verspielt. Aber ihr seine Tür öffnen, das konnte er nicht. O Marianne!

Das schöne, junge Weib stand noch immer vor der Tür ihres Heims. Bald rüttelte sie in ohnmächtigem Zorn an dem Schloß, bald sank sie auf die Knie, faltete ihre wunden Hände und bat um Vergebung.

Aber niemand hörte sie, niemand antwortete, niemand öffnete.

Sie kam von einem Ball, dessen Königin sie gewesen war! Sie war stolz, reich, glücklich gewesen, und in einem Augenblick war sie in ein so bodenloses Elend hinabgestürzt. Aus ihrem Heim ausgestoßen, der Kälte preisgegeben, nicht verhöhnt, nicht geschlagen, nicht verflucht, sondern nur mit kalter, unerbittlicher Gefühllosigkeit abgeschlossen.

Zum erstenmal in ihrem Leben traten ihr Unbarmherzigkeit und Härte entgegen. Ihre Mutter verließ nicht ihr Bett, um sie zu retten. Alte treue Diener, die ihre ersten Schritte geleitet hatten, hörten sie und rührten kein Glied für sie.

Für welches Verbrechen wurde sie bestraft? Wo konnte sie Barmherzigkeit erwarten, wenn nicht hier an dieser Tür?

Hatte ihr Vater sie denn noch nicht genug geprüft? Würden sie ihr nicht bald die Tür öffnen?

„Vater, Vater,“ rief sie, „laß mich hinein. Ich friere, ich bebe. Hier draußen ist es furchtbar!“

„Mutter, Mutter, du hast so manche Nacht für mich gewacht, warum schläfst du jetzt?“

Sie ruft – aber niemand hört sie, niemand antwortet. Sie ringt angstvoll die Hände, ihre Augen sind tränenlos. Was sollte aus ihr, der Heimatlosen werden? Ihr Vater drückte selbst das Brandmal auf ihre Schultern.

„Vater,“ ruft sie noch einmal, „was soll aus mir werden? Die Menschen werden das Allerschlimmste von mir glauben.“

Sie weinte und wartete, ihre Glieder wurden steif und kalt.

Doch still! Endlich, endlich! Es kommen leichte Schritte über die Treppe.

„Bist du es, Mutter?“

„Ja, mein Kind.“

„Darf ich jetzt hineinkommen?“

„Vater will dich nicht einlassen.“

„Ich bin in meinen dünnen Schuhen von Ekeby bis hierher im tiefen Schnee gelaufen. Ich habe hier eine Stunde gestanden und geklopft und gerufen. Ich erfriere hier draußen. Weshalb seid ihr ohne mich weggefahren?“

„Mein Kind, mein Kind, warum hast du Gösta Berling geküßt?“

„Aber sag' doch dem Vater, daß ich ihn nicht liebe. Es war ja nur ein Scherz. Glaubt er denn, daß ich Gösta heiraten würde?“

„Geh zum Gut des Amtmanns, Marianne, und bitte, dort übernachten zu dürfen! Vater ist betrunken. Vater nimmt keine Vernunft an. Er hat mich oben eingesperrt. Ich schlich hinaus, als ich glaubte, daß er schlief. Er erschlägt dich, wenn du hereinkommst.“

„Mutter, Mutter, soll ich zu Fremden gehen, obschon ich noch ein Heim habe? Bist du ebenso hart wie der Vater? Wie kannst du es zulassen, daß ich ausgesperrt werde, Mutter? Ich lege mich draußen in den tiefen Schnee, wenn du mich nicht hineinlässt, Mutter!“

Da legte Mariannes Mutter die Hand auf das Schloß, um zu öffnen, aber in demselben Augenblick hörte man schwere Schritte im Treppenflur, und eine rauhe Stimme rief sie nach oben.

Marianne lauschte; die Mutter eilte fort, die rauhe Stimme schalt, und alsdann ... Marianne hörte etwas Furchtbares. Man vernahm jeden Laut in dem stillen Hause.

Sie hörte einen Schlag fallen, einen Stockschlag oder eine Ohrfeige, dann vernahm sie ein schwaches Poltern und dann wieder einen Schlag. Er schlug ihre Mutter, der schreckliche, reckenhafte Melchior Sinclair schlug seine Gattin.

Und in bleichem Schrecken warf sich Marianne auf die Türschwelle und wand sich in Angst.

Gnade, Erbarmen! Öffnet, öffnet, damit sie ihren eigenen Rücken unter den Schlägen beugen könne! Oh, daß er ihre Mutter schlagen konnte, weil sie ihre Tochter nicht am nächsten Tage im Schnee er-

froren sehen wollte, und weil sie ihr Kind trösten wollte!

Eine große Erniedrigung erlitt Marianne in dieser Nacht. Sie hatte geträumt, eine Königin zu sein und lag dort wenig besser als eine gepeitschte Leibeigene.

In kaltem Zorn erhob sie sich, schlug noch einmal mit der blutigen Hand gegen die Tür und rief:

„Höre, was ich dir sage, du, der meine Mutter schlägt. Du sollst weinen müssen, Melchior Sinclair, weinen!“

Dann ging die schöne Marianne und legte sich auf einem Schneehaufen zur Ruhe nieder. Sie hatte ihren Pelz abgeworfen und lag dort in ihrem schwarzen Samtgewande. Sie lag dort und dachte daran, wie ihr Vater am nächsten Tage zu seiner frühen Morgenwanderung herauskommen und sie dort finden würde. Sie wünschte nur noch, daß er s e l b e r sie fände.

* *
*

O Tod, bleicher Freund, du hattest die schöne Marianne auf dein Lager gebettet und hast an ihrer Stelle gesessen wie eine alte Kinderwärterin, die das Kind in der Wiege in den Schlaf lullt. Aber die Lebenskräfte waren stark in den schlanken Leibern der Frauen vergangener Zeiten, keine Kälte vermochte ihr heißes Blut zu kühlen. Du treue, alte Wärterin, die weiß, was den Menschenkindern not tut, wie mußte es dich verdrießen, daß Spielkameraden kamen, die mit Mühe und Not dein eingeschlummertes Kind erweckten.

* *
*

Auf Ekeby waren alle Lichter ausgelöscht und alle Gäste abgefahren. Die Kavaliere standen oben im Kavaliersflügel um die letzte, halbgeleerte Bowle.

Da schlug Gösta an das Glas und hielt eine Rede auf die Frauen.

Und die Kavaliere sprangen auf, taumelnd vom Wein und von seinen Worten, ihr Blut brauste in Festesfreude. Der alte Onkel Eberhard und der faule Vetter Kristoffer machten alles mit. In eilender Hast spannten sie die Pferde vor die Schlitten und jagten in die kalte

Nacht hinaus, um jeder von denen, deren rosige Wangen und klare Augen noch eben in Ekebys weiten Sälen gestrahlt hatten, eine Sere-nade zu singen.

Aber sie kamen nicht weit auf diesem frommen Zuge, denn schon in Björne fanden sie die schöne Marianne gerade vor der Pforte ihres Heims im Schnee liegend.

Sie wurden zornig, als sie sie dort liegen sahen. Es war, als fände man ein angebetetes Heiligenbild verstümmelt und des Schmuckes beraubt vor der Kirchentür.

Gösta schüttelte seine geballte Faust und rief, auf das dunkle Haus weisend: „Ihr Kinder des Hasses, ihr Nordstürme, ihr Verheerer von Gottes Lustgarten!“

Beerencruz zündete seine Hornlaterne an und beleuchtete das bläulichweiße Antlitz. Da sahen die Kavaliere Mariannes blutigen Hände und die in ihren Wimpern gefrorenen Tränen. Und sie jam-merten wie Weiber, denn sie war doch nicht nur herrlich wie eine Heilige, sondern auch ein schönes Weib, die Freude ihrer alten Her-zen.

Gösta Berling warf sich neben ihr auf die Knie.

„Hier liegt sie nun, meine Braut. Vor wenigen Stunden gab sie mir den Brautkuß, und ihr Vater versprach mir seinen Segen. Sie liegt und wartet, daß ich ihr weißes Lager teilen soll.“

Und Gösta hob die Leblose auf seine starken Arme.

„Heim mit ihr nach Ekeby! Jetzt ist sie mein. Im Schnee hab' ich sie gefunden, nun soll niemand sie mir nehmen. Wir werden die da drinnen nicht wecken. Was soll sie hinter den Toren tun, an denen sie sich ihre Hände blutig geschlagen hat?“

Sie taten nach seinem Willen. Er legte Marianne in den ersten Schlitten und setzte sich an ihre Seite. Beerencruz stellte sich hinten auf und ergriff die Zügel.

„Nimm Schnee und reibe sie, Gösta!“ befahl er.

Die Kälte hatte ihre Glieder gelähmt, aber das wild erregte Herz pochte noch. Sie hatte nicht das Bewußtsein verloren, aber sie konnte sich nicht bewegen. Und so lag sie starr und steif im Schlitten, wäh-

rend Gösta Berling sie mit Schnee rieb und bald weinte, bald sie küß-te, und sie empfand ein unendliches Sehnen und Verlangen, nur eine Hand so weit heben zu können, um seine Liebkosungen einmal zu erwidern.

Sie lag dort starr und unbeweglich und dachte klarer als je zuvor. War sie in Gösta Berling verliebt? Ja, das war sie. War es ihr erst heute abend in den Sinn gekommen? Nein, sie liebte ihn seit vielen Jahren.

Sie verglich sich mit ihm und den anderen Menschen in Värmland. Sie alle waren unmittelbar wie Kinder. Sie folgten jedem ihrer Gelüs-te. Sie lebten nur ein äußerliches Leben, hatten sich niemals in die Tiefen ihrer Seele versenkt. Aber sie selber war anders geartet, so wie man eben wird, wenn man unter andren Menschen in der Fremde ge-lebt hat. Sie vermochte niemals ihre Seele ganz und voll an etwas zu hängen. Wenn sie liebte, dann stand gleichsam die eine Hälfte ihres Ichs da und sah mit einem kalten Hohnlächeln zu. Sie hatte sich nach einer Leidenschaft gesehnt, die sie in wilder Besinnungslosigkeit mit fortreißen sollte. Und jetzt war er gekommen, der Gewaltige. Als sie Gösta Berling auf dem Balkon küßte, da hatte sie sich zum ers-tenmal selbst vergessen.

Und jetzt kam die Leidenschaft wieder über sie, ihr Herz arbeitete, daß sie es pochen hörte. Würde sie nicht bald die Herrschaft über ihre Glieder erlangen? Sie empfand eine wilde Freude darüber, aus ihrem Heim verstoßen zu sein. Nun würde sie ohne Zaudern und Furcht Gösta angehören. Wie dumm war sie gewesen, so viele Jahre ihre Liebe zu bezwingen! Ach, herrlich, herrlich ist es, sich der Liebe zu beugen. Aber würde sie sich denn niemals, niemals aus diesen Eisen-banden befreien?

Sonst war Eis in ihrem Innern und außen Feuer gewesen, jetzt aber wohnt eine Feuerseele in einem zu Eis erstarrten Körper.

Da fühlte Gösta, wie zwei Arme sich in einem schwachen, kraftlo-sen Druck sanft um seinen Hals schlangen. Kaum merkbar für ihn, aber Marianne meinte, der in ihrem Innern eingeeengten Leidenschaft durch eine erdrückende Umarmung Luft geschafft zu haben.

Als Beerencreutz das nun sah, ließ er sein Pferd auf den ihm vertrauten Wegen nach eigenem Willen laufen und blickte beharrlich und unablässig zum Siebengestirn empor.

Die alten Fuhrwerke

Die Kavaliere hatten Marianne in ihrem besten Fremdenzimmer neben dem großen Salon in einem guten Bett zur Ruhe bringen lassen.

Und dann gingen auch sie schlafen, aber sie sollten keine Ruhe bis zum Mittag haben.

Damals wanderte die alte Majorin als Bettlerin im Lande umher, und sie hatte beschlossen, die Kavaliere in dieser Nacht aus Ekeby zu vertreiben.

Die Zeit war dahin, wo sie in Glanz und Herrlichkeit dort gesessen hatte und Freuden über die Erde aussäte, wie Gott Sterne über den Himmel aussät. Und während sie heimatlos im Lande umherzog, war der große Besitz mit aller Ehre und Macht den Kavaliere preisgegeben und von ihnen gehütet worden, wie der Wind die Asche hütet, wie die Frühlingssonne den Schnee hütet.

Trafen sie die Majorin, so streckten sie ihr die geballten Fäuste entgegen, und Major Fuchs, der Barentöter, vergaß nicht, dreimal auszuspeien, um die bösen Folgen der Hexenbegegnung zu verhindern. Um ihres Seelenheils willen verfolgten die armen Kavaliere die Majorin. Die Menschen sind oft grausam gewesen und haben einander mit großer Härte gepeinigt, wenn es ihr Seelenheil galt.

Die Majorin hegte keinen großen Zorn gegen diese Kavaliere, aber sie fürchtete für ihr geliebtes Besitztum, das den Kavaliere preisgegeben war.

Sie dachte gar nicht daran, selber dort zu herrschen, sie wollte nur ihr Heim von diesen Tollköpfen, diesen Heuschrecken, diesen wilden Räufern befreien.

Sie mußte immer an ihre Mutter denken, und der Gedanke verließ sie nicht, daß es ihr nicht eher besser gehen könne, bis ihre Mutter den Fluch von ihren Schultern nähme. Niemand hatte den Tod der Greisin gemeldet, also mußte sie wohl noch dort oben auf dem Hüttenwerk der Äldalswälder leben. Neunzigjährig lebte sie noch in rastloser Arbeit.

Und die Majorin dachte, daß die Greisin so lange leben müsse, um den Fluch von ihrem Leben zu nehmen, denn eine Mutter, die so schreckliches Elend über ihr Kind gebracht hatte, konnte nicht sterben. Und so wollte die Majorin zu der Greisin gehen, auf das sie beide Ruhe fänden. Sie wollte durch die dunklen Wälder, am langen Fluß hin, nach dem Heim ihrer Kindheit ziehen. Da waren viele, die ihr in diesen Tagen ein warmes Heim und Gaben treuer Freundschaft boten, sie aber wollte nirgends bleiben. Finster und zornig ging sie von Hof zu Hof, denn der Fluch lastete auf ihr. Sie wollte zu ihrer Mutter wandern, jedoch zuvor wollte sie für ihr geliebtes Gut sorgen. Sie wollte nicht fortgehen und es in den Händen von leichtsinnigen Verschwendern, nutzlosen Zechbrüdern lassen, die Gottes Gaben achtlos verschleuderten.

Sollte sie bei ihrer Wiederkehr ihr Erbe verwüsten, ihre Hüttenwerke still stehend, ihre Pferde ausgemergelt und ihre Dienerschaft im Lande zerstreut finden?

Sie begriff nur zu gut, daß ihr Mann die Verschleuderung ihres Erbes mit Freuden sah, wußte aber auch, daß wenn sie diese Heuschrecken forttriebe, er viel zu träge sein würde, um neue herzuschaffen. Ihr alter Inspektor würde dann die Leitung übernehmen und Ekeby in ihrem Sinne bewirtschaften.

Und so war ihr dunkler Schatten in vielen Nächten über die schwarzen Wege des Hüttenwerkes geglitten. Sie war in den Tagelöhnerhütten aus und ein gegangen, hatte in dem großen Untergeschoß der Mühle mit dem Müller und den Müllergesellen heimlich gesprochen und sich mit den Schmieden im dunklen Kohlenschuppen beraten.

Und sie alle hatten geschworen, ihr zu helfen.

Und in dieser Nacht sollten sie fort. Die Majorin hatte in stummer Erwartung in der Schmiede gesessen, bis man ihr meldete, daß das letzte Licht im Kavaliersflügel erloschen sei. Da ging sie hinaus.

Sie hatte befohlen, daß alle Leute aus dem Hüttenwerk sich vor dem Kavaliersflügel versammeln sollten; sie selber ging zuvor nach dem Gutshof, klopfte an und wurde von der jungen Tochter des Brobypfarrers, die sie zu einer tüchtigen Schaffnerin erzogen hatte, empfangen.

„Gnädige Frau sind herzlich willkommen“, sagte das junge Mädchen, ihr die Hand küssend.

„Verlösche das Licht!“ sagte die Majorin. „Glaubst du nicht, daß ich hier ohne Licht umhergehen kann?“

Sie ging vom Keller bis zum Boden, um Abschied zu nehmen. Sie ließ sich den Linnenschrank und das Silberspind öffnen und strich mit der Hand über die feinen Damastgedecke und die prächtigen Silberkannen. Liebkosend ließ sie die Hand über die mächtigen Stapel der Daunenbetten in der Bettkammer gleiten. Alle Gerätschaften, Webstühle, Spinnrocken, Garnhaspel mußte sie berühren. Sie steckte die Hand prüfend in die Gewürzlade und befühlte die Reihen der Talglichter, die unter der Decke auf Stangen hingen.

„Die Lichte sind trocken, sie können abgenommen und verwahrt werden“, sagte sie.

Sie ging in den Keller, in die Speisekammer und Küche. Zuletzt ging sie durch die Zimmer. Im Speisesalon ließ sie die Hand über die Platten des großen Klappisches gleiten.

„An diesem Tisch haben viele sich satt gegessen“, sagte sie.

Sie legte ihre Hand auf die kühlen Marmortische, die, von vergoldeten Greifen getragen, die Spiegel stützten, über denen sich ein Fries von tanzenden Göttinnen befand.

„Das ist ein reiches Haus“, sagte sie. „Ein herrlicher Mann war es, der mir dies alles zu eigen gab, um darüber zu herrschen.“

Die Majorin betrat auch das Gastzimmer hinter dem Salon. Dort war es stockfinster. Sie tastete mit der Hand umher und faßte dem sie begleitenden Mädchen gerade ins Gesicht.

„Weinst du?“ fragte sie, da ihre Hand von Tränen naß wurde. Da rief das junge Mädchen, in Schluchzen ausbrechend:

„Gnädige Frau, meine liebe gnädige Frau, sie werden alles verwüsten.“

Als bald zog die Majorin den Fenstervorhang zurück und zeigte auf den Hof.

„Sieh dorthin, der Hof ist voller Leute, morgen wird kein einziger Kavalier mehr auf Ekeby sein.“

„Und kehret Ihr dann wieder?“ fragte die Dienerin.

„Noch ist meine Zeit nicht gekommen. Die Landstraße ist mein heim und die Strohmiete mein Bett. Aber du sollst an meiner Statt Ekeby hüten, während ich fort bin, Mädchen.“

Und sie gingen weiter. Keine von ihnen wußte es oder dachte daran, daß Marianne in diesem Zimmer schlief.

Aber sie war noch wach, hörte alles und verstand alles.

Sie hatte dagelegen und einen Hymnus auf die Liebe gedichtet.

„Du Herrliche, du hast mich über mich selbst erhoben. In bodenlosem Elend lag ich da, und du hast es zum Paradiese verwandelt. O Liebe, du Kind des Feuers, zu der Erfrorenen bist du gekommen. Nun bin ich frei von allen banden, ich habe weder Vater noch Mutter noch Heim. Die Menschen werden alles Böse von mir glauben und sich von mir abwenden. Du hast es gewollt, o Liebe, denn weshalb sollte ich höher stehen als mein geliebter? Hand in Hand wollen wir in die Welt hinauswandern. Arm ist Gösta Berlings Braut, er hat sie im Schnee aufgelesen. So laß uns zusammen wohnen, nicht in den hohen Sälen, sondern in der Tagelöhnerhütte am Waldesrand. Ich werde ihm helfen, den Kohlenmeiler zu bewachen, werde mit ihm dem Wild Schlingen legen, werde sein Essen bereiten und seine Kleider ausbessern. Ich werde mich nicht nach den Tagen des Reichtums sehnen, nur nach dir, nur danach, deine Schritte auf den Waldpfaden zu vernehmen, deinen frohen Gesang zu hören, wenn du mit der Axt auf dem Rücken heimkehrst. O mein geliebter, mein geliebter, solange mein Leben währet, könnte ich dasitzen und dich erwarten!“

Sie hatte ihre Augen noch geschlossen, als die Majorin kam.

Sobald diese sich entfernt hatte, stand Marianne auf und zog ihr schwarzes Samtkleid und die dünnen Ballschuhe an, dann eilte sie noch einmal in die furchtbare Nacht hinaus.

Ruhig, sternenklar und beißend kalt ruhte die Februarnacht noch über der Erde. Marianne eilte von Ekeby fort, um Hilfe zu schaffen. Sie konnte es nicht geschehen lassen, daß die Männer verjagt wurden, die sie aus dem Schnee gehoben und ihr Herz und Heim geöffnet hatten. Sie wollte zu Major Samzelius in Sjö eilen. Sie konnte erst in einer Stunde wieder zurück sein.

Die Majorin hatte indessen die Leute rund um das schmale Haus postiert, in dessen Oberstock die Kavaliere hausen und jetzt in tiefem Schlafe liegen.

Und im Stalle vor den gefüllten Krippen schlafen ihre Pferde. In einem alten Wagenschuppen steht eine wunderliche Sammlung alter Fuhrwerke. Da ist das erste Karriol, das man in Värmland gesehen, 1814 von Beerencreutz als Kriegsbeute gewonnen. Da stehen alle denkbaren Sorten von Einspannern, Chausen mit Sprungfedern, Jagdschlitten, wunderliche Martergefährte mit Sitzen auf Holzfedern, und der lange Schlitten, der zwölf Kavaliere faßt, und Vetter Kristoffers Courschlitten, Örneclous alter Familienschlitten und zahllose Wurstschlitten.

Aber in dieser Februarnacht läßt die Majorin den Wagenschuppen öffnen und bei Fackelschein die Gefährte heraussuchen, die den Kavaliere gehören, gleichviel, ob sie für Sommer oder Winter passen, nur daß jedem das Seine werde. Und im Stalle werden die alten Kavalierspferde geweckt und vorgespannt. Die alten Tiere wiehern und schnauben, da man ihnen den Zaum in die zahnlosen Mäuler legt, und die alten Fuhrwerke knirschen und knarren.

Als die Stallknechte fragen, in welchem Gefährt Gösta Berling fahren solle, der doch einst im Kohlenwagen der Majorin nach Ekeby gekommen wäre, sagte sie:

„Spannt den Don Juan vor unseren besten Wurstschlitten und legt das Bärenfell mit den Silberklauen darüber!“

Die Stallknechte murrten.

„Es existiert kein Pferd in meinem Stalle, das ich nicht hingeben würde, um diesen Mann loszuwerden, das bedenkt!“

Aber es ist keine leichte Sache, die Kavaliere gegen deren Willen aus ihren Betten zu treiben und auf das Fuhrwerk zu bringen, das sie fortschaffen soll.

Die Majorin läßt eine Strohmiete anzünden, die dem Hof so nahe steht, daß die Flammen ihre Schlafzimmer beleuchten muß. Dann ruft sie:

„Jetzt weckt die Kavaliere auf!“

„Feuer, Feuer!“ ruft der ganze Haufe. Aber die Kavaliere schlafen.

Der Schmiedemeister schlägt dröhnend gegen die Eingangstür, aber die Kavaliere schlafen.

Ein harter Schneeball zerschmettert eine Fensterscheibe und fliegt gegen die Bettgardinen, aber die Kavaliere schlafen.

Es hätte eines Kanonenschusses bedurft oder einer Flut eiskalten Wassers, um sie zu erwecken. Sie haben getanzt, musiziert und gespielt, und schlafen wie tot, schwer vom Wein. Dieser gesegnete Schlaf sollte sie retten. Die Leute brüllen immer wieder ihr „Feuer“, „Feuer“, aber ohne Erfolg.

Da nimmt die Majorin eine Axt und sprengt selber die Außentür, sie stürmt allein die Treppe hinauf, reißt die Tür zu dem Kavaliereflügel auf und brüllt: „Feuer!“

Diese Stimme findet besseren Widerhall in ihren Ohren als das Geschrei der Leute. Gewohnt, dieser Stimme zu gehorchen, stürzen zwölf Männer aus ihren Betten, sehen den Feuerschein, reißen ihre Kleider an sich und stürzen die Treppe hinab in den Hof hinaus.

Aber an der Tür steht der große Schmiedemeister mit zwei handfesten Müllerknechten, und großer Schimpf wurde nun den Kavaliere angetan, denn jeder einzelne, der ankam, wurde niedergeworfen und mit gebundenen Füßen in das für ihn bestimmte Gefährt getragen. Die Majorin ging von einem zum andern und sagte:

„Du sollst schwören, niemals wieder nach Ekeby zu kommen.“

„Ach, schweig“, Trollhexe!“

„Du sollst schwören, sonst werfe ich dich wieder gebunden wie du

bist in den Kavaliersflügel, und dann wirst du darin verbrennen, weil ich ihn heute Nacht in Flammen aufgehen lasse.“

Sie ließ die Truhen mit den Sachen herabholen, befahl ihre Handfesseln zu lösen und legte die Zügel in ihre Hände.

Aber all diese Vorgänge hatten viel Zeit erfordert, und Marianne hatte indessen Sjö erreicht.

Der Major war kein Langschläfer, und sie traf ihn im Hofe, er hatte seinen Bären eben ihr Frühstück gebracht.

Er antwortete nicht viel auf ihren Bericht, holte nur die Bären, legte ihnen Maulkörbe an und eilte mit ihnen nach Ekeby. Marianne folgte ihm in kurzer Entfernung. Sie hielt sich vor Müdigkeit kaum aufrecht, aber dann sah sie den hellen Feuerschein am Himmel und erschrak fast zu Tode.

Welch eine Nacht was das? Ein Mann schlägt seine Gattin und läßt sein Kind draußen vor seiner Tür erfrieren. Beabsichtigte nun eine Frau, ihre Feinde zu verbrennen? Wollte der alte Major seine Bären auf seine eigenen Leute loslassen?

Sie überwand ihre Müdigkeit, jagte an dem Major vorbei und eilte in wilder Hast nach Ekeby. Sie gewann einen großen Vorsprung. Sobald sie in den Hof trat und der Majorin Auge in Auge gegenüberstand, rief sie, so laut sie konnte:

„Der Major, der Major kommt mit den Bären!“

Eine große Bestürzung entstand, alle Blicke suchten die Majorin.

„Du hast ihn geholt“, sagte sie zu Marianne.

„Flieht!“ rief diese immer hitziger. „Fort, um Gottes Willen! Ich weiß nicht, was der Major zu tun gedenkt, er hat aber die Bären mitgenommen.“

Alle blickten auf die Majorin.

„Ich danke euch für eure Hilfe, Kinder. Alles was heute Nacht geschah, war so angeordnet, daß keiner von euch dafür leiden wird. Geht jetzt nach Hause! Ich will keinen meiner Leute morden oder gemordet sehen. Geht jetzt!“

Die Leute blieben dennoch stehen.

Die Majorin wandte sich an Marianne.

„Ich weiß, daß du liebst. Du handelst im Liebeswahn. Möge nie der Tag kommen, an dem du machtlos der Verheerung deines Heims zusehen mußt! Mögest du stets Herrschaft über deine Zunge und deine Hand behalten, wenn Zorn deine Seele erfüllt!“

„Meine lieben Kinder, kommt jetzt, kommt jetzt!“ sagte sie zu den Leuten. „Möge nun Gott Ekeby behüten, ich muß zu meiner Mutter gehen. O Marianne, wenn du wieder vernünftig sein wirst, wenn Ekeby verheert sein wird und das Land in Not seufzen wird, dann denke daran, was du heute Nacht getan hast und nimm dich dieser Leute an.“

Damit ging sie, und alle folgten ihr.

Als der Major auf den Hof kam, fand er nur Marianne und eine lange Reihe von Pferden und Fuhrwerken mit Fahrgästen. Marianne löste ihre Fesseln. Die Kavaliere schämten sich wie nie zuvor. Eine größere Demütigung war ihnen niemals zuteil geworden.

„Ich hatte es nicht besser, als ich vor einigen Stunden auf der Treppe in Björne kniete“, sagte Marianne.

Als die Kavaliere schließlich wieder nach oben kamen und noch einige Tropfen von der letzten Bowle fanden, da füllten sie ihre Gläser, und eine plötzliche Begeisterung erfaßte sie,

„Ein Hoch für die Majorin!“ riefen sie aus.

„Sie ist eine unvergleichliche Frau!“ Was beehrten sie Besseres, als ihr zu diesen, sie zu verehren? War das nicht schwer und bitter, daß der Teufel Macht über sie hatte und daß ihr ganzes Streben darauf hinging, die Seelen der Kavaliere zur Hölle zu senden?

Der große Bär auf dem Gurlita-Felsen

Im Dunkel der Wälder hausen gefährliche Tiere, deren Kiefern mit unheimlich glänzenden Zähnen oder scharfen Schnäbeln bewaffnet sind, deren Pfoten scharfe Klauen tragen, die danach verlangen, sich fest um eine blutreiche Kehle zu klammern, und deren Augen vor

Mordlust funkeln.

Dort hausen die Wölfe, die bei Nacht hervorkommen und die Bauernschlitten verfolgen, bis die Frau das kleine Kind, das auf ihrem Schoß sitzt, nehmen und es ihnen zuwerfen muß, um ihres Mannes und ihr eigenes Leben zu retten.

Dort haust auch der Luchs, den das Volk Göpa nennt, denn im Walde wenigstens ist es gefährlich, seinen richtigen Namen zu nennen. Wer am Tage von ihm spricht, der mag gegen Abend die Türen und Luken des Schafstalles gut versehen, denn sonst kommt er. Er klettert an der glatten Schafstallmauer hinauf, denn seine Krallen sind stark wie Stahlzinken, er gleitet durch die kleinste Öffnung und wirft sich auf die Schafe. Und der Göpa hängt sich an ihre Kehlen und saugt das Blut aus ihren Halsadern und mordet und erreißt sie, bis jedes einzelne Schaf tot ist. Er hört mit seinem wilden Totentanz unter den entsetzten Tieren nicht auf, solange noch ein einziges von ihnen ein Lebenszeichen gibt.

Und am Morgen findet der Bauer alle Schafe mit zerfleischten Kehlen tot am Boden liegend, denn der Göpa läßt nichts Lebendes zurück, wenn ihn die Mordlust packt.

Dort haust der Uhu, der in der Dämmerung krächzt. Wenn man ihm nachhört, kommt er mit ausgebreiteten Flügeln auf einen herabgesaut und hackt einem die Augen aus, denn er ist kein richtiger Vogel, er ist ein Spuk.

Und dort haust der gefährlichste von allen, der Bär, der die Kraft von zwölf Männern besitzt und der, wenn er ein Teufelsbär ist, nur mit silbernen Kugeln erlegt werden kann. Kann irgend etwas einem Tier einen entsetzlichen Nimbus geben als den, daß man es nur mit Silberkugeln zu erlegen vermag? Was sind es für verborgene, furchtbare Kräfte, die ihm innewohnen und ihn gegen gewöhnliches Blei unempfindlich machen? Kann ein Kind nicht viele Stunden wach liegen, vor diesem Tier schauernd, das die bösen Mächte beschirmen?

Und wenn er einem im Walde begegnen sollte, groß und gewaltig wie ein wandernder Felsen, so darf man nicht davonlaufen, noch sich verteidigen, sondern man muß sich zu Boden werfen und sich tot

stellen. Viele kleine Kinder haben sich in ihrer Phantasie auf die Erde gelegt und es sich vorgestellt, daß der Bär über ihnen stände. Er hat sie mit der Tatze rundum gerollt, und sie haben seinen heißen, keuchenden Atem in ihrem Gesicht gefühlt. aber sie haben ganz stille gelegen, bis er fortging, um eine Grube zu graben, in der er sie verstecken wollte. Dann haben sie sich leise erhoben und sich davongeschlichen, zuerst ganz langsam, dann aber in eiligem Laufe fortstürmend.

Aber denkt nur, denkt nur, wenn der Bär sie nun nicht für ganz tot gehalten, sondern nach seinem Griff zugebissen hätte, oder wenn er sehr hungrig gewesen wäre und sie sofort hätte auffressen wollen, oder wenn er es bemerkt hätte, daß sie fortliefen und ihnen nachgejagt wäre. O Gott!

Das Grausen ist eine Hexe. Sie sitzt in dem Dämmerlicht der Wälder, dichtet böse Zauberlieder für die Menschenohren und trägt unheimliche Gedanken in ihre Herzen. Dadurch entsteht die lähmende Furcht, die das Leben belastet und die Schönheit freundlicher Landstriche verdunkelt. Tückisch ist die Natur, heimtückisch wie eine schlafende Natter, ihr kann man nimmer trauen. Dort liegt der Löfven-See in herrlicher Schönheit, aber traue ihm nicht, er lauert auf Beute: Jedes Jahr zahlen viele Menschen ihm den Tribut. Dort liegt der Wald, verlockend friedlich, aber traue ihm nicht! Der Wald ist voll von gefährlichen Tieren, in denen die Seelen bösen Hexengesindels und mordgieriger Verbrecher hausen.

Traue nicht dem Bache mit dem lauen Wasser! Schwere Krankheit und Tod betrifft den, der ihn nach Sonnenuntergang durchwartet. Traue nicht dem Kuckuck, der im Frühling so lustig ruft! Zum Herbst wird er ein Habicht mit grimmigen Augen und unheimlichen Krallen! Traue nicht dem Moose, nicht dem Heidekraut, nicht den Felsenplatten: die Natur ist böse, von unsichtbaren Mächten besessen, die den Menschen hassen. Es gibt keine Stelle, die dein Fuß mit Sicherheit betreten kann; es ist wunderbar, daß dein schwarzes Geschlecht so vieler Verfolgung entrinnen kann.

Das Grausen ist eine Hexe. Sitzt sie noch immer im Dunkel der

värmländischen Wälder und singt böse Zauberlieder? Verfinstert sie noch immer die Schönheit lachender Landschaften lähmt sie noch immer die Lebensfreude? Ihre Macht ist groß gewesen, das weiß ich, ich, der man Stahl in die Wiege und Feuerkohlen in das Badewasser gelegt hat, ich weiß es, ich, die ihre Eisenhand an dem Herzen gespürt hat.

Aber niemand soll glaube, daß ich jetzt etwas Unheimliches und Schreckliches erzählen werde. Es ist nur eine alte Geschichte von dem großen Bären auf dem Gurlita-Felsen, von der ich reden möchte, und es steht jedem gänzlich frei, sie zu glauben oder nicht zu glauben, wie das ja bei allen richtigen Jagdgeschichten sein muß.

* *
*

Der große Bär haust auf dem prächtigen Berggipfel, der der Gurlita-Felsen genannt wird, und der sich steil, schroff und schwer zugänglich am Ufer des oberen Löfven erhebt.

Die Wurzeln einer umgestürzten Fichte bilden die Wände und das Dach seiner Behausung, Zweige und Reisig schützen sie, und der Schnee macht sie dicht. Der Bär kann da drinnen liegen und einen guten, ruhigen Schlaf von einem Sommer bis zum anderen tun. Ist er denn ein Dichter, ein weichlicher Träumer, dieser zottige König der Wälder, dieser schieläugige Räuber? Will er die frostigen Nächte und die farblosen Tage des kalten Winters verschlafen, um sich erst von murmelnden Bächen und Vogelsang wecken zu lassen? Will er dort liegen und von den roten Preiselbeerabhängen träumen und von Ameisenhaufen voller brauner, leckerer Wesen und von den weißen Lämmern, die auf den grünen Abhängen weiden? Will er, der Glückliche, dem Winter des Lebens entrinnen?

Pfeifend dringt das Schneegestöber von draußen durch die Fichten, von Wolf und Fuchs toll vor Hunger umherstreifen. Warum soll just allein der Bär schlafen? Mag er aufstehen und fühlen, wie die Kälte beißt, wie schwer es ist, im tiefen Schnee zu waten. Mag er doch aufstehen!

Er hat sich so gut eingebettet. Er gleicht der schlafenden Prinzes-

sin im Märchen, wie sie von der Liebe, so möchte er vom Frühling geweckt werden. Wehe dem, der ihn zu früh weckt! Wenn nur irgend jemand danach fragen würde, wie der König der Wälder sein Leben einzurichten wünscht! Wenn nur nicht ganz plötzlich ein Hagel von Schrot durch das Reisig hereinsauste und sich wie blutgierige Mücken in das Fell bohrte.

Er hört plötzlich Rufe, Lärm und Schüsse. Er schüttelt den Schlaf aus den Gliedern und wirft das Reisig beiseite, um zu sehen, was es gibt. Da gibt es Arbeit für den alten starken Teufelsbären! Nicht der Lenz ist es, der da draußen lärmt und poltert, es ist auch nicht der Sturm, der die Tannen umstürzt und den Schnee hoch aufwirbelt, sondern es sind die Kavaliere, die Kavaliere von Ekeby.

Alte Bekannte des Königs der Wälder! Er gedenkt noch der Nacht, da Fuchs und Beerencreutz im Viehstall eines Nygårdbauern auf der Lauer saßen, als man seinen Besuch erwartete. Sie waren gerade über ihre Brantweinflasche eingeschlafen, als er durch das Rasendach eindrang, aber sie erwachten, als er die tote Kuh aus dem Stall schleppen wollte, und sie fielen mit Jagdflinte und Messer über ihn her. Sie nahmen ihm die Kuh und das eine Auge, aber sein Leben rettete er diesmal noch.

Ja, wahrlich, die Kavaliere und er sind alte Bekannte. Der König der Wälder erinnert sich recht gut, wie sie ihn ein andermal überfielen, als er und seine hohe Gemahlin sich gerade in der alten Königsburg hier auf dem Gurlita-Felsen zum Winterschlaf niedergelegt und Junge in der Behausung hatten. Er erinnert sich recht gut, wie sie von ihnen ganz unerwartet überfallen worden waren. Zwar entkam er, indem er alles, was ihm den Weg versperrte, fortschleuderte, aber er mußte sein Leben lang hinken, weil er einen Schuß in den Schenkel erhalten hatte, und als er nachts wieder nach der Königsburg zurückkehrte, da war der Schnee vom Blute seiner hohen Gemahlin rot gefärbt, und die königlichen Kinder hatte man nach der Ebene entführt, wo sie aufwachen sollten, um dort die Freunde und Diener der Menschen zu werden.

Ja, jetzt bebt die Erde, jetzt wirbelt der Schnee, der sie bedeckt,

hoch empor, jetzt bricht er aus, der große Bär, der alte Feind der Kavaliers. Jetzt gib acht, Fuchs, du alter Bärenlöter, jetzt gib acht, Beerencreutz, Oberst und Landsknechtspieler, jetzt gib acht, Gösta Berling, du Held der hundert Abenteuer!

Weh über alle Dichter, alle Träumer, alle Liebeshelden! Da steht nun Gösta Berling, den Finger am Hahn der Jagdflinte, und der Bär geht gerade auf ihn los. Warum schießt er nicht? Woran denkt er? Warum schickt er ihm nicht sofort eine Kugel in die Brust? Er steht am rechten Platz, um es zu vollbringen. Die anderen kommen deshalb nicht im rechten Moment zum Schusse. Glaubt er denn, daß er hier zur Parade vor Seiner Majestät, dem König des Waldes, stehe?

Gösta hat natürlich dagestanden und von der schönen Marianne geträumt, die in diesen Tagen schwerkrank auf Ekeby liegt, da sie sich in jener Nacht erkältet hatte, als sie sich in den Schnee gelegt hatte, um zu sterben.

Er denkt an sie, die auch ein Opfer des Hasses geworden, der wie ein Fluch auf der Erde lastet, und er schaudert vor sich selber zurück, daß er ausgezogen ist, u zu verfolgen und zu morden.

Und nun kommt der große Bär gerade auf ihn zu, auf dem einen Augen blind von dem Messerstich eines Kavaliere, auf dem einen Bein lahm von der Kugel aus der Jagdflinte eines Kavaliere, wütend, verwildert und ganz vereinsamt, seit sie sein Weib gemordet und seine Kinder entführt haben. Und Gösta Berling sieht ihn nun, wie und was er in Wahrheit ist: ein armes gehetztes Tier, das er nicht auch noch des Lebens berauben will, da die Menschen ihm alles andere entrissen haben.

„Mag er mich töten,“ denkt Gösta, „aber ich schieße nicht.“

Und während der Bär auf ihn zustürzt, steht er ganz ruhig da, wie ein salutierender Soldat, und als der König der Wälder dicht vor ihm steht, schultert er sein Gewehr und tritt einen Schritt zur Seite.

Da trollt sich der Bär davon, wohl wissend, daß er keine Zeit zu verlieren hat, er stürzt in den Wald, bahnt sich den Weg durch mannshohe Schneewehen, kollert über steile Abhänge hinab und flieht unaufhaltsam, während die anderen alle, die mit gespanntem

Hahn auf Göstas Schuß gewartet haben, ihre Büchsen hinter ihm her abschießen.

Aber es ist vergebliche Mühe, die Kette ist durchbrochen, und der Bär ist auf und davon. Fuchs schimpft, und Beerencreutz flucht, Gösta aber lacht nur.

Wie können sie nur verlangen, daß ein so glücklicher Mensch wie er, irgendeinem von Gott geschaffenen Wesen ein Leid antue?

Der große Bär vom Gurlita-Felsen kommt also auch diesmal mit dem Leben davon, aber die Bauern sollten es bald erfahren, daß er aus seinem Winterschlaf geweckt worden ist. Kein Bär kann mit größerer Gewandtheit die Dächer ihrer niedrigen, kellerartigen Schafställe durchbrechen, keiner listiger einem wohlverborgenen Hinterhalt entgehen.

Die Leute am oberen Löfven wußten bald nicht mehr, wie sie sich raten und helfen sollten. Bote auf Bote wurde an die Kavaliers abgesandt, daß sie kommen und den Bären töten möchten.

Tag für Tag, Nacht für Nacht ziehen nun die Kavaliers während des ganzen Februars nach dem oberen Löfven, um den Bären zu finden, er aber entrinnt ihnen. Hat er sich die Schlaueit des Fuchses und die Schnelligkeit des Wolfes angeeignet? Wenn sie in einem Bauernhof auf der Lauer liegen, so verheert er den Nachbarhof, wenn sie ihn im Walde suchen, so verfolgt er den Bauern, der über den zugefrorenen See fährt. Er ist der frechste aller Räuber geworden: er kriecht bis auf den Boden und leert Mutters Honigtöpfe, er tötet das Pferd vor Vaters Schlitten.

Aber allmählich beginnen die Leute zu verstehen, was das für ein Bär ist und warum Gösta nicht auf ihn zu schießen vermochte. Es ist unheimlich, darüber zu reden, entsetzlich, es zu glauben, aber es ist eben kein gewöhnlicher Bär. Niemand kann daran denken, ihn zu erlegen, wenn er nicht eine silberne Kugel in der Büchse hat. Eine Kugel aus Silber und Glockenerz, an einem Donnerstagabend bei Neumond im Kirchturm gegossen, ohne das der Pfarrer, der Küster oder irgendein Mensch davon etwas wüßte, würde ihn unfehlbar töten, es ist aber eben nicht leicht, eine solche Kugel zu erlangen.

* *
*

Auf Ekeby wohnt ein Mann, der sich mehr als jeder andere über das alles grämen muß. Das ist, wie man wohl leicht begreifen kann, Anders Fuchs, der Bärenjäger. Er verlor Schlaf und Appetit vor Verdruss, daß er den großen Bären auf den Gurlita-Felsen nicht erlegen kann. Schließlich wird es auch ihm klar, daß der Bär nur mit einer Silberkugel zu treffen ist.

Der grimmige Major, Anders Fuchs, war kein schöner Mann. Er war von schwerem, plumpem Körperbau und hatte ein breites, rotes Gesicht mit faltigen Hängebacken und mit einem mächtigen Doppeltinn. Steif wie eine Borste saß der kleine, schwarze Schnurrbart über seinen dicken Lippen, und das schwarze Haar stand struppig und dicht um den ganzen Kopf. Dazu war er ein wortkarger Mann und ein Vielfraß. Er gehörte nicht zu jenen, die von den Frauen mit sonnigem Lächeln und offenen Armen empfangen werden, und noch weniger ließ er ihnen sanfte Blicke zuteil werden. Man glaubte nicht, daß er jemals einer Frau begegnen könnte, mit der er sich auch nur vertragen würde, und alles, was zur Liebe und Schwärmerei gehörte, lag ihm gänzlich fern. Und so kommt ein Donnerstagabend heran, an dem der Mond gerade erst zwei Finger breit ist, und ein paar Stunden, nachdem die Sonne gesunken ist, da macht sich Major Fuchs fertig, Ekeby zu verlassen, ohne davon zu reden, was er beabsichtige. Er hat seinen Feuerstein und eine Kugelform in der Jagdtasche und die Flinte auf dem Rücken und marschiert auf die Broer Kirche zu, um zu sehen, was das Glück für einen ehrlichen Mann wohl zu tun geneigt sei.

Die Kirche liegt auf dem östlichen Ufer des schmalen Sundes zwischen dem oberen und unteren Löfven, und Major Fuchs muß über die Sundbrücke gehen, um dorthin zu gelangen. Und so geht er denn in schweren Gedanken auf diese Kirche zu, ohne nach den Brobyer Hügel aufzublicken, wo sich die Häuser gegen den klaren Himmel scharf abzeichnen, oder nach dem Gurlita-Felsen, dessen runder Gipfel sich im Abendsonnenschein erhellt, er blickt nur zu Boden und

grübelt darüber nach, wie er den Kirchenschlüssel erhalten könnte, ohne daß jemand es erführe.

Als er zur Brücke herabkommt, vernimmt er ein so verzweifertes Geschrei, daß er aufblicken muß.

Zu jener Zeit war der kleine Faber, ein Deutscher, Organist in Bro. Er war ein schwächlicher Mensch, schwächlich an Leib und Seele. Und Küster war Jan Larsson, ein tüchtiger Bauer, der aber arm war, weil der Pfarrer von Broby ihn um sein Vatererbe, ganze fünfhundert Reichstaler, geprellt hatte.

Der Küster wollte sich mit des Organisten Schwester verheiraten, der kleinen, feinen Jungfer Faber, aber der Organist wollte sie ihm nicht geben, und deshalb waren die beiden keine guten Freunde. An diesem Abend ist nun der Küster dem Organisten auf der Sundbrücke begegnet und direkt auf ihn zugestürzt. Er packt ihn an der Brust und hält ihn mit steifem Arm über das Brückengeländer hinaus und schwört hoch und heilig, ihn in den Sund hinabzuwerfen, falls er ihm nicht die liebliche, feine Jungfer zur Frau gäbe. Der kleine Deutsche will sich aber nicht darein ergeben, er zappelt und schreit und sagt immerfort nein, obwohl er tief unter sich die schwarze Furche des offenen Wassers zwischen den weißen Ufern dahinströmen sieht.

„Nein, nein“, schreit er.

„Nein, Nein!“

Und es ist ungewiß, ob der Küster in seiner Wut ihn nicht in das kalte, schwarze Wasser hätte hinunterwirbeln lassen, falls der Major Fuchs nicht gerade in diesem Moment auf die Brücke gekommen wäre. Aber nun erschrickt der Küster, stellt Faber auf festen Boden nieder und rennt davon, so schnell er kann.

Der kleine Faber fällt nun dem Major um den Hals, ihm für seine Errettung zu danken, der Major aber stößt ihn zurück und sagt, daß so etwas sich nicht des Dankes verlohne. Der Major liebt die Deutschen nicht, seit er während des pommerschen Krieges zu Putbus auf Rügen im Quartier gelegen hat.

Niemals im Leben war er so nahe daran gewesen, Hungers zu sterben wie damals.

Nun will der kleine Faber zum Lehnsmann Scharling laufen, um den Küster wegen Mordversuches zu verklagen, worauf der Major ihm kund und zu wissen tut, daß so etwas hierzulande nicht verlohne, weil es hier nichts koste, einen Deutschen zu töten.

Da beruhigte sich der kleine Faber und ladet ihn in sein Heim, zu Mettwurst und Mumme.

Der Major begleitet ihn, denn er denkt daran, daß der Organist sicherlich einen Kirchenschlüssel zu Hause haben müsse, und so gehen sie den Hügel hinauf, wo die Kirche von Bro mit dem Pfarrhof, das Küsterhaus und die Wohnung des Organisten liegen.

„Verzeihung, Verzeihung!“ sagt der kleine Faber, als er mit dem Major ins Haus tritt. „Heute ist es hier nicht so besonders elegant. Meine Schwester und ich hatten heute einen sehr unruhigen Tag. Wir haben nämlich einen Hahn geschlachtet.“

„Donnerwetter!“ ruft der Major.

Die kleine, feine Jungfer Faber kommt gleich darauf mit zwei großen Tonkrügen voll Mumme herein. Nun weiß zwar ein jeder, daß der Major die Weiber nicht gerade mit freundlichen Blicken ansah, aber die kleine Jungfer mußte er doch mit Wohlgefallen betrachten, als sie so hübsch und nett in Mieder und Häubchen hereintrat. Das hellblonde Haar lag so glatt gekämmt um ihre Stirn, daß hausgewebe Kleid war so hübsch und blitzsauber, ihre kleinen Hände waren so geschäftig und emsig, und ihr Gesichtchen war so rosig und rund, daß er es nicht unterlassen konnte, daran zu denken, wenn er vor fünf- undzwanzig Jahren ein solches Frauenzimmerchen gesehen hätte, so wäre er wohl auch auf die Freite gegangen.

Es ist so hübsch und rosig und gewandt, aber ihre Augen sind doch ganz verweint. Und gerade das ist es, was seine Gedanken so freundlich für sie stimmt.

Während die Männer essen und trinken, geht sie aus und ein. Einmal tritt sie vor ihren Bruder hin, knickt und sagt:

„Wie sollen die Kühe im Schuppen aufgestellt werden, lieber Bruder?“

„Stelle zwölf auf die linke und elf auf die rechte Seite, dann stoßen

sie sich nicht“, sagt der kleine Faber.

„Potztausend, habt Ihr so viele Kühe, Faber?“ rief der Major.

Aber die Sache lag so, daß der Organist nur zwei Kühe besaß, er nannte jedoch die einen Elf und die andere Zwölf, damit es recht großartig klänge, wenn er davon sprach.

Und nun erfuhr der Major auch, daß Fabers Kuhstall eben umgebaut würde und daß die Kühe deshalb am Tage draußen wären und nachts im Holzschuppen ständen.

Die kleine Jungfer Faber geht immer noch aus und ein; wieder stellt sie sich vor ihren Bruder, macht ihm einen Knicks und sagt, daß der Zimmermann gefragt habe, wie hoch er den Viehstall bauen solle.

„Nimm das Maß nach der Kuh“, sagte der Organist, „nimm das Maß nach der Kuh!“

Die Antwort dünkt den Major gut.

Gleich darauf erkundigt sich der Major bei dem Organisten, weshalb die Augen seiner Schwester so rot wären, und da erfährt er, daß sie weine, weil er ihr nicht erlauben wolle, sich mit dem armen Küster zu verheiraten, da er so verschuldet und dazu noch um sein Erbe gekommen sei.

Durch alle diese Mitteilungen versinkt der Major immer tiefer und tiefer in Gedanken. Er leert Kanne auf Kanne und ißt eine Wurst nach der anderen. Dem kleinen Faber wird ganz schwindlig bei diesem Appetit und Durst, aber je mehr der Major ißt und trinkt, desto klarer wird sein Gehirn, und desto entschlossener wird sein Sinn.

Desto fester wird auch sein Vorsatz, etwas für die kleine Jungfer Faber zu tun.

Er hat indessen seine Augen auf den großen Schlüssel mit dem verschnörkelten Bart gerichtet, der an einem Brett neben der Tür hängt, und kaum hat der kleine Faber, der dem Major beim Trinken Gesellschaft leisten mußte, den Kopf auf den Tisch gelegt und angefangen zu schnarchen, als der Major auch schon den Schlüssel ergreift, seine Mütze aufsetzt und hinausgeht.

Eine Minute später tappt er die Kirchturmtreppe hinauf, die nur

durch seine kleine Hornlaterne schwach erleuchtet werden, und langt endlich oben im Glockenraum an, wo die Glocken ihre weiten Schlünde über ihm zu öffnen scheinen. Darauf schabt er mit einer Feile zuerst etwas Glockenerz ab, und will gerade die Kugelform und das kleine Feuerbecken aus seiner Jagdtasche nehmen, als er sich besinnt, daß ich, das Allerwichtigste fehlte, er hat nämlich gar kein Silber mitgebracht. Wenn aber irgendwelche Kraft in der Kugel stecken soll, muß sie doch gerade dort im Turme gegossen werden. Nun wäre sonst alles in schönster Ordnung: es ist Donnerstagnacht, und es ist Neumond, und niemand hat eine Ahnung von seinem Hiersein, und nun kann er gar nichts tun! Er flucht im Schweigen der Nacht, daß die Glocken widerhallen.

Gleich darauf hört er von unten aus der Kirche ein schwaches Geräusch heraufdringen und glaubt Schritte auf der Treppe zu vernehmen. Ja, wahrhaftig, es stimmt, schwere Treppe kommen die Treppe herauf.

Major Fuchs, der oben steht und flucht, daß die Glocken erbeben, wird ein wenig nachdenklich. Er möchte wohl wissen, wer es sein mag, der ihm beim Kugelgießen zu helfen gedenkt. Die Schritte kommen immer näher und näher. Der Nahende beabsichtigt wohl, in den Glockenraum zu gelangen. Der Major zieht sich in eine Ecke zurück, verbirgt sich zwischen den Dachbalken und Sparren und verlöscht seine Laterne. Er hat nicht gerade Furcht, aber die ganze Sache wäre ja verpfuscht, wenn ihn hier oben jemand zu sehen bekäme. Kaum hat er sich versteckt, als der Neuangekommene auch schon mit dem Kopf emportauchte.

Der Major kennt ihn recht gut, es ist der geizige Pfarrer von Broby. Er, der fast wahnsinnig vor Geiz ist, hat die Gewohnheit, seine Schätze an den merkwürdigsten Stellen zu verbergen. Er kommt jetzt mit einem Paket Banknoten, die er im Turmzimmer verstecken will. Er weiß nicht, daß jemand ihn sieht. Er hebt eine Fußbodenplanke auf, legt das Geld darunter und begibt sich wieder fort.

Aber der Major zögert nicht länger, er hebt dieselbe Planke auf. Oh, wieviel Geld! Ein Stoß Banknoten neben dem anderen und da-

zwischen braune Lederbeutel voller Silbergeld. Der Major nimmt genau soviel Silber, wie er zu einer Kugel braucht; das andere läßt er liegen.

Als er wieder im Freien ist, hat er die Silberkugel in der Büchse. Er geht weiter und ist gespannt darauf, was das Glück in dieser Nacht für ihn wohl noch in Bereitschaft haben möge. Wie jedermann weiß, ist es mit den Donnerstagnächten höchst wunderbar bestellt. Er geht zuerst auf die Organistenwohnung zu. Denkt nur, wenn diese Kanaille von Bär wüßte, daß Fabers Kühe in einem elenden Schuppen, so gut wie unter freiem Himmel, stehn.

Und da sieht er wahrhaftig etwas Schwarzes, Großes über das Feld auf den Holzschuppen zukommen: das muß der Bär sein.

Er legt die Büchse an und ist gerade schussbereit, plötzlich aber muß er an die verweinten Augen der kleinen Jungfer Faber denken, er überlegt, daß er ihr und dem Küster ein wenig helfen könnte, aber es kostet ihn wahrhaftig nicht wenig Überwindung, darauf zu verzichten, den großen Bären vom Gurlita-Felsen zu töten. Er sagte später selber, daß nichts auf der Welt ihm so schwer gefallen sei, da aber die kleine Jungfer ein so feines und allerliebstes Frauenzimmerchen gewesen sei, so hätte er etwas für sie tun müssen.

Er geht nach dem Küsterhof, weckt den Küster, führt ihn halbbeleidet und halbnackt und hinaus und sagt ihm, er solle auf den Bären schießen, der Fabers Holzschuppen beschleiche.

„Wenn du den Bären erschießt, dann wird er dir schon seine Schwester geben,“ sagt er, „denn dann wirst du mit einem Schläge ein berühmter Mann sein. Der da ist kein gewöhnlicher Bär, und die besten Männer im Lande würden es sich zur Ehre gereichen lassen, ihn zu erlegen.“

Und er legt ihm seine eigene Büchse in die Hand, geladen mit der Kugel aus Silber und Glockenerz, die an einem Donnerstagnacht bei Neumond in einem Kirchturm gegossen worden ist, und er kann sich eines heftigen Neidgefühls nicht erwehren, daß ein anderer als er den großen König der Wälder, den alten Bären vom Gurlita-Felsen erlegen solle.

Der Küster zielt, Gott steh uns bei, er zielt, als ob er Absicht hätte, den großen Bären, sonst auch Himmelswagen genannt, der hoch oben am Himmel um den Polarstern kreist, zu erlegen und nicht einen auf ebener Erde wandernden Bären, und der Schuß gibt einen solchen Knall, daß man ihn noch ganz oben auf dem Gurlita-Felsen hören könnte.

Aber wie er auch gezielt haben mag, der Bär fällt. So geht es, wenn man mit einer Silberkugel schießt. Man trifft den Bären ins Herz, wenn man auch nach dem Himmelswagen gezielt hat.

Gleich darauf kommen die Leute aus allen Nachbarhöfen herausgestürzt, um zu erfahren, was da passiert sei, denn noch niemals hat ein Schuß lauter gekracht und mehr schlafende Echos geweckt als dieser, und der Küster wird laut gepriesen, denn der Bär war eine rechte Landplage gewesen.

Auch der kleine Faber kommt heraus, aber nun wird Major Fuchs grausam enttäuscht. Dort steht der ruhmbedeckte Küster, der noch obendrein Fabers Kühe gerettet hat, jedoch der kleine Organist ist weder gerührt noch dankbar. Er öffnet ihm nicht seine Arme, um ihn als Schwager und Helden zu begrüßen.

Der Major steht stirnrunzelnd da und stampft mit dem Fuße über solch eine Erbärmlichkeit. Er will zu dem filzigen, engherzigen, kleinen Kerl reden und ihm erklären, welch eine Großtat das gewesen sei, aber da beginnt er zu stammeln, so daß er nicht ein richtiges Wort hervorbringen kann. Und er wird immer böser und ärgerlicher bei dem Gedanken, daß er nun doch ganz zwecklos auf die Ehre verzichtet habe, den großen Bären zu erlegen.

Oh, es ist ihm rein unmöglich zu fassen, daß jemand, der solch eine Tat vollbracht hat, nicht wert sein sollte, die stolzeste Braut zu eringen.

Der Küster und einige junge Männer wollen den Bären abbalgen, sie gehen zum Schleifstein und wetzen ihre Messer, die anderen gehen nach Hause und zu Bett, Major Fuchs steht ganz allein bei dem toten Bären.

Dann aber geht er nicht einmal zur Kirche, steckt den Schlüssel

wieder ins Loch, klettert auf den schmalen Treppen mit den schiefen Stufen empor, weckt die schlafenden Tauben und betritt nochmals den Glockenraum.

Später, als der Bär unter Oberaufsicht des Majors abgehäutet wird, findet man zwischen seinen Kinnladen ein Banknotenbündel im Werte von fünfhundert Reichstalern. Es ist unmöglich zu sagen, wie sie dort hingekommen sind, aber das ist ja auch ein sonderbarer Bär, und da der Küster den Bären erlegt hat, so kommt ihm auch das Geld rechtmäßig zu, das ist ja ganz klar. Als dies bekannt wird, begreift auch der kleine Faber, welch eine ruhmreiche Tat der Küster vollbracht hat, und er erklärt, daß er stolz darauf sein würde, sein Schwager werden zu dürfen.

Am Freitag abend, nach einem Festmahl im Küsterhause und einem Verlobungsschmause im Organistenheim, kehrt Major Fuchs nach Ekeby zurück. Mit schwerem Herzen zieht er seines Weges hin: er empfindet weder Freude darüber, daß sein Feind erlegt worden ist, noch über das prächtige Bärenfell, daß ihm der Küster verehrt hat.

Viele werden nun vielleicht glauben er grämte sich darüber, daß die kleine, feine Jungfer Faber einem anderen angehören sollte. O nein, darüber machte er sich keinerlei Gedanken. Aber was ihm zu Herzen geht, ist, daß der alte, einäugige König der Wälder nun gefallen ist, ohne daß er die Silberkugel auf ihn abgeschossen hat.

So langt er im Kavaliersflügel an, wo die Kavaliere im Kreise um das Feuer sitzen, und wirft, ohne ein Wort zu reden, das Bärenfell mitten unter sie. Aber niemand möge denken, daß er von seinem Abenteuer erzählte, es dauerte lange Zeit, bis man ihm die Sache im richtigen Zusammenhang herauszulocken vermochte. Ebensowenig verriet er das Versteck des Pfarrers von Broby, und dieser entdeckte vielleicht niemals den Diebstahl.

Die Kavaliere untersuchten das Fell.

„Das ist ein schönes Fell“, sagte Beerencrutz. „Es nimmt mich wunder, wie der Bursche hier aus seinem Winterschlaf hergelaugt ist, oder hast du ihn in der Höhle erschossen?“

„Er ist in Bro erlegt worden.“

„Ja, so groß wie der Gurlita-Bär war er freilich nicht“, sagt Gösta, „aber er ist ein tüchtiges Tier gewesen.“

„Wenn er einäugig gewesen wäre,“ sagte Kevenhüller, „so würde ich glauben, daß du den Alten selber erlegt hättest, so groß ist das Tier, aber dieser hat weder eine Verletzung noch Eiter am Auge, also kann er es nicht gewesen sein.“

Fuchs fluchte über seine Dummheit, aber dann erhellt sich sein Gesicht, so daß er ordentlich schön aussieht. Also ist der große Bär denn doch nicht durch eines anderen Mannes Schuß erlegt worden.

„Herr, mein Gott, wie gut bist du doch!“ sagt er und faltet die Hände.

Die Auktion auf Börne

Den ganzen Februar durch lag Marianne krank auf Ekeby. Als sie den Major in Sjö aufsuchte, hatte sie sich die Pocken geholt. Ihren ermatteten Körper hatte die schreckliche Krankheit mit aller Gewalt ergriffen. Sie war dem Tode nahe gewesen, aber gegen Ende des Monats war sie doch wiederhergestellt. Sie war sehr schwach und furchtbar entstellt. Man würde sie niemals wieder die schöne Marianne nennen.

Das wußte jedoch nur Marianne und ihre Wächterin. Aber wann ist die Macht der Selbstkritik größer als in den langen Stunden der Genesung? Dann sitzt sie da und starrt und starrt mit ihren Eisaugen und zerpfückt alles mit ihren knochigen, harten Fingern.

Und während Marianne dalag und sich selbst mit den starrenden kalten Augen betrachtete, erstarben alle ihre ursprünglichen Gefühlen.

Sie lag da und spielte die Kranke, die Unglückliche, die Verliebte, die Rachedurstige. Und alles war doch nur Spiel.. Alles wurde zum Spiel und zur Unwirklichkeit unter den Eisaugen, die sie bewachten.

Alle starken Kräfte des Lebens waren eingeschlummert. Nur eine einzige Nacht hatte sie Kraft zu glühendem Haß und hingebender Liebe gehabt. Sie wußte nicht einmal, ob sie Gösta Berling liebe! Sie sehnte sich nach ihm, um zu prüfen, ob er sie über sich selbst hinausheben könne.

Solange die Gewalt der Krankheit währte, hatte sie nur einen klaren Gedanken gehabt, sie hatte dafür gesorgt, daß ihre Krankheit nicht bekannt würde. Sie wollte ihre Eltern nicht sehen, wünschte keine Versöhnung mit ihrem Vater, und sie wußte, daß er bereuen würde, wenn er erführe, wie krank sie war. Deshalb befahl sie zu verbreiten, daß ihr Augenleiden, eine Krankheit, die sie auf ihren Besuchen in der Heimat oft befiehl, sie zwänge, hinter geschlossenen Gardinen zu sitzen, sie verbot den Kavalieren, Ärzte aus Karlstadt zu holen. Sie habe zwar die Pocken, aber nur ganz gelinde, in der Hausapotheke auf Ekeby wären genug Heilmittel, um ihr Leben zu retten.

Niemals dachte sie daran, daß sie sterben könne, sie wartete nur auf den Tag der Genesung, um mit Gösta Berling zum Pfarrer zu fahren und das Aufgebot zu bestellen.

Aber jetzt war die Krankheit und das Fieber verschwunden. Sie war wieder kalt und klug. Ihr war es, als sei sie die einzige Vernünftige in dieser Welt von Toren. Sie haßte weder, noch liebte sie. Sie verstand ihren Vater, sie verstand alle. Wer versteht, der haßt nicht.

Sie hatte erfahren, daß Melchior Sinclair beabsichtigte, eine Auktion auf Björne zu veranstalten, um alle seine Besitztümer zu zerstören, so daß sie nichts nach ihm erben könne. Man sagte, er wolle die Verwüstung so gründlich wie möglich besorgen: Zuerst würde er Möbel und Hausgerät, dann das Vieh und das Ackergerät und zuletzt den Hof verkaufen, und alles Geld würde er in einen Sack stecken und in die Tiefe des Löfven versenken. Zerstörung, Verwirrung und Verödung solle ihr Erbe sein. Marianne lächelte zustimmend, als sie es hörte: Das entsprach seinem Charakter, so mußte er handeln.

Es erschien ihr seltsam, daß sie den großen Liebeshymnus gedichtet hatte. Sie hatte von einer Köhlerhütte geträumt. Jetzt schien es ihr wunderlich, daß sie jemals einen solchen Traum gehabt hatte. Sie

sehnte sich nach der Natur. Sie war dieses beständigen Spiels müde. Niemals hatte sie ein starkes Gefühl. Sie betrauerte kaum ihre verlorene Schönheit, aber sie fürchtete das Mitleid fremder Menschen.

Oh, eine Sekunde sich selbst vergessen! Nur etwas tun, das aus dem Herzen kam und ohne Bedeutung war, eine Gebärde, ein Wort, eine Handlung!

Eines Tages, da die Ansteckungsgefahr gewichen war und Marianne angekleidet auf dem Sofa lang, ließ sie Gösta Berling rufen; man antwortete ihr, daß er zur Auktion nach Björne gefahren sei.

* *
*

Auf Björne fand in Wahrheit eine große Auktion statt. Es war ein altes, reiches Heim. Die Leute waren von weither gekommen.

Der große Melchior Sinclair hatte alles, was vorhanden war, in den großen Salon geworfen, wo tausenderlei Dinge vom Fußboden bis zur Decke aufgestapelt lagen. Wie ein Teufel der Zerstörung am Tage des Gerichts war er selber im Hause umhergegangen und hatte alles zusammenschleppt, was er verkaufen wollte. Nur die Küchengeräte, die schwarzen Kochtöpfe, die Holzstühle, das Zinngeschirr, die Kupfergefäße ließ er in Frieden, weil nichts dabei war, was ihn an Marianne erinnerte; aber das war auch das einzige, was seinem Zorn entging.

Aus Mariannes Zimmer nahm er die Bücherregale, das Puppen- spind, den kleinen Stuhl, den er ihr hatte schnitzen lassen, ihre Nippes und Kleider, ihr Sofa und ihr Bett, alles sollte fort.

Und dann ging er von Zimmer zu Zimmer und schleppte alles zur Auktion hinunter. Er keuchte unter der Last der Sofas und der Marmorplatten, aber er hielt stand. Und er warf alles durcheinander zu Boden. Er riß die Spinde auf und nahm das prachtvolle Familiensilber heraus. Fort damit! Marianne hatte es berührt. Schneeweißen Damast und glattes Leinenzeug mit handbreitem Hohlsaum warf er auf die Haufen anderer Sachen. Fort damit! Marianne war nicht wert, sie zu besitzen. Er stürmte mit ganzen Bergen von Porzellan durch die Zimmer, ohne darauf zu achten, daß er Dutzende von Tellern zer-

brach, er riß die echten Tassen mit eingebranntem Familienwappen heraus. Fort mit ihnen! Mag sie besitzen, wer da will! Berge von betten wälzte er die Bodentreppe hinab. Fort mit ihnen! Marianne hatte darauf geschlafen.

Er warf ergrimmte Blicke auf die alten, wohlbekanntten Möbel. Gab es einen Stuhl, auf dem sie nicht gesessen, ein Bild, das sie nicht betrachtet, einen Kronleuchter, der ihr nicht geleuchtet, einen Spiegel, der nicht ihre Züge zurückgestrahlt hatte? Wütend ballte er die Faust gegen diese Welt der Erinnerungen. Am liebsten hätte er alles kurz und klein geschlagen.

Er hatte einen langen Tisch quer durch das Zimmer gestellt. Dahinter stand der Auktionator und machte die Angebote, die die Schreiber notierten. Dort hatte Melchior Sinclair ein Branntweinfäß hingestellt. Auf der anderen Seite des Tisches, auf dem Vorplatz und im Hof befanden sich die Käufer, unter denen Lärm und Munterkeit herrschte. Melchior Sinclair saß dort halbbetrunken und halbverrückt. Er schrie und lachte, als wäre er in bester Stimmung, und jedem, der ein gutes Angebot machte, schenkte er einen Schnaps ein.

Gösta Berling stand auch unter den Käufern, vermied aber, Melchior Sinclair vor Augen zu kommen. Das Vorgefühl eines nahenden Unglücks bedrückte sein Herz. Er bemerkte, daß Mariannes Mutter nicht unter den Anwesenden war und ging sie zu suchen. Er schritt durch viele Türen, ehe er sie stand.

Der große Hüttenbesitzer war in Wut geraten, als er sie vor der Auktion weinend über Linnen und Betten gebeugt sah, er hatte sie mit geballten Fäusten durch die ganze Wohnung gejagt, dann in ihre Speisekammer eingeschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Und dort sah Gösta Frau Gustafvas Gesicht in einem kleinen Fenster, als er den Korridor zwischen Saal und Küche durchschritt. Sie war auf eine Trittleiter gestiegen und starrte durch das hoch oben in der Wand befindliche Fenster aus ihrem Gefängnis hinunter.

„Tante Gustafva, was tut Ihr da oben?“

„Er hat mich eingesperrt“, flüsterte sie.

„Der Hüttenbesitzer?“

„Ja, ich dachte, er würde mich totschiagen. Aber, Gösta, hör' mal, nimm den Schlüssel von der Saaltür und schließe die Kammertür auf, er paßt ins Schloß.“

Gösta tat es, und nach wenigen Minuten stand die kleine Frau in der Küche, in der sich niemand befand.

„Eins der Mädchen hätte doch, mit dem Saalschlüssel längst öffnen können, Tante Gustafva.“

„Glaubst du, daß ich sie den Kniff lehren will? Dann wäre es ja um meine Speisekammer geschehen. Und im übrigen habe ich mir die Zeit dazu genommen, die obersten Regale aufzuräumen. Es tat wirklich not. Ich begreife nicht, daß ich sie so verstauben lassen konnte.“

„Bei euch ist ja stets soviel zu tun.“

„Ja, das ist wahr. Wenn ich nicht überall bin, dann kommen weder Webstuhl noch Spinnrocken in rechten Takt. Und wenn ...“

Sie stockte und trocknete ihre Augen.

„Gott steh mir bei, was rede ich denn da“; sagte sie. „Ich werde wohl nach nicht mehr zu sehen brauchen. Er verkauft ja alles, was wir haben.“

„Ja, es ist ein Elend.“

„Du weißt, der große Spiegel im Vorzimmer, Gösta, der ganz aus einem Stück ist und den ich von meiner Mutter hatte, den will er jetzt verkaufen.“

„Er ist toll.“

„Ja, er wird nicht ruhen, bis wir betteln gehen müssen wie die Majorin.“

„So weit wird es doch nicht kommen.“

„Ja, Gösta. Als die Majorin von Ekeby fortging, prophezeite sie uns Unglück. Und nun kommt es. Sie hätte es nie zu dem Verkauf von Björne kommen lassen.“

„Aber war ist denn eigentlich mit ihm los?“

„Oh, das ist alles nur so, weil Marianne nicht wiederkommt. Er ist viele Tage in der Allee auf und ab gegangen und hat sie erwartet. Er sehnt sich wie toll nach ihr. Aber ich darf ja nichts sagen.“

„Marianne glaubt, daß er ihr böse sei.“

„Das glaubt sie nicht. Sie kennt ihn genau, aber sie ist stolz und will nicht den ersten Schritt tun. Sie sind alle beide so starrköpfig und hart.“

„Ihr wißt wohl, daß Marianne sich mit mir verheiraten wird?“

„Ach, Gösta, das tut sie niemals. Sie sagt es nur, um ihn zu reizen. Sie ist zu verwöhnt und zu stolz, als daß sie einen armen Mann heiraten würde. Fahre du nach Hause und sage ihr, daß ihr ganzes Erbe zugrunde geht, wenn sie nicht schleunigst kommt.“

Gösta wurde ordentlich böse. Sie saß dort auf einem großen Küchentisch und hatte für nichts anderes Herz und Sinn als für ihren Spiegel und ihr Porzellan.

„Ihr solltet Euch schämen,“ fuhr er sie an. „Ihr jagt Eure Tochter in den Schnee hinaus und dann glaubt Ihr, es sei nur Bosheit von ihr, nicht wiederkommen. Und Ihr glaubt, daß sie den Mann, den sie liebt, um ihres Erbes willen aufgeben würde?“

„Lieber Gösta, werde du nicht auch noch böse! Ich weiß ja nicht mehr, was ich rede. Ich versuchte damals alles, um Marianne die Tür zu öffnen, aber er schleppte mich fort. Ich missgönne die Marianne nicht, wenn du sie glücklich machen kannst. Es ist nicht so leicht, eine Frau glücklich zu machen, Gösta.“

Er blickte sie an. Wie konnte er nur gegen sie die Stimme im Zorn erheben, gegen sie, die so verschüchtert und abgehetzt aussah und ein so gutes Herz hatte.

„Ihr fragt nicht, wie es Marianne geht“, sagte er leise.

Sie brach in Tränen aus.

„Ich wollte dich schon die ganze Zeit danach fragen. Sie hat mir nicht einmal einen Gruß gesandt, als ich ihr die Kleider schickte, und da dachte ich, du wolltest mir auch nichts mitteilen.“

„Marianne war die ganze Zeit krank. Sie hatte die Pocken. Heute sollte sie aufstehen und auf dem Sofa liegen. Ich habe sie seit der ersten Nacht nicht gesehen.“

Frau Gustafva sprang mit einem Satz vom Tische herab und lief, ohne ihm zu antworten, zu ihrem Manne. Die Leute sahen, daß sie

ihm eifrig etwas ins Ohr flüsterte.

Es schien allen, daß nun die Auktion ein Ende haben müsse, da Frau Gustafva mit so wichtigen Neuigkeiten gekommen war. Der Hammer des Auktionators fiel nicht, die Federn der Schreiber stockten, man hörte kein neues Angebot.

Melchior Sinclair fuhr aus seinen Gedanken empor.

„Nun, geht's weiter?“

Und die Auktion war wieder in vollem Gange.

Gösta saß in der Küche, Frau Gustafva kam weinend zu ihm und sagte:

„Es half nichts. Ich dachte, er würde ein Ende machen, wenn er hört, daß Marianne krank gewesen ist, er aber läßt die Auktion fortsetzen. Er möchte wohl gern aufhören, aber jetzt schämt er sich.“

Gösta zuckte die Achseln und verbeugte sich ohne ein Abschiedswort. Im Flur traf er Sintram, der ihn anrief:

„Eine teuflermäßig lustige Wirtschaft, Gösta! Du bist ein wahrer Meister. Kreuzdonnerwetter, was du anrichtest!“

„Bald wird es noch lustiger werden“, flüsterte Gösta. „Der Broby-Pfarrer ist hier mit einem Schlitten voll Geld. Man sagt, daß er ganz Björne kaufen und bar bezahlen will. Dabei muß ich mir den großen Hüttenbesitzer doch mal ansehen, Onkel Sintram.“

Sintram zog den Kopf zwischen die Schultern und lachte eine ganze Weile in sich hinein. Dann trat er in den Auktionssaal und ging dich an Melchior Sinclair heran.

„Wenn du einen Schnaps willst, Sintram, bei allen Teufeln, dann mußt du erst ein Angebot machen.“

Sintram kam noch näher heran.

„Bruder, du hast doch Glück wie immer. Hier kommt ein großer Mann mit einem Schlitten voller Geld hergereist. Er kauft Björne mit allem lebenden und toten Inventar. Er hat mit einer ganzen Menge von Leuten abgemacht, nur für ihn zu bieten. Er will sich gewiß solange nicht zeigen.“

„Du kannst mir wohl sagen, wer es ist, Bruder, wenn ich dir für die Mühe einen Schnaps biete.“

Sintram nahm den Schnaps, trat zwei Schritte zurück und antwortete:

„Es soll unser Broby-Pfarrer sein, Bruder Melchior.“

Melchior Sinclair kannte viele bessere Freunde als den Broby-Pfarrer. Zwischen ihnen herrschte seit Jahren eine erbitterte Feindschaft. Man munkelte, daß der große Hüttenbesitzer in dunklen Nächten auf Wegen, die der Pfarrer machen mußte, ihm auflauerte, um ihn weidlich durchzuprügeln, diesen Fuchs, diesen Bauernschinder.

Sintram hatte sich zwar einige Schritte zurückgezogen, dennoch flog ihm ein Brantweinglas an die Stirn und die ganze Brantweintonne auf die Füße. Aber dann folgte dafür auch eine Szene, die für lange Zeit sein Herz mit Freude erfüllte.

„Will der Broby-Pfarrer meinen Gutshof haben?“ brüllte Sinclair. „Steht ihr hier und bietet für den Broby-Pfarrer auf mein Hab und Gut? Oh, ihr sollt euch schämen!“

Wie ein wildes Tier brüllend, ballte er die Faust gegen die Umstehenden und schleuderte ihnen alles zu, was ihm in die Hände fiel. Er kannte sich nicht in seiner Wut.

„Die Auktion ist aus!“ brüllt er. „Hinaus mit euch. Niemals soll der Broby-Pfarrer Björne haben! Hinaus mit euch! Ich werde euch lehren, für den Broby-Pfarrer zu bieten!“

Es entstand eine wilde Verwirrung und Flucht. Hunderte von Menschen flohen vor dem einen einzigen Mann. Und er stand da, brüllte sein „Hinaus mit euch!“, sandte ihnen Flüche nach und schwang dabei einen Stuhl wie eine Keule über seinem Haupte.

Er verfolgte sie bis in den Flur, aber nicht weiter. Als der letzte Fremde fort war, ging er in den Salon, riegelte hinter sich zu, zog eine Matratze und ein paar Kissen hervor, legte sich nieder und schlief zwischen aller Verwüstung bis zum nächsten Tage.

Gösta erfuhr bei seiner Heimkehr, daß Marianne mit ihm reden wolle. Als er in das halbdunkle Zimmer trat, mußte er einen Moment an der Tür stehen bleiben. Er sah nicht, wo sie sich befand.

„Bleibe wo du bist, Gösta“, sagte Marianne. „Es liegt Gefahr in meiner Nähe.“

Aber Gösta bebte vor Eifer und Sehnsucht. Was kümmerte ihn die Ansteckung! Er wollte die Seligkeit genießen, sie zu sehen.

Denn sie war schön, seine Geliebte. Niemand hatte so weiches Haar, eine so klare, strahlende Stirn. Er dachte an ihre Augenbrauen, die so fein und scharf gezeichnet waren, an die kühn gebogene Nase, an die weich geschwungenen Lippen, an das längliche Oval der Wangen und an die wunderbar feine Form des Kinns. Und er dachte an ihren rosigen Teint, an den zauberhaften Eindruck, den ihre dunklen Brauen zu dem lichten Haar machten, und an die blauen Augen, die im klaren Weiß schwammen.

Sie war herrlich, seine Geliebte. Er dachte daran, welch ein warmes Herz sie hinter dem äußerem Stolz verbarg.

Er stürmte durch das Zimmer und kniete an ihrem Kopf nieder. Er wollte sie sehen, sie küssen und ihr dennoch Lebewohl sagen. Er würde ihr sagen:

„In deinem Vaterhause herrscht großer Jammer. Mein Herz blutet, wenn ich daran denke, du mußt heimkehren, um deinen Vater wieder zur Vernunft zu bringen. Deine Mutter ist in beständiger Lebensgefahr. Du mußt heimkehren, meine Geliebte.“

Solche Worte der Entsagung hatte er auf den Lippen, aber sie blieben unausgesprochen.

Er nahm ihr Haupt zwischen seine Hände und küßte sie, fand aber keine Worte. Sein Herz begann so heftig zu schlagen, als wollte es ihm die Brust zersprengen.

Die Pocken hatten das schöne Antlitz zerstört. Die Augen lagen matt unter den geschwellenen Lidern. Die Augenbrauen waren verschwunden, und der Glanz des Augapfels war gelb geworden.

Uaussprechliche Gefühle bewegten Göstas Seele. Je länger er sie ansah, desto wärmer wurde es in ihm. Die Liebe wuchs und wuchs wie ein Strom im Frühling.

Oh, sie zu lieben, sie zu verteidigen, sie zu entschädigen!

Stark ist die Liebe, die die Feuertaupe des Schmerzes empfangen hat. Er konnte mit Marianne nicht von Trennung und Entsagung reden. Er konnte sie nicht verlassen. Er mußte ihr sein Leben weihen.

Todsünden würde er um ihretwillen begehen können.

Er sprach kein vernünftiges Wort, sondern weinte nur und küßte sie, bis die alte Wärterin ihn hinausführte.

Als er fort war, lag Marianne und dachte an ihn und seine Rührung. „Es tut wohl, so geliebt zu werden“, dachte sie.

Aber wie stand es mit ihr selbst? Was empfand sie? Oh, nichts – weniger als nichts.

War ihre Liebe tot, oder wohin war sie entflohen? Wo verbarg sie sich?

Lebte sie noch, hatte sie sich im dunkelsten Winkel ihres Herzens verkrochen und saß dort frierend unter den Eisaugen, erschreckt vor dem bleichen Hohnlachen, halb erdrosselt von den knöchigen Fingern der Kritik?

„Ach, meine Liebe,“ seufzte sie, „lebst du, oder bist du tot, tot wie meine Schönheit?“

* *
*

Am nächsten Tage in aller Frühe stand der große Hüttenbesitzer vor seiner Frau.

„Sieh zu, daß wieder alles in Ordnung kommt, Gustafva, ich fahre nach Ekeby, um Marianne zu holen.“

„Ja, lieber Melchior, es soll bald alles in Ordnung sein“, antwortete sie.

Eine Stunde später war der Hüttenbesitzer auf dem Wege nach Ekeby.

Man konnte schwerlich einen feineren und wohlwollenderen alten Herrn als den Hüttenbesitzer sehen, wie er dort in dem offenen Wagenschlitten in seinem besten Pelz saß. Das Haar lag jetzt glattgekämmt über dem Scheitel, aber sein Gesicht war bleich, und die Augen lagen tief in ihren Höhlen.

Es war ein klarer Februartag, der von Glanz und festlichem Schimmer erfüllt war.

Nach kurzer Fahrt hielt der Schlitten vor der Freitreppe in Ekeby.

Ein Diener kam heraus.

„Wo sind deine Herren?“ Fragte der Hüttenbesitzer.

„Sie jagen den großen Bären in den Gurlita-Bergen.“

„Alle zusammen?“

„Alle zusammen, gnädiger Herr. Wer nicht um des Bären willen mitgeht, der tut's wohl um der Freßkober willen.“

Der Hüttenbesitzer lachte, daß es auf dem stillen Hof widerhallte. Er gab dem Diener einen Speziestaler für die Antwort.

„Sage meiner Tochter, daß ich hier sei, um sie abzuholen! Sie wird nicht frieren. Ich habe einen Verdeckschlitten und einen Wolfspelz, um sie einzuhüllen.“

„Wollen der gnädige Herr nicht hereinkommen?“

„Danke dir! Ich sitze gut, wie ich sitze.“

Der Mann verschwand, und der Hüttenbesitzer wartete.

Er war an diesem Tage in so strahlender Laune, daß ihn nichts verdrießen konnte. Er hatte es sich gedacht, daß er auf Marianne warten müssen würde. Vielleicht war sie noch gar nicht aufgestanden.

Der Hof lag still und öde da. Man hörte keinen Laut aus dem großen Hause. Aber der Hüttenbesitzer wurde nicht ungeduldig. Er wußte, daß Frauen viel Zeit brauchen, um fertig zu werden.

Die Pferde scharften anfangs ungeduldig im Schnee, dann wurden sie aber schläfrig, steckten die Köpfe zusammen und schliefen ein. Der Kutscher saß stramm auf dem Bock, mit Peitsche und Zügel in der Hand; er schlief fest und schnarchte laut, das Gesicht der Sonne zugewandt.

Aber der Hüttenbesitzer schlief nicht. Er hatte selten befriedigendere Stunden als in dieser frohen Erwartung erlebt. Marianne war krank gewesen, sie hatte nicht früher kommen können, doch nun würde sie kommen. Und alles würde wieder gut werden. Sie konnte doch merken, daß er nicht böse auf sie war. Er war ja selber mit dem zweispännigen Verdeckschlitten gekommen.

Dort auf dem Brett vor dem Flugloch des Bienenkorbes saß ein Kohlmeisenmännchen, im Begriff, einen ganz teuflischen Streich auszuführen. Er wollte sich Mittag verschaffen und klopfte mit seinem kleinen, scharfen Schnabel an das Brett. Innen hängen die Bie-

nen in einem großen dunklen Klumpen am Bienenkorb. Alles ist in strenger Ordnung, die Schaffnerinnen teilen die Futterrationen aus, die Mundschenkinnen eilen mit Nektar und Ambrosia von Mund zu Mund. Sie, welche zuinnerst hängen, wechseln unter beständigem Kriechen den Platz mit den außen Hängenden, auf das Wärme und Bequemlichkeit gleichmäßig verteilt werde.

Da vernehmen sie das Klopfen, und der ganze Hause gerät vor Neugierde in Summen und Surren. Ist es Freund oder Feind? Liegt eine Gefahr für den Staat vor? Die Königin hat ein böses Gewissen. Sie vermag es nicht, in Ruhe zu warten. Sollten es die Geister der ermordeten Drohnen sein, die draußen spuken? „Geh und sieh, was los ist!“ befiehlt sie der Pfortnerin. Und diese geht. Mit einem „Es lebe die Königin!“ stürzt sie hinaus, o weh, da macht sich das Meislein über sie her. Und niemand trägt die Botschaft über ihr Schicksal zur Herrscherin. Aber das Meislein klopft wieder, und die Bienenkönigin fährt fort, ihre Pfortnerinnen hinauszusenden, und sie alle verschwinden. Keine kommt wieder, um zu erzählen, wer da pochte. Es wird unheimlich in dem dunklen Korbe. Rachgierige Geister treiben da draußen ihr Spiel. Wer doch nur keine Ohren hätte! Wer es doch nur lassen könnte, neugierig zu sein! Wer doch nur alles in Ruhe abwarten könnte!

Der große Melchior Sinclaire lachte so, daß ihm Tränen in die Augen traten über das dumme Weibervolk drinnen im Korbe und den schlauen, gelbgrünen Spitzbuben draußen.

Die Sonne begann hinter den westlichen Bergen zu sinken. Der große Hüttenbesitzer sah auf seine Uhr. Es war drei, und Mutter Gustafva hatte das Mittagessen auf zwölf eingerichtet.

Da kam gerade der Diener und meldete, daß Fräulein Marianne ihn zu sprechen wünsche.

Der Hüttenbesitzer legte den Wolfspelz über den Arm und ging in strahlender Laune die Treppe hinauf.

Als Marianne seine schweren Tritte hörte, wußte sie noch nicht, ob sie mit ihm gehen würde.

Sie hatte gedacht, daß er voller Zorn seines Weges fahren würde,

nach dem er fünf Minuten gewartet hatte, oder daß er die Türen einschlagen oder das Haus in Brand stecken würde.

Er aber saß ruhig lächelnd da und wartete nur. Sie empfand weder Haß noch Liebe für ihn. Aber eine innere Stimme warnte sie gleichsam, sich noch einmal in seine Gewalt zu begeben. Und außerdem wollte sie Gösta ihr Wort halten.

Sie hatte die Vorhänge aufziehen lassen und legte sich so zurecht, daß ihr Gesicht in vollem Tageslichte lag. Sie hatte ihn damit auf die Probe stellen wollen, aber Melchior Sinclair zeigte sich an diesem Tag als ein ganz ungewöhnlicher Mann.

Als er sie erblickte, tat er, als bemerke er keine Veränderung an ihr. Sie wußte, wie sehr er ihre Schönheit angebetet hatte. Aber er ließ seinen Kummer nicht im geringsten merken. Er beherrschte sich, um sie nicht zu betrüben. Das ergriff sie. Sie begann zu verstehen, weshalb ihre Mutter ihn noch immer liebte.

„Ich werde dich in den Wolfspelz hüllen, Marianne. Er ist nicht kalt. Er hat die ganze Zeit über meinen Knien gelegen.“

Dennoch ging er an den Kamin und erwärmte ihn.

Dann hüllte er sie in den Pelz ein, legte ihr einen Schal um den Kopf, zog ihn unter den Armen durch und band ihn im Rücken zusammen.

Sie ließ alles geschehen. Es tat wohl, gehegt zu werden, es war angenehm, nichts zu wollen.

Der große Hüttenbesitzer trug sie in den Schlitten hinab, schlug das Verdeck hoch, umhüllte sie fest mit der Pelzdecke und fuhr mit ihr von Ekeby fort.

Sie schloß die Augen und seufzte, teils vor Wohlbehagen, teils aus Bedauern. Sie ließ das Leben hinter sich, das wirkliche Leben, aber für sie war es ja doch einerlei, weil sie nicht leben, sondern nur spielen konnte.

* *
*

Einige Tage später ließ ihre Mutter Gösta holen, während der Hüttenbesitzer seine lange Promenade hinauf zu den Holzfällern machte,

und führte ihn zu Marianne.

Gösta trat in ihr Zimmer ohne einen Gruß, ohne ein Wort. Er blieb an der Tür stehen und blickte zu Boden wie ein störrischer Junge.

„Aber Gösta!“ rief sie aus. Sie saß in einem Lehnstuhl und blickte ihn halbbelustigt an.

„Ja, so heiße ich.“

„Komm hierher, komm noch näher heran zu mir, Gösta!“

Er trat langsam näher, blickte aber nicht auf.

„Komm näher! Knie hier nieder!“

„Herrgott, wozu soll das alles?“ brach er los, gehorchte aber.

„Gösta, ich will dir nur sagen, daß ich glaube, es war das beste, heimzukehren.“

„Wollen hoffen, daß man Fräulein Marianne nicht mehr in den Schnee hinauswirft.“

„O Gösta, liebst du mich nicht mehr? Findest du, daß ich zu häßlich geworden bin?“

Er zog ihren Kopf herab und küßte sie, sah aber trotzdem kalt aus.

Nun begann sie zu reden, um ihn wiederzugewinnen. Sie sagte, es sei durchaus nicht ihre Absicht gewesen, ihn für immer zu verlassen. Er habe aber doch selber gesehen, daß ihr Vater dem Wahnsinn nahe gewesen sei und daß ihre Mutter in ständiger Lebensgefahr geschwebt hätte. Er mußte doch begreifen, daß sie gezwungen war, nach Hause zu fahren.

Da fand er endlich Worte für seinen Zorn. Sie brauche sich nicht zu zieren. Er wolle nicht länger ihr Spielball sein. Sie habe ihn verlassen, sobald sie nach Hause fahren durfte, er könne sie nicht mehr lieben. Als er vorgestern, von der Jagd heimgekehrt, erfuhr, daß sie ohne einen Gruß, ohne ein Wort von dannen gegangen sei, da wäre ihm das Blut in den Adern erstarrt.

Er könne die nicht lieben, die ihm einen solchen Schmerz bereitet habe. Übrigens hätte sie ihn niemals geliebt. Sie sei kokett und brauche nur jemanden, der sie auch hier in der Heimat küßte und liebte, das sei alles.

Glaubte er denn, daß sie sich von jungen Herren küssen zu lassen

pfl egte?

O ja, das glaube er schon.

Sie versuchte ihm zu erklären, wie alles gekommen sei. Wollte ihm klarmachen, daß sie ihm noch immer treu sei.

Ja, das wäre ganz einerlei, denn jetzt liebe er sie nicht mehr. Er habe sie durchschaut. Sie sei selbstsüchtig.

„Gösta, war ich selbstsüchtig, als ich nach Sjö ging, um den Major zu holen? Ich wußte ganz gut, daß dort die Pocken ausgebrochen waren. Es ist auch nicht besonders angenehm, auf dünnen Schuhen in Schnee und Kälte zu wandern.“

„Die Liebe lebt nur von Liebe und nicht von Diensten und Wohltaten“, sagte Gösta.

„Du willst also, daß wir Fremde füreinander werden, Gösta?“

„Das will ich.“

„Du bist sehr veränderlich, Gösta.“

„Man pflegt mich dessen zu beschuldigen.“

Er war kalt, unmöglich zu erwärmen, und eigentlich war sie noch kälter. Die Selbstkritik daß hohnlachend bei ihrem Versuch, die Verliebte zu spielen, neben ihr.

„Gösta, ich habe dir niemals absichtlich etwas zuleide getan, ich bitte dich, verzeih mir!“

„Ich kann dir nicht verzeihen.“

Sie wußte, daß sie ihn hätte wiedergewinnen können, wenn ihre Gefühle für ihn echt und stark gewesen wären. Und sie versuchte die Leidenschaftliche zu spielen. Sie wollte ihn nicht verlieren.

„Geh nicht, Gösta! Geh nicht in Zorn! Denke daran, wie häßlich ich geworden bin! Niemand kann mich wieder lieben.“

„Ich tue es auch nicht. Du wirst dich wie andere hineinfinden müssen, daß dein Herz zertreten wird.“

„Gösta, ich habe niemals einen anderen als dich lieben können. Vergib mir! Verlaß mich nicht! Du bist der einzige, der mich von mir selber erlösen kann.“

Er stieß sie zurück.

„Du sprichst nicht die Wahrheit“, sagte er mit eisiger Ruhe. „Ich

weiß nicht, was du von mir willst, aber ich sehe, daß du lügst. Warum willst du mich festhalten? Du bist so reich, daß es dir niemals an Freiern fehlen wird.“

Damit ging er.

Und nun hielten die Sehnsucht und der Schmerz in ihrer ganzen Größe ihren Einzug in Mariannes Herz.

Jetzt kam die Liebe, die langersehnte, wieder zum Vorschein, jetzt, da es zu spät war. Ernst und allmächtig kam sie, und Sehnsucht und Schmerz faßten den Saum ihres Königsmantels.

Als Marianne sich mit Gewißheit sagen konnte, daß Gösta sie aufgegeben habe, fühlte sie einen geradezu körperlichen Schmerz. Sie preßte ihre Hände gegen das Herz und saß stundenlang auf derselben Stelle, gegen ihren tränenlosen Kummer ankämpfend.

Und sie war es selber, die litt, keine Fremde, keine Schauspielerin. Sie war es selber.

Warum war ihr Vater gekommen und hatte sie getrennt? Ihre Liebe war ja nicht gestorben. Es war ja der Schwächezustand nach ihrer Krankheit, der sie die Gewalt dieser Liebe nicht erkennen ließ.

O Gott, o Gott, daß sie ihn verloren hatte! O Gott, daß sie zu spät erwacht war!

Sie ergriff Feder und Papier und schrieb in furchtbarer Hast. Anfangs von ihrer Liebe und Sehnsucht, und dann bat sie, nicht um seine Liebe, sondern nur um seine Barmherzigkeit. Es war eine Art von Poesie.

Sie wußte nicht, was sie tun sollte, um sich Linderung in diesem dumpfen Schmerz zu verschaffen.

Sie dachte, wenn er das sähe, müßte er doch daran glauben, daß sie ihn liebe. Sie wollte es ihm am nächsten Tage senden und glaubte fest, daß es ihn wieder zu ihr zurückführen müsse.

Am nächsten Tage erschien ihr das Geschriebene so armselig und einfältig. Da war weder Reim noch Rhythmus. Es war wie Prosa. Er würde über solche Verse nur lachen.

Auch erwachte ihr Stolz. Wenn er sie nicht mehr liebte, so war es eine schreckliche Erniedrigung, um seine Liebe zu betteln.

Zuweilen sagte ihr auch die Klugheit, daß sie froh sein könne, der Verbindung mit Gösta und allen daraus folgenden kläglichen Umständen entgangen zu sein.

Aber ihr Herzeleid war doch so furchtbar, daß die Gefühle schließlich siegten. Drei Tage, nachdem sie sich ihrer Liebe bewußt wurde, legte sie die Gedichte in ein Kuvert und schrieb Gösta Berlings Namen darauf. Aber sie wurden dennoch nicht abgeschickt. Denn ehe sie einen geeigneten Boten fand, hatte sie über Gösta Berling einiges erfahren, das ihr klar machte, es sei bereits zu spät, ihn wiederzugewinnen. Es blieb aber der Kummer ihres Lebens, daß sie die Gedichte nicht zur Zeit abgesandt hatte. Sie war sicher, daß diese geschriebenen Worte ihn zu ihr zurückgeführt hätten.

Der Kummer erwies ihr jedoch den gleichen Dienst wie die Liebe. Er machte sie zu einem Menschen, fähig, Gutem und Bösem ganz zu gehören. Heiße Gefühle durchströmten ihre Seele, ohne von der eiskalten Selbstkritik gehemmt zu werden.

Und so ist sie trotz ihrer Häßlichkeit noch viel geliebt worden.

Doch sagt man, daß sie Gösta Berling niemals vergessen habe. Sie betrauerte ihn, wie man ein verscherztes Leben betrauert.

Die junge Gräfin

Die junge Gräfin schläft bis zehn Uhr morgens und will täglich frisches Brot auf ihrem Frühstückstisch sehen. Die junge Gräfin stickt und liest Gedichte. Die junge Gräfin ist verwöhnt.

Aber sie ist heiter und läßt ihren Frohsinn über alle und alles leuchten, sie ist wohlthätig gegen die Armen und freundlich gegen jedermann.

Ihr Vater war ein schwedischer Edelmann, der sein Leben lang in Italien wohnte und dort eine der schönen Landestöchter geheiratet hatte. Als Graf Hendrik Dohna in Italien umherreiste, hatte er Zutritt zum Hause dieses Grafen erlangt und verheiratete sich mit einer sei-

ner Töchter.

Sie, die alles Schwedische lieben gelernt hatte und die schwedische Sprache beherrschte, fühlte sich im Bärenland sehr wohl, so daß man hätte glauben können, sie habe stets dort oben gelebt. Indessen verstand sie blutwenig davon was es bedeute, Gräfin zu sein. Dieses junge, frohsinnige Geschöpf kannte weder stolze Steifheit noch herablassende Würde.

Am begeistertsten waren die alten Herren von ihr. Aber die alten Damen waren etwas besorgt um sie. „Wenn sie doch nur einen Gatten hätte, der sie zur Arbeit anhalten könnte. Wenn sie es nur verstünde, den Webstuhl zu handhaben“, sagten sie.

Und die junge Gräfin wollte so gern eine gute Hausfrau werden.

Sie setzte sich in den großen Gesellschaften gern zu den alten Damen und sagte oft: „Hendrik möchte so gern, daß ich eine so tüchtige Hausfrau würde wie seine Mutter.“

Keiner, der die junge Gräfin sah, konnte es begreifen, weshalb sie den dummen Grafen Hendrik geheiratet hatte. Über seine Dummheit kursierten viele Anekdoten in Värmland, obgleich er erst einige zwanzig Jahre zählte. Und Graf Hendrik ist ebenso häßlich wie er dumm ist. Man pflegt von ihm zu sagen, daß der Kopf auf seinem dünnen Halse sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt habe, daher sei das Gehirn des letzten Erben so gänzlich abgenutzt. Sein Kopf sei schon beim Vater und Großvater in Gebrauch gewesen. Woher würde sein Haar denn sonst so dünn, sein Kinn so spitzt, woher sollten die Lippen so blutleer sein?

Immer war er von Spaßvögeln umgeben, die ihn veranlassen, Dummheiten zu reden, die sie mit Übertreibungen weiterverbreiteten.

Und dennoch liebte die junge Gräfin ihn trotz seines Greisenkopfes. Als sie ihn in Rom sah, wußte sie ja nicht, daß er in seinem Vaterlande von einer solchen Märtyrerglorie der Dummheit umstrahlt war. Sie hatten sich unter äußerst romantischen Umständen verbunden. Mönche und Kardinäle waren rasend vor Zorn, daß sie zum Protestantismus übertreten wollte. Der ganze Pöbel war in Aufruhr. Ihr Palast wurde belagert. Hendrik wurde von Banditen verfolgt. Mutter

und Schwestern flehten sie an, von der Heirat abzustehen. Aber ihr Vater war wütend darüber, daß das italienische Pack ihn daran hindern wolle, seine Tochter nach seinem eigenen Willen zu verheiraten. Er befahl dem Grafen Hendrik, sie zu entführen, und so schlichen sie durch Hintertüren und alle möglichen dunklen Gassen nach dem schwedischen Konsulat. Und dort schwor sie ihren katholischen Glauben ab und wurde Protestantin, dann wurden sie getraut und sofort nach Norden geschickt.

Aber die junge Gräfin liebte ihren Mann auch in Borg, wo sie ein ruhiges Leben führten. Sie liebte in ihm den Glanz des alten Namens und die berühmten Vorfahren. Sie liebte es, zu sehen, wie ihre Gegenwart sein steifes Wesen verändert und wie seine Stimme weich wird, wenn er mit ihr spricht. Und außerdem liebt er sie, und sie ist doch nun einmal mit ihm verheiratet. Die junge Gräfin kann es sich nicht denken, daß eine verheiratete Frau nicht den Gatten liebe.

Und er entspricht in gewisser Hinsicht auch ihrem Ideal von Männlichkeit. Er ist gerecht und wahrheitsliebend. Er hat noch niemals sein Wort gebrochen. Sie hält ihn für einen wahren Edelmann.

* *
*

Am achten März feiert der Landvogt Scharling seinen Geburtstag. Da sind viele Gäste von Osten und Westen da, Bekannte und Unbekannte, Eingeladene und Uneingeladene sind willkommen.

Auch die junge Gräfin kommt, aber sie ist nicht heiter. Es ist, als habe sie eine Ahnung, daß nun die Reihe an sie käme, in die wilde Jagd der Abenteuer hineingezogen zu werden.

Als die junge Gräfin auf den Gutshof fuhr, fiel ihr Blick auf ein Gitterfenster in einem Seitengebäude, hinter dem ein düster blickendes Antlitz erschien. Es war das der Majorin von Ekeby, und nun war ihre Freude für heute abend zerstört. Sie wußte wohl, daß der Landvogt Scharling die Majorin in Haft genommen hatte und daß sie wegen der in Ekeby vollbrachten Gewalttat zur Verantwortung gezogen werden sollte, sie hatte aber nicht vermutet, daß sie hier so nahe dem Tanzsaal eingesperrt werden würde, wo die Gefangene die Tanzmu-

sik und das frohe Treiben deutlich wahrnehmen konnte. Der Gedanke an sie hatte nun der jungen Gräfin alle Freude geraubt.

Zwischen den einzelnen Tänzen mußte sie immer zum Fenster schleichen und nach dem andern Flügel hinübersehen. Der Majorin Fenster sind erhellt, und sie sieht, wie die Gefangene immer auf und ab geht. Sie scheint nie zu ruhen, sondern ständig umherzugehen.

Die Frau des Landvogts tritt zu ihr und flüstert: „Welch ein Elend, Welch ein Elend das doch ist!“

„Ich glaube, daß es fast unmöglich ist, heute zu tanzen“, flüsterte die Gräfin zurück.

„Es geschah auch gar nicht mit meinem Willen, daß wir hier einen Ball geben, während sie dort eingesperrt sitzt“, antwortete Frau Scharling. „Sie war die ganze Zeit während ihrer Verhaftung in Karlstadt. Jetzt soll die Untersuchung stattfinden, und deshalb wurde sie heute hergebracht. Wir konnten sie doch nicht in das erbärmliche Gefängnis im Landgericht stecken, deshalb wurde sie dort in die Webstube gebracht. Sie hätte in meinem Zimmer gewohnt, wenn nicht gerade heute alle diese Menschen hergekommen wären. Sie kennen sie kaum, Frau Gräfin, aber uns allen war sie eine wahre Mutter, und wir haben zu ihr emporgesehen wie zu einer Königin. Was wird sie nur von uns denken, wenn wir hier tanzen, während sie in großer Not ist! Noch gut, daß die meisten von ihrem Hiersein nichts wissen.“

„Sie hätte niemals verhaftet werden dürfen“, sagte die junge Gräfin streng.

„Nein, das ist ein wahres Wort, Frau Gräfin, aber es gab keine andere Hilfe, wenn nicht noch größeres Unglück geschehen sollte. Niemand konnte sie daran hindern, ihre eigenen Strohmieten in Brand zu setzen und die Kavaliere fortzujagen, aber der Major machte ja förmlich Jagd auf sie, Gott weiß, was geschehen wäre, wenn man sie nicht verhaftet hätte. Scharling hat viel Ärger deshalb gehabt. In Karlstadt hat man es ihm sehr verargt, daß er nicht bei allem, was in Ekeby geschehen war, durch die Finger gesehen hat. Er hatte aber getan, was er für das beste hielt.“

„Und jetzt wird sie wohl verurteilt?“ fragte die Gräfin.

„O nein, Frau Gräfin, verurteilt wird sie nicht. Die Majorin von Ekeby wird sicher freigesprochen, aber alles, was sie in diesen Tagen hat ertragen müssen, ist doch zuviel für sie. Sie wird sicherlich wahnsinnig. Eine so stolze Frau! Wie könnte sie es ertragen, als Verbrecherin behandelt zu werden! Ich glaube, man hätte sie freilassen sollen, das wäre am besten gewesen. Sie wäre vielleicht auf eigene Hand entkommen.“

„Lassen Sie die Majorin doch fliehen!“ sagte die Gräfin.

„Das kann jeder andere tun, nur nicht der Landvogt oder seine Frau“, flüsterte Frau Scharling. „Wir müssen sie ja bewachen. Wenn aber irgend jemand sie befreite, würden Scharling und ich von Herzen froh sein.“

„Kann ich nicht zu ihr hineingehen?“ fragte die junge Gräfin.

Frau Scharling faßt voller Eifer ihre Hand und zieht sie mit hinaus. Im Vorzimmer werfen sie zwei Schals um und eilen über den Hof.

„Es ist noch nicht sicher, daß sie auch nur mit uns reden wird“, sagt die Frau des Landvogts. „Aber sie kann doch sehen, daß wir sie nicht vergessen haben.“

Sie traten in das erste Zimmer, wo zwei Männer die verschlossene Tür bewachten, und traten ungehindert in das Zimmer der Majorin.

Sie geht dort unablässig auf und ab, ohne sie sonderlich zu beachten. Sie ist in diesen Tagen auf einer langen Wanderung begriffen und vermag an nichts anderes zu denken, als daß sie zwanzig Meilen bis zu ihrer Mutter zu wandern hat, die dort oben in den Äldalswäldern sitzt und ihrer harret. Sie hat keine Zeit zu ruhen. Sie muß wandern.

Ihre Mutter ist über neunzig Jahre alt. Sie wird bald sterben.

Schwer und lang erscheint ihr der Weg, und dennoch wagt sie nicht zu ruhen. Sie wartet durch tiefe Schneehaufen. Sie hört das Sausen der ewigen Wälder über sich. Sie rastet in den Räucherkammern der Finnen und in den Reisighütten der Köhler. Und zuweilen, wenn sie meilenweit keinen Menschen findet, bereitet sie sich ein Lager von Zweigen und ruht unter einer umgestürzten Tanne.

Und endlich hat sie ihr Ziel erreicht, auf einer Waldlichtung steht im schneebedeckten Hof das rote Wohngebäude. Der Klarälf braust

schäumend in einer Reihe kleiner Stromschnellen dahin, und an dem wohlbekanntem Brausen erkennt sie, daß sie daheim ist.

Und ihre Mutter, die sie als Bettlerin nahen sieht, wie sie es gewollt hat, kommt ihr entgegen.

Wenn die Majorin so weit gelangt ist, blickt sie stets auf, sieht die geschlossene Tür und besinnt sich, wo sie ist.

Dann überlegt sie, ob sie nicht nahe daran sei, wahnsinnig zu werden und setzt sich nieder, um nachzudenken und zu ruhen. Und nach einer Weile beginnt sie von neuem ihre Wanderung.

Sie hat während ihrer ganzen Gefangenschaft fast niemals geschlafen. Und die beiden Frauen, die zu ihr gekommen sind, betrachten sie voller Unruhe.

Die Greisin ist beängstigend verfallen, das Haar ist dünn geworden, und lose Büschel hängen von der schmalen Flechte herab. Das Antlitz ist schlaff und eingesunken, die Kleidung unordentlich und zerlumpt. Aber trotz alledem hat sie noch so viel von der hochstehenden, allgebietenden Herrscherin an sich, daß sie nicht nur Mitleid, sondern auch Ehrfurcht erweckt.

Aber am deutlichsten erinnerte die Gräfin sich immer ihrer eingesunkenen, nach innen gekehrten Augen, die noch nicht ganz das Licht des Verstandes verloren hatten, aber dennoch fast dem Erlöschen nahe waren, und in deren Tiefe ein Funke von Wildheit lauerte, vor dem man in Entsetzen und Furcht erbeben mußte, als ob die Greisin sich im nächsten Moment auf einen stützen könne, um zu kratzen und zu beißen.

So haben sie eine gute Weile dort gestanden, bis plötzlich die Majorin vor der Gräfin stehen bleibt und sie mit einem strengen Blick ansieht. Die Gräfin tritt einen Schritt zurück und ergreift Frau Scharlings Arm.

Die Züge der Majorin bekommen plötzlich Leben und Ausdruck, ihre Augen blicken mit vollem Verstand in die Welt hinaus.

„O nein, nein,“ sagt sie lächelnd, „so schlimm ist es denn doch noch nicht, meine liebe junge Frau.“

Sie fordert jetzt die Damen auf, sich zu setzen, und setzt sich auch.

Sie zeigt eine altmodische Grandezza, wie man sie von den großen Festmählern auf Ekeby und den Königsbällen in Karlstadt, der Residenz des Landeshauptmanns, her noch kannte.

Und sie vergessen die Lumpen und das Gefängnis und sehen nur noch die stolzeste und reichste Frau Värmlands.

„Meine liebe Gräfin, was kann Sie veranlassen, den Tanz zu meiden um eine einsame alte Greisin, wie ich es bin, aufzusuchen? Sie müssen sehr gut sein.“

Gräfin Elisabeth kann nicht antworten. Ihre Stimme bebt vor Rührung. Frau Scharling antwortet statt ihrer, sie habe nicht tanzen können, weil sie an die Majorin denken müsse.

„Liebe Frau Scharling, ist es jetzt so weit mit mir gekommen, daß ich die Jugend in ihrer Lust und Freude störe? Sie müssen nicht um mich weinen, meine liebe junge Gräfin. Ich bin eine alte, böse Frau und verdiene mein Schicksal. Sie halten es doch wohl nicht für recht, seine eigene Mutter zu schlagen?“

„Nein, aber ...“

Die Majorin unterbricht sie und streicht ihr das lockige, blonde Haar aus der Stirn.

„Kind, Kind, wie konnten Sie sich nur mit dem dummen Hendrik Dohna vermählen?“

„Aber ich liebe ihn.“

„Ich sehe, wie es steht, ich sehe, wie es steht. Ein gutes Kind und nichts weiter; es weint mit den Betrübten und lacht mit den Fröhlichen. Und muß zu dem ersten ‚Ja‘ sagen, der da zu ihr spricht: ‚Ich liebe dich.‘ Ja, ja, so ist es sicherlich. Gehen Sie jetzt, meine liebe junge Gräfin, und tanzen Sie! Tanzen Sie, um seien Sie heiter! Ihn Ihnen ist keinerlei Arg!“

„Aber ich möchte etwas für Sie tun, Frau Majorin.“

„Kind,“ sprach die Majorin feierlich, „es wohnte eine alte Frau auf Ekeby, die des Himmels Winde gefangen hielt. Jetzt ist sie eingekerkert, und die Winde sind frei. Ist es nun wunderbar, daß ein Sturm durch das Land braust? Ich, die alt bin, habe den Sturm schon früher gesehen, Gräfin. Ich kenne ihn. Ich weiß, daß der Donnersturm Got-

tes über uns kommt. Bald braust er über die großen Reiche, bald über die weltvergessenen Gemeinden hin. Gottes Sturm vergißt keinen. Er kommt sowohl über die Großen, als auch über die Kleinen. Es ist glorreich, diesen Sturm kommen zu sehen.

Sturm Gottes, du gepriesenes Wetter des Herrn, brause über die Erde hin! Stimmen der Luft, Stimmen der Gewässer, ertönen und verbreitet Entsetzen! Lasset Gottes Sturm tosen! Machet ihn schrecken-erregend! Mögen die Sturmwinde über das Land hinjagen, gegen wankende Mauern rasen, verrostete Schlösser zerbrechen und schwankende Häuser umstürzen!

Angst und Schrecken wird sich über das Land hinbreiten. Die kleinen Vogelnester werden aus ihren Festen niederfallen. Aus dem Gipfel der Föhre wird das Habichtsnest mit Donnergetöse zur Erde hinabgestürzt werden, und bis in das Uhnest der verborgenen Fel-senkluft wird der Wind mit seiner Drachenzunge hineinzischen.

Wir meinten, daß hier bei uns alles gut gewesen sei, aber dem war nicht so. Wir bedürfen des Sturmes Gottes. Ich begreife es, und ich klage nicht. Ich wollte nur, daß ich zu meiner Mutter gelangen könnte.“

Sie sinkt plötzlich zusammen.

„Geht nun! Ich habe keine Zeit mehr. Ich muß wandern. Geht nun und hütet euch vor denen, die auf Sturmgewölk reiten.“

Und damit begann sie wieder ihre Wanderung. Die Züge erschlafften, der Blich ist nach innen gekehrt. Die Gräfin und Frau Scharling müssen sie verlassen.

Sobald sie wieder bei den tanzenden sind, geht die junge Gräfin direkt auf Gösta Berling zu.

„Ich soll Euch von der Majorin grüßen. Sie wartet darauf, daß Ihr sie aus dem Gefängnis holen werdet.“

„Da mag sie nur warten, Frau Gräfin.“

„Oh, helft ihr, Gösta Berling.“

Gösta blickt finster vor sich hin und sagt: „Nein, warum sollte ich ihr helfen? Wofür wäre ich ihr Dank schuldig? Alles war sie für mich getan hat, war zu meinem Verderben.“

„Aber, Herr Berling ...“

„Wenn sie nicht gewesen wäre,“ sprach er heftig, „so schlief ich jetzt dort oben in den ewigen Wäldern. Soll ich verpflichtet sein, mein Leben für sie zu wagen, weil sie mich zum Kavalier auf Ekeby gemacht hat? Glauben Sie, daß dieser Rang sehr ehrenvoll ist, Frau Gräfin?“

Die junge Gräfin wendet sich ab, ohne zu antworten. Sie ist ärgerlich.

In bitteren Gedanken über die Kavaliers geht sie auf ihren Platz. Sie sind hierher gekommen, um zu tanzen, und denken nicht daran, daß ihre alte Wohltäterin die Schatten der Tanzenden an den betauten Fensterscheiben vorbeigleiten sehen kann. Ach, wie ist die Welt grau und häßlich! Ach, welche Schatten werfen Not und Hartherzigkeit über die Seele der jungen Gräfin.

Bald darauf kommt Gösta, sie um einen Tanz zu bitten.

Sie lehnt es schroff ab.

„Frau Gräfin wollen nicht mit mir tanzen?“ fragt er und wird sehr rot.

„Weder mit Ihnen noch mit irgendeinem anderen der Ekebyer Kavaliers.“

„Wir sind einer solchen Ehre nicht würdig?“

„Es ist keine Ehre, Herr Berling. Aber es macht mir kein Vergnügen, mit denen zu tanzen, die alle Gebote der Dankbarkeit vergessen.“

Gösta hat sich bereits auf dem Absatz umgedreht.

Viele waren Zeugen dieser Szene. Sie alle gaben der Gräfin recht. Die Undankbarkeit und Herzlosigkeit der Kavaliers gegen die Majorin hat allgemeines Ärgernis erregt.

Aber Gösta Berling ist in diesen Tagen gefährlicher als ein wildes Tier der Wälder. Seit er, von der Jagd heimgekehrt, Marianne nicht mehr vorgefunden hatte, ist sein Herz einer schmerzenden Wunde gleich gewesen. Er hat große Lust, irgend jemand ein blutiges Unrecht anzutun und Kummer und Sorge über weite Kreise zu verbreiten.

„Wenn sie es so haben will, so soll es also geschehen“, sagt er sich selber. „Aber dann soll sie auch ihre eigene Haut zu Markte tragen. Die junge Gräfin liebt ja Entführungen. Sie soll befriedigt werden.“ Er hat nichts gegen ein Abenteuer einzuwenden. Acht Tage hat er sich um einer Frau willen abgehärmt. Das sollte wohl genügen. Er ruft Beerencreutz, den Oberst, und Christian Bergh, den starken Kapitän, und den trägen Vetter Kristoffer, die niemals vor einem tollen Abenteuer zurückweichen, und berät mit ihnen, wie man die gekränkte Ehre des Kavalierflügels rächen solle.

* * *

Das Fest ist aus. Eine lange Schlittenreihe fährt im Hofe auf. Die Herren legen ihre Pelze an. Die Damen suchen im wilden Durcheinander des Garderobenraumes ihre Überkleider und Sachen zusammen.

Die junge Gräfin hat sich beeilt, diese verhaßten Ball zu verlassen. Sie ist zuerst von allen Damen fertig geworden und sieht lächelnd dem ganzen Trubel zu. Da wird die Tür aufgerissen, und Gösta Berling zeigt sich auf der Schwelle.

Und doch hat kein Mann das Recht, in dieses Zimmer einzudringen. Alte Damen haben ihre schmucken Hauben abgelegt und stehen dort mit ihrem spärlichen Haar. Und die jungen Damen haben ihre Kleiderröcke aufgeschürzt, um während der Fahrt die steifen Volants unter den Pelzen nicht zu zerdrücken.

Aber ohne auf die warnenden Rufe zu achten, stürzt Gösta Berling auf die Gräfin zu und ergreift sie, nimmt sie auf seine Arme, rast mit ihr aus dem Zimmer die Treppe hinunter und wirft sich mit ihr in einen Schlitten.

Die überraschten Frauen vermochten ihn durch ihr Geschrei nicht daran zu hindern; als sie hinabeilte, hörten sie bereits den Kutscher mit der Peitsche knallen und sahen das Pferd davonjagen. Sie kannten den Kutscher – es war Beerencreutz. Sie kannten das Pferd – es war Don Juan. Und in tiefer Sorge um das Geschick der Gräfin riefen sie nach den Herren. Und diese verlieren keine Zeit durch Fragen, son-

dem jagen mit dem Grafen an der Spitze in ihren Schlitten dem Frauenräuber nach.

Der aber ruht im Schlitten und hält die junge Gräfin fest in den Armen. Er hat allen Kummer vergessen, und berauscht von dem tollen Abenteuer singt er ein Lied von Liebe und Rosen.

Er hält sie fest an sich gepreßt, aber sie macht keinen Versuch, zu entfliehen. Weiß und wie versteinert ruht ihr Antlitz an seiner Brust.

Ach, was soll ein Mann tun, dem ein bleiches, hilfloses Antlitz so nahe ist, der die Augenlider schwer über den blitzenden grauen Augen liegen sieht, der die roten Lippen unter seinen Augen erbleichen sieht?

Er muß natürlich die blassen Lippen, die geschlossenen Augen, die weiße Stirn küssen und wieder küssen.

Aber da erwacht die junge Frau. Sie reißt sich los, und er muß mit seiner ganzen Kraft kämpfen, um sie daran zu verhindern, sich aus dem Schlitten zu stürzen, bis er sie dazu zwingt, gebändigt und zitternd in einer Ecke des Schlittens zu kauern.

Dann sagt er ruhig zu Beerencreutz: „Die Gräfin ist die dritte, die Don Juan und ich in diesem Winter entführen. Aber die andern hängen an seinem Halse und küßten mich und ließen sich küssen, diese will weder von mir geküßt werden, noch mit mir tanzen. Kannst du aus diesen Frauen klug werden, Beerencreutz?“

Aber während Gösta weggefahren war, die Frauen schrien und die Männer fluchten, als die Schlittenschellen erklangen, die Peitschen knallten und alles in Aufruhr und Verwirrung war, da fragten sich die Wächter der Majorin:

„Was ist denn los? Weshalb schreien sie so?“

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, und eine Stimme rief ihnen zu:

„Sie ist fort. Jetzt fährt er mit ihr ab.“

Sie laufen wie Verrückte davon, ohne nachzusehen, ob es die Majorin sei, die verschwunden ist, oder irgend jemand sonst. Sie hatten das Glück, noch Platz in einem der Schlitten zu finden und fuhren eine ganze Weile dahin, ohne zu wissen, wem die Verfolgung gelte.

Aber Bergh und Vetter Kristoffer gingen ungehindert auf die Tür zu, sprengten das Schloß und öffneten der Majorin die Tür.

„Frau Majorin sind frei“, sagten sie. Sie trat heraus. Die beiden standen kerzengerade zu beiden Seiten der Tür und blickten sie nicht an.

„Pferd und Schlitten stehen bereit.“

Sie ging hinunter und fuhr von dannen. Niemand verfolgte sie. Niemand wußte, wohin sie fuhr.

Don Juan jagt auf den eisbedeckten Löffven zu. Der stolze Renner fliegt dahin. Die kräftige, eiskalte Luft pfeift den Fahrenden um die Ohren. Die Schlittenschellen klingen. Sterne und Mond blitzen hell. Der Schnee schimmert in bläulichweißem Glanze.

Gösta fühlt poetische Gedanken in sich erwachen. „Sieh, Beerencreutz, das ist das Leben. So wie Don Juan mit diesem jungen Weibe dahineilt, so enteilt die Zeit mit den Menschen. Du bist die Notwendigkeit, die die Fahrt leitet. Ich bin die Begierde, die den Willen gefesselt hält. Und so reißt sie den Machtlosen immer tiefer und tiefer hinab.“

„Schwatze nicht! Jetzt kommen sie uns nach“, brüllt Beerencreutz.

Und mit sausendem Peitschenschlag stachelt er Don Juan zu immer wilderem Lauf an.

„Dort sind die Wölfe, hier ist die Beute!“ ruft Gösta.

„Don Juan, mein tapferes Tier, denke, du wärst ein junger Elch! Stürze durch das dichte Gestrüpp, wate durch das Moor, springe vom Felsengrat in den klaren See hinab, durchschwimme ihn mit mutig erhobenem Haupte und verschwinde, verschwinde in dem errettenden Dunkel des dichten Tannenwaldes! Jage dahin, Don Juan, alter Frauenräuber! Jage dahin wie ein junger Elch!“

Freude erfüllt sein wildes Herz bei der rasenden Fahrt. Der Schrei der Verfolger ist ihm Jubelgesang. Freude erfüllt sein wildes Herz, da er fühlt, wie die Gräfin vor Schrecken erbebt.

Plötzlich löst sich der eiserne Griff, mit dem er sie festhält. Er erhebt sich im Schlitten und schwingt seine Mütze.

„Ich bin Gösta Berling, Herr über zehntausend Küsse und drei-

zehntausend Liebesbriefe. Hurra für Gösta Berling! Ergreife ihn, wer kann!“

Und im nächsten Augenblick flüstert er der Gräfin ins Ohr:

„Ist die Fahrt nicht schön? Ist es nicht eine königliche Fahrt? Hinter dem Löfven liegt der Vänernsee. Hinter dem Vänernsee liegt das Meer, allüberall unendliche Weiten von klarem, blauschwarzem Eis und dahinter eine strahlende Welt. Rollendes Donnergekrach in dem starrenden Eis, gellende Rufe hinter uns, Sternenschnuppen in der Höhe und klingende Schlittenschellen vor uns! Vorwärts! Allzeit vorwärts! Habt Ihr nicht Lust, die Fahrt zu versuchen, junge, schöne Frau?“

Er hat sie losgelassen. Sie stößt ihn heftig von sich. Im nächsten Moment kniet er ihr zu Füßen.

„Ich bin ein Elender, ein Elender. Frau Gräfin sollten mich nicht gereizt haben. Sie standen so stolz und abweisend da und glaubten, daß niemals eine Kavaliersfaust Sie berühren könnte. Himmel und Erde lieben Sie. Sie sollten nicht die Bürde derer vermehren, die von Himmel und Erde verachtet werden.“

Er ergreift ihre Hände und führt sie an sein Gesicht.

„Wenn Sie doch wüßten, was es heißt, sich darüber klar zu sein, daß man ein Verworfener ist. man fragt nicht danach, was man tut.“

In demselben Augenblick bemerkt er, daß sie mit bloßen Händen dasitzt. Er nimmt ein Paar große Pelzhandschuhe aus der Tasche und zieht sie ihr an. Dabei ist er plötzlich ganz ruhig geworden. Er rückt so weit wie möglich von der Gräfin fort und sagt:

„Frau Gräfin brauchen nicht ängstlich zu sein. Sehen Sie nicht, wohin wir fahren? Sie werden doch begreifen, daß wir Ihnen nichts Böses antun wollen.“

Die vor Entsetzen fast Besinnungslose sieht nun, daß sie schon über den See gefahren sind und daß Don Juan an den steilen Hügeln von Borg hinaufstrebt.

Sie halten das Pferd vor der Treppe des gräflichen Hauses an und lassen die junge Gräfin vor der Tür ihres eigenen Heimes aus dem Schlitten steigen. Als sie sich dort von der herbeieilenden Diener-

schar umringt sieht, kehren ihr Mut und Geistesgegenwart wieder, und sie sagt:

„Andersson, trage Sorge für das Pferd. Diese Herren, die mich nach Hause gebracht haben, sind wohl so freundlich, noch ein wenig hereinzukommen. Der Graf kommt sofort.“

„Wie Frau Gräfin befehlen“, sagt Gösta und steigt sofort aus dem Schlitten. Beerencruz läßt die Zügel fahren, ohne sich einen Augenblick zu besinnen. Aber die junge Gräfin schreitet ihnen voran und führt sie mit schlecht verhehlter Schadenfreude in den Salon.

Die Gräfin hatte eigentlich erwartet, daß die Kavaliere unschlüssig sein würden, ob sie ihren Gatten erwarten sollten. Sie wußten also nicht, welcher ein strenger, rechtlicher Mann er war. Sie fürchteten sich also nicht vor der Abrechnung, die er mit ihnen halten würde. Sie wollte es mit anhören, wie er ihnen verbot, jemals wieder Borg zu betreten. Sie wollte es hören, wie er ihnen seine Verachtung aussprach, nicht nur über das, was sie ihm angetan hatten, sondern auch über ihre Handlungsweise gegen die alte Majorin, ihre Wohltäterin.

Er, der von Zärtlichkeit und Rücksicht für sie erfüllt war, er würde sich mit gerechter Strenge gegen ihre Verfolger erheben. Die Liebe würde seinen Worten Feuer verleihen. Er, der sie beschützte und wie ein Wesen höherer Art betrachtete, er würde es nicht dulden, daß rohe Männer über sie herfielen wie Raubvögel über den Sperling. Sie glühte vor Rachedurst.

Oberst Beerencruz ging jedoch ganz unerschrocken in den Speisesaal und trat an den Kamin, in dem stets ein helles Feuer brannte, wenn die Gräfin von einer Festlichkeit heimkehrte. Gösta stand im Dunklen an der Tür und betrachtete schweigend die Gräfin, während der Diener ihr die Überkleider abnahm. Er wurde dabei so froh, wie er es seit vielen Jahren nicht gewesen war. Wie durch eine Offenbarung wurde es ihm klar und gewiß, daß sie die schönste, edelste Seele sei. Er war so froh darüber, alle diese Reinheit, Frömmigkeit und Unschuld in ihr entdeckt zu haben. Er hätte fast über sie lachen mögen, wie sie so böse aussah und mit glühenden Wangen und zusammengezogenen Augenbrauen dastand.

„Du weißt nicht, wie mild und gut du bist“, dachte er. Diese Außenseite ihres Wesens würde niemals ihr Inneres gerecht beurteilen lassen. Aber er mußte ihr von nun an dienen, wie man allem Schönen und Göttlichen dienen mußte. Ja, er vermochte es nicht zu bereuen, daß er eben noch so gewaltsam mit ihr verfahren war. Wenn sie nicht so ängstlich gewesen wäre, wenn sie ihn nicht so heftig von sich gestoßen hätte, wenn er nicht gefühlt hätte, wie sich ihr ganzes Wesen gegen seine Roheit empörte, so würde er ja niemals gewußt haben, welch ein hoher, edler Geist in ihr wohnte. Er hatte es früher nicht glauben können. Sie war ja nur voll eitler Tanzlust und Heiterkeit gewesen. Und sie hatte sich ja mit dem dummen Grafen Hendrik verheiratet. Ja, jetzt würde er bis zum Tode ihr Sklave sein. Hund und Leibeigener, wie Kapitän Christian zu sagen pflegte, und nichts mehr.

Gösta Berling saß mit gefalteten Händen an der Tür und hielt eine Art von Gottesdienst ab. Seit jenen Tagen, da er zum erstenmal die Flammen der Erleuchtung über sich gefühlt hatte, ward seiner Seele keine solche Heiligung beschieden. Er ließ sich nicht stören, obgleich Graf Dohna mit einer Menge von Menschen hereintrat, die über die Possen und Streiche der Kavaliers fluchten und schimpften.

Er ließ Beerencrutz dem Sturme standhalten. In gemächlicher Ruhe stand der in vielen Abenteuern Erprobte vor dem Kamin und blickte den heranstürmenden fest entgegen.

„Was soll das alles nun bedeuten?“ schrie der kleine Graf ihm zu.

„Es bedeutet, daß, solange Weibervolk auf Erden existiert, auch Idioten da sein werden, die nach deren Pfeife tanzen wollen“, sagte Beerencrutz.

Der junge Graf bekam einen roten Kopf.

„Ich frage, was das bedeutet?“ wiederholte er.

„Das frage ich auch“, höhnte Beerencrutz. „Ich frage, was es bedeutet, daß Graf Hendrik Dohnas Gemahlin nicht mit Gösta Berling tanzen will?“

Der Graf wandte sich fragend an seine Gattin.

„Ich konnte es nicht, Hendrik. Ich konnte weder mit ihm noch mit einem der anderen Kavaliers tanzen. Ich dachte an die Majorin, die

sie im Gefängnis schmachten ließen.“

Der kleine Graf richtete seinen kleinen Körper stramm auf und warf seinen Greifenkopf zurück.

„Wir Kavaliers“, sagte Beerencrutz, „gestatten niemand, uns zu beschimpfen. Wer nicht mit uns tanzen will, der muß mit uns fahren. Der Gräfin ist kein Leids geschehen, und damit mag die Sache erledigt sein.“

„Nein“, sagte der Graf. „Damit kann sie nicht erledigt sein. Ich bin es, der für die Handlungen seiner Frau verantwortlich ist. Und ich frage nun, weshalb Gösta Berling sich nicht an mich wandte, um Genugtuung für die Beleidigung zu fordern, die meine Gattin ihm zugefügt hat.“

Beerencrutz lächelte.

„Ich frage“, wiederholte der Graf.

„Man bittet den Fuchs nicht um Erlaubnis, ihm da Fell abzuziehen“, sagte Beerencrutz.

Der Graf legte die Hand auf seine schmale Brust.

„Ich stehe in dem Ruf, ein gerechter Mann zu sein. Ich kann meine Dienerschaft richten. Warum sollte ich meine Frau nicht richten können? Die Kavaliers haben kein Recht, sie zu verurteilen. Die Strafe, die sie über meine Gattin verhängt haben, erkläre ich für null und nichtig. Sie hat niemals existiert, verstehen Sie, meine Herren, niemals existiert.“

Der Graf schrie diese Worte im höchsten Falsett. Beerencrutz ließ einen schnellen Blick über die Anwesenden gleiten. Da war nicht ein einziger – Sintram und Daniel Bendix und Dahlberg und alle, die sonst noch mit hergekommen waren, eingerechnet – der nicht darüber schmunzelte, daß er den dummen Hendrik Dohna zum Narren hielt.

Die junge Gräfin verstand ihn nicht gleich. Was sollte null und nichtig sein? Ihre Angst, der harte Griff, mit dem ihr schlanker Leib umspannt worden war, der wilde Gesang, die wilden Worte, die wilden Küsse, sollte all das für nichts erklärt werden?

„Aber Hendrik ...“

„Schweige!“ sagte er und richtete sich empor, ihr eine Strafpredigt

zu halten. „Wehe dir, daß du, ein Weib, dich zum Richter über Männer setzen wolltest. Wehe dir, daß du, als meine Gattin, wagtest, jemand zu beleidigen, dessen Hand ich gern drücke. Was hast du damit zu schaffen, daß die Kavaliers die Majorin ins Gefängnis steckten? Hatten sie nicht recht? Du kannst es niemals begreifen, wie es einen Mann in tiefster Seele empören muß, von der Untreue eines Weibes reden zu hören. Beabsichtigst du selber den bösen Weg einzuschlagen, da du eine solche Frau verteidigst?“

„Aber Hendrik ...“ sprach sie jammernd wie ein Kind und streckte die Arme aus, als ob sie die bösen Worte abwehren wollte. Sie hatte vielleicht noch niemals so harte Worte vernommen. Hilflos stand sie zwischen diesen unerbittlichen Männern, und nun wandte sich ihr einziger Verteidiger gegen sie.

„Aber Hendrik, du bist es doch, der mich beschützen sollte!“

Gösta Berling merkte erst jetzt auf, da es zu spät war. Er wußte wirklich nicht, was er tun sollte. Er wollte ihr so gern beistehen, aber er wagte es nicht, sich zwischen Mann und Frau zu drängen.

„Wo ist Gösta Berling?“ fragte der Graf.

„Hier“, sagte Gösta, und er machte einen schwachen Versuch, die Sache ins Scherzhafte zu ziehen. „Der Graf war gewiß im Begriff, eine Rede zu halten, und ich schlief ein. Was würden Sie dazu meinen, Herr Graf, wenn wir jetzt heimführen und Sie zur Ruhe gehen ließen?“

„Gösta Berling, da meine Frau sich geweigert hat, mit dir zu tanzen, befehle ich ihr, deine Hand zu küssen und dich um Verzeihung zu bitten.“

„Mein lieber Graf Hendrik,“ sagte Gösta Berling, „diese Hand ist nicht geeignet, von einem jungen Weibe geküßt zu werden. Gerstern war sie rot vom Blute eines geschossenen Elchs, nachts ist sie schwarz vom Ruß nach einer Schlägerei mit einem Köhler. Der Graf hat ein edles, hochherziges Urteil gefällt. Die Genugtuung ist ausreichend. Beerencrutz, komm!“

Der Graf vertrat ihm den Weg.

„Geh nicht!“ sagte er. „Meine Gattin muß mir gehorchen. Ich will,

daß die Gräfin wisse, wohin es führt, eigenmächtig zu handeln.“

Gösta blieb verlegen stehen. Die Gräfin wurde ganz bleich, rührte sich aber nicht.

„Geh!“ sagte der Graf.

„Ich kann nicht, Hendrik.“

„Du kannst es“, sagte der Graf hart. „Du kannst es. Aber ich weiß, was du willst. Du willst mich dazu zwingen, mich mit dem Manne zu schlagen, weil du ihn in deiner Launenhaftigkeit nicht leiden kannst. Nun wohl denn, da du ihm nicht Genugtuung geben willst, so werde ich es tun. Euch Weibern ist es immer lieb, wenn um euretwillen Männer getötet werden. Du hast den Fehler begangen, willst ihn aber nicht sühnen. Also muß ich es tun. In wenigen Stunden werde ich eine blutige Leiche sein.“

Sie blickte ihn lange an und sah ihn nun so, wie er wirklich war: dumm, feige, aufgeblasen von Hochmut und Eitelkeit. Der erbärmlichste der Menschen.

„Beruhige dich!“ sagte sie mit eisigem Tone. „Ich werde es tun.“

Aber nun geriet Gösta Berling ganz außer sich.

„Frau Gräfin, das dürfen Sie nicht! Nein, Sie dürfen es nicht! Sie sind ja nur ein Kind, ein schwaches, unschuldiges Kind, und Sie sollten meine Hand küssen? Sie haben eine so reine, schöne Seele. Ich werde Ihnen niemals mehr nahe kommen. O nein, niemals mehr! Ich bringe Tod und Verderben über alle Guten und Schuldlosen. Sie sollen mich nicht anrühren. Ich schrecke vor Ihnen zurück wie das Feuer vor dem Wasser. Sie dürfen es nicht tun!“

Er verbarg seine Hände hinter dem Rücken.

„Das schadet mir nicht mehr, Herr Berling. Jetzt schadet es mir nicht. Ich bitte Sie um Verzeihung. Ich bitte Sie, lassen Sie mich Ihre Hand küssen!“

Gösta hielt seine Hände noch immer auf den Rücken. Er näherte sich der Tür.

„Wenn du die Genugtuung nicht annimmst, die meine Gattin dir bietet, so muß ich mich mit dir schlagen, Gösta Berling, und muß dir außerdem eine andere, schwere Strafe auferlegen.“

Die Gräfin zuckte die Achseln. „Er ist ja närrisch vor Feigheit“, flüsterte sie. „Lassen Sie es jetzt nur geschehen! Es ist doch von keinerlei Bedeutung, daß ich gedemütigt werde.. Das ist es ja, was Sie die ganze Zeit über wollten.“

„Habe ich das gewollt? Glauben Sie, daß ich es wollte? Jetzt, da ich keine Hände habe, die man küssen kann, werden Sie wohl erkennen müssen, daß ich es nicht gewollt habe!“ Und er lief an den Kamin und streckte seine Hände ins Feuer hinein. Die Flamme schlug über ihnen zusammen, die Haut schrumpfte ein und die Nägel knisterten. Aber in demselben Moment faßte ihn Beerencreutz im Genick und schleuderte ihn unbedenklich beiseite. Er stolperte über einen Stuhl und blieb dort sitzen.

Dort saß er fast beschämt über sein albernes Heldenstück. Würde sie nicht glauben, daß er es nur aus Prahlerei getan habe? In einem von Menschen überfüllten Raum so zu handeln, muß doch wie eine alberne Prahlerei aussehen. Es war ja keine Spur von Gefahr dabei gewesen.

Ehe er noch daran denken konnte, sich zu erheben, lag die Gräfin neben ihm auf den Knien. Sie ergriff die roten, beruhten Hände und betrachtete sie.

„Ich werde sie küssen, küssen, sobald sie nicht mehr wund und wehe sind!“ Und Tränen entströmten ihren Augen, als sie sah, wie sich die Brandblasen unter der versengten Haut hoben.

Und so wurde er ihr zur Offenbarung ungekannter Herrlichkeit. Ach, daß so etwas auf Erden geschehen konnte, für sie hatte geschehen können! Welch ein Mann er doch war, zu allem fähig, gewaltig im Guten wie im Bösen, ein Mann der großen Taten, der mächtigen Worte, der strahlenden Werke! Ein Held, ein Held, aus anderem Stoffe erschaffen als andere! Sklave einer Laune, einer vergänglichen Lust, wild und schrecklich, aber von riesenhafter, vor nichts zurückschreckender Kraft.

Sie war den ganzen Abend über so bedrückt gewesen, hatte nichts als Leid, Grausamkeit und Feigheit gesehen. Jetzt war alles vergessen. Die junge Gräfin freute sich wieder ihres Daseins. Die junge

Gräfin sah die Welt wieder in Licht und Farben schimmern.

* *
*

Es war noch in derselben Nacht oben im Kavaliersflügel.

Dort riefen sie Ach und Wehe über Gösta Berling. Die alten Herren wollten schlafen, aber das war unmöglich. Es war vergeblich, daß sie die Bettgardinen zuzogen. Er ließ ihnen keine Ruhe. Er schwatzte unaufhörlich.

Bald teilte er ihnen mit, welch ein Engel die junge Gräfin sei, und wie er sie verehere. Er würde ihr dienen, sie anbeten. Es sei nun geradezu eine Befriedigung für ihn, daß ihn alle verworfen hätten, so könne er sein Leben ganz ihrem Dienste weihen. Sie verachte ihn natürlich. Aber er würde ja zufrieden sein, wie ein Hund zu ihren Füßen zu liegen.

Bald fragte er, ob sie auf die Insel Lagön im Lövven Acht gegeben hätten? Ob sie diese von Süden her betrachtet hätten, wo der zerklüftete Felsen sich schroff aus dem Wasser erhebt? Ob von Norden aus, wo er sich sanft abfallend zum See hinabsenke, und wo sich die schmalen, mit großen, herrlichen Tannen bewachsenen Sandbänke am Seeufer hinschlingelten und die wunderbarsten kleinen Seen bildeten? Dort oben auf dem schroffen Felsengrat, wo noch die Ruinen einer alten Seeräuberburg liegen, dort wolle er ein Schloß für die junge Gräfin erbauen, ein Marmorschloß. Breite Stufen, vor denen bewimpelte Boote landen könnten, sollten bis zum See hinab in den Felsen gehauen werden. Strahlende Säle und hohe Türme mit vergoldeten Zinnen würde man sehen. Das wäre eine geziemende Wohnstätte für die junge Gräfin. Die alte Holzruine auf Borg sei es nicht wert, daß sie sie auch nur einmal betrete.

Nachdem er eine Weile also geredet hatte, begann hier und dort ein Schnarchen hinter den gelbgewürfelten Gardinen zu ertönen. Aber hinter den meisten wurde über ihn und seine Torheiten geflucht und gemault. Da sprach er feierlich:

„Menschen, Menschen, ich sehe die grüne Erde von Menschenwerk oder von Ruinen der Menschenwerke bedeckt. Die Pyramiden

beschweren die Erde, der babylonische Turm ist durch das Gewölk gedungen, die schönen Tempel und die grauen Burgfesten sind aus dem Schutt erstanden. Aber muß nicht alles, was von Menschenhänden erbaut ist, fallen? O ihr Menschen, werfet Kelle und Ton fort! Bereitet das Schurzfell über euer Haupt und leget euch nieder, um in euren Träumen Luftschlösser zu erbauen! Was frommen dem Geist Tempel von Stein und Ton? Lernet unvergängliche Schlösser aus Träumen und Gesichtern zu erbauen!“

Damit ging er lachend zur Ruhe. –

Als die Gräfin bald darauf erfuhr, daß die Majorin befreit worden sei, gab sie ein Festmahl für die Kavaliere.

Und damit begann ihre lange Freundschaft mit Gösta Berling.

Spukgeschichten

Solange Sintram lebte, gehörte er zu jenen Menschen, deren Kommen von Geistern angekündigt wird: ihre Wagen rollen in den Hof, ihre Peitschen knallen, ihre Stimmen ertönen auf den Treppen, die Flurtür öffnet und schließt sich von selber, Hunde und Menschen erwachen von dem Lärm, und dennoch ist niemand gekommen, es war nur der Spuk, der ihnen voraufging.

Hu, diese entsetzlichen Menschen, die von bösen Geistern heimgesucht werden! Was mochte das wohl für ein großer, schwarzer Hund sein, der sich zu Sintrams Zeiten auf Fors zeigte? Er hatte entsetzliche, funkelnde Augen und eine lange, bluttriefende Zunge, die weit aus dem keuchenden Rachen heraushing. Eines Tages, als die Knechte just zu Mittag in der Küche saßen, hatte er an der Küchentür gescharrt, und alle Mägde hatten vor Entsetzen aufgeschrien, aber der größte und stärkste der Knechte hatte ein brennendes Holzscheit ergriffen, die Tür aufgerissen und es in des Hundes Schlund geschleudert. Da war er mit einem entsetzlichen Geheul entflohen, Flammen und Rauch drangen aus seinem Maul, Funken umwirbelten ihn und

seine Fußspur leuchtete wie Feuer.

Und war es nicht schrecklich, daß der Hüttenbesitzer jedesmal, wenn er von einer Reise heimkehrte, andere Zugtiere hatte, als bei der Abfahrt? Mit Pferden war er weggefahren, wenn er aber nachts heimkehrte, waren allzeit schwarze Stiere vorgespannt. Die Leute, die an der Landstraße wohnten, sahen, wie die großen, schwarzen Hörner sich am Nachthimmel abzeichneten, wenn er vorbeifuhr, sie hörten das Brüllen der Tiere und entsetzten sich über die Funkenstreifen, die Hufe und Wagenräder im trockenen Kies hinterließen. –

Die alte Ulrika Dillner wurde plötzlich von unwiderstehlichem Verlangen nach Titel und Würden einer verheirateten Frau erfaßt. Und so gab sie den langjährigen Werbungen des bösen Sintram endlich nach und folgte ihm als sein Weib nach Fors, dort lebte sie nun getrennt von den alten Freunden auf Berga, ohne die ihr so liebge-wordene Tätigkeit und ohne die alte Sorge um das tägliche Brot.

Zu Weihnachten hatte Sintram um sie gefreit, und im Februar fand die Hochzeit statt. Anna Stjärnhök wohnte in diesem Jahre in Kapitän Ugglas Haus. Sie war ein guter Ersatz für die alte Ulrika, und so konnte diese ohne Gewissensbisse hinausziehen, um sich ihren Frau-entitel zu erobern.

Ohne Gewissensbisse, aber nicht ohne Reue. Sie war an keinen guten Ort gekommen, die großen, leeren Zimmer waren erfüllt von unheimlichem Grauen. Sobald es dunkelte, bebte sie vor Angst und Schrecken. Sie hätte vor Heimweh vergehen können.

Schwerer als alles andere waren die langen Sonntagnachmittage. Sie schienen niemals ein Ende nehmen zu wollen, genau wie die un-ablässigen marternden Gedanken, die ihren Kopf durchkreuzten.

Da geschah es eines Tages im März, daß Sintram von der Kirche nicht zum Mittag nach hause gekommen war. Sie ging nun in den Salon nach dem oberen Stockwerk und setzte sich ans Klavier. Das war ihr letzter Trost. Das Klavier, dessen weißer Deckel das Bild eines Flötenspielers und einer Hirtin zierte, war ihr Eigentum, ein Erbstück aus ihrem Elternhause. Dem konnte sie ihr Leid klagen, es verstand sie. Aber ist es nicht kläglich und lächerlich zugleich? Sie,

die so von Herzen betrübt ist, spielt eine Polka! Sie kann nichts anders. Ehe ihre Finger vom Gebrauch des Quirls und des Tranchiermessers steif wurden, hatte sie diese einzige Polka gelernt. Die sitzt ihr noch in den Fingern, aber sie kann kein anderes Stück spielen, weder einen Trauermarsch noch eine leidenschaftliche Sonate, nicht einmal ein klagendes Volkslied, nur diese eine Polka. Die spielt sie, sooft sie dem alten Klavier etwas anzuvertrauen hat. Sie spielt sie, sowohl wenn sie weinen als auch wenn sie lachen möchte. Sie spielte sie bei ihrer Hochzeitsfeier, und als sie zum erstenmal ihr eigenes Heim betrat, und sie spielte diese Polka auch jetzt. Die alten Saiten verstehen sie; sie ist unglücklich, tief unglücklich.

Ein Vorüberfahrender, der diese Polka vernähme, könnte glauben, daß der böse Hüttenbesitzer einen Ball für Nachbarn und Freunde gebe, so munter erklingt sie. Es ist eine übermütige kecke und lustige Melodie. In früheren Tagen hat sie damit die Sorglosigkeit in Berga hinein- und den Hunger hinausgespielt. Wenn sie erklang, mußten sich alle zum Tanze erheben. Sie sprengte die Fesseln der Gicht von den Gliedern und lockte achtzigjährige Kavaliere auf den Tanzboden. Alle Welt hätte nach dieser Polka tanzen mögen, so lustig ist sie – aber die alte Ulrika weint.

Sie ist umgeben von jähzornigen Dienstboten und bissigen Zieren. Sie sehnt sich nach freundlichen Gesichtern und lächelnden Lippen. Die heitere Polka soll ihrer verzweifelten Sehnsucht Ausdruck verleihen.

Die Menschen fassen es so schwer, daß sie Frau Sintram sei. Alle nennen sie Mamsell Dillner. Nun soll diese Polka ihre Reue über die Eitelkeit erklären, die sie verlockte, den Frauentitel zu erjagen.

Die alte Ulrika spielt, als wolle sie die Saiten sprengen. Da ist soviel zu übertönen: der Jammer armer Bauern, die Verwünschungen erschöpfter Scharwerker, das Hohngelächter trotziger Diener und vor allem die Scham, die Scham, eines bösen Mannes Weib zu sein.

Zu diesen Klängen hatte Gösta Berling die junge Gräfin Dohna zum Tanze geführt. Marianne Sinclaire und ihre vielen Bewunderer hatten danach getanzt und die Majorin von Ekeby hatte sich danach

im Tanze geschwungen, als noch der schöne Altringer lebte. Sie sieht Paar auf Paar, vereint in Jugend und Schönheit, vorbeiwirbeln. Es ging ein Strom von Heiterkeit von ihnen zu ihr, von ihr zu ihnen aus. Es war ihre Polka, die jene Wangen glühen, jene Augen strahlen machte. Nun ist sie von alledem geschieden. Mag die Polka dröhnen – die vielen, holden Erinnerungen übertönen!

Sie spielt, um ihre Angst zu betäuben. Da merkt sie, daß ihr Mann heimgekehrt ist. Sie hört, daß er ins Zimmer tritt und sich auf den Schaukelstuhl setzt. Sie kennt das knarrende Wiegen so gut, daß sie nicht einmal hinzublicken braucht.

Arme alte Ulrika, so erschöpft, einsam, hilflos, verirrt in Feindesland, ohne einen anderen Freund, einen anderen Tröster im Leid, als ein gellendes Klavier, das mit einer Polka antwortet.

Es wirkt wie ein schallendes Gelächter bei einem Begräbnis, wie ein Trinklied in einer Kirche.

Und während der Schaukelstuhl sich auf und nieder wiegt, hört sie plötzlich, wie das Klavier über ihre Klage lacht, und sie hört mitten im Takt auf. Sie erhebt sich und blickt nach dem Schaukelstuhl. Im nächsten Augenblick liegt sie ohnmächtig auf dem Fußboden. Es war nicht ihr Mann, der dort saß, sondern ein anderer – er, dessen Namen kleine Kinder nicht zu nennen wagten, er, der sie zu Tode erschrecken würde, wenn sie ihm auf dem öden Bodenraum begegneten.

* *
*

Es war ein Glück, daß bald darauf Anna Stjärnhök nach Fors gefahren kam, Ulrika auf dem Fußboden des Salons fand, und sie wieder ins Leben zurückrief.

Was bedeuten wohl die Klagen der Jungen? Sie haben Kraft, sie haben noch Hoffnung. Aber welches Elend liegt in den Tränen der Alten, welche Verzweiflung liegt darin, wenn die Menschen, die die Stützen eurer Jugend gewesen sind, in machtloser Klage niedersinken!

Anna Stjärnhök saß dort bei der alten Ulrika und hörte ihr zu, ohne einen Ausweg für sie zu sehen.

Die Alte weinte und bebte. Ihre Augen waren verstört. Sie redete und redete, zuweilen so verwirrt, als wüßte sie nicht mehr recht, wo sie sei. Die tausend Runzeln, die ihr Gesicht durchfurchten, waren doppelt so tief wie sonst, ihre ganze lange, hagere Gestalt war von Schluchzen erschüttert.

Endlich mußte Anna dem Jammer ein Ende machen. Ihr Entschluß war gefaßt. Sie wollte Ulrika mit nach Berga nehmen. Zwar war sie Sintrams Gattin, aber auf Fors konnte sie nicht bleiben. Der Hüttenbesitzer würde sie wahnsinnig machen, wenn sie länger bei ihm bliebe.

Oh, wie die Alte sich über diesen Beschluß zugleich freute und entsetzte! Sie würde es wohl nicht wagen, ihren Mann und sein Haus zu verlassen. Er würde vielleicht den großen, schwarzen Hund nach ihr aussenden.

Aber Anna Stjärnhök besiegte ihren Widerstand, teils mit Scherz, teils mit Drohen, und eine halbe Stunde später saß sie neben ihr im Schlitten. Anna kutschte selber, und die alte Disa zog den Schlitten. Die Wege waren schlecht, denn es war spät im März, aber der alten Ulrika tat es wohl, wieder in dem ihr bekannten Schlitten und mit dem bekannten Pferde zu fahren, das Berga mindestens solange treu gedient hatte wie sie selber. Als sie die Arvidstrop vorüberfuhren, hörte sie auf zu weinen, bei Högberg lachte sie bereits, und als sie Munkeby erreichten, war sie dabei, von ihrer Jugendzeit zu erzählen, als sie noch bei der Gräfin auf Svanaholm in Stellung gewesen war. Sie kamen nun in die oben, wenig bevölkerten Gegenden nördlich von Munkeby und fuhren über einen hügeligen, steinichten Weg, gerade als sie den Västratorpshügel hinabfahren wollten, verstummte Ulrika plötzlich und faßte heftig nach Annas Arm. Sie starrte auf einen großen, schwarzen Hund am Wegrande.

„Sieh!“ sagte sie. Der Hund machte einen Satz in den Wald hinein. Anna hatte ihn kaum gesehen.

„Fahre, so schnell du kannst! Jetzt erhält Sintram Botschaft, daß ich abgefahren bin“, sagte Ulrika.

Anna versuchte ihre Angst durch Lachen zu verscheuchen, aber

Ulrika beharrte dabei. „Paß auf, wir werden bald sein Schlittengeläut hören. Wir werden es hören, ehe wir die Spitze des nächsten Hügels erreichen.“ Und während Disa einen Augenblick auf dem Elofshügel verschnaufte, hörten sie von unten wirklich Schlittengeläute. Da wurde die alte Ulrika ganz närrisch vor Angst. Sie zitterte, schluchzte und jammerte wie kurz vorher im Saale zu Fors. Indessen kommt das Schellengeläut immer näher. Es ist ab und zu so unnatürlich stark, daß Anna sich umwendet, um zu sehen, ob Sintrams Pferd ihren Schlitten berühre, dann stirbt es wieder dahin. Sie hören es rechts und links vom Wege, sehen aber niemand. Es ist, als verfolge sie nur der Schellenklang.

Anna Stjärnhök sehnt sich fast danach, daß der Verfolger endlich so nahe wäre, daß sie Sintram und sein fuchsrotes Pferd zu erkennen vermöchte. Diese entsetzliche Schellengeläut wurde ihr ganz unheimlich.

Es war noch nicht lange her, daß sie, von Wölfen verfolgt, denselben Weg gefahren war, aber damals hatte sie sich nicht gefürchtet. Sie hatte noch nie eine herrlichere Nacht durchlebt. Das Pferd, das den Schlitten zog, war stark und schön gewesen. Stark und schön war auch der Mann gewesen, der mit ihr die Lust des Abenteuers geteilt hatte.

Ach, dieses alte Pferd, diese alte, hilflose, bebende Reisegefährtin! Sie fühlt sich so machtlos, daß sie am liebsten geweint hätte. Sie kann diesem entsetzlichen, aufregenden Schellengeläut nicht entfliehen.

Da hält sie an und steigt aus dem Schlitten. Das sollte ein Ende haben. Warum sollte sie fliehen, als fürchte sie sich vor dem bösen, verachteten Lumpen?

Endlich sieht sie aus der zunehmenden Dämmerung Pferd und Schlitten auftauchen, und im Schlitten sitzt Sintram selber. Es ist aber, als wäre alles eben erst erstanden wie ein Luftgebilde.

Anna wirft Ulrika die Zügel zu und geht Sintram entgegen. Er hält sein Pferd an und sagt:

„Welch ein glücklicher Zufall für einen armen Schlucker! Liebes

Fräulein Stjärnhök, gestatten Sie mir, meinen Reisekameraden in Ihren Schlitten zu legen. Er soll heute abend nach Berga fahren, und ich habe es eilig, nach hause zu kommen.“

„Wo haben Sie Ihren Reisegefährten, Herr Sintram?“

Der Hüttenbesitzer reißt die Schlittendecke heraus und zeigt Anna einen auf dem Boden des Schlittens schlafenden Mann. „Er ist etwas betrunken, aber was tut das? Er schläft ja fest. Es ist übrigens ein bekannter, Fräulein Stjärnhök, es ist Gösta Berling.“

Anna schaudert zurück.

„Ich muß Ihnen nur sagen, daß derjenige, der den Geliebten verläßt, ihn dem Teufel verkauft. Auf die Art bin auch ich in seine Klauen geraten. Man glaubt natürlich, daß man damit richtig handle. Entsagen sei das Gute und Lieben sei das Böse.“

„Was meinen Sie damit? Wovon reden Sie?“ fragt Anna ganz erschüttert.

„Ich meine, daß Sie Gösta Berling nicht hätten aufgeben sollen, Fräulein Anna.“

„Gott wollte es.“

„Ja, ja, so ist es, Entsagen ist das Gute und Lieben ist das Böse. Der gute Herrgott liebt es nicht, die Menschen glücklich zu sehen. Er sendet ihnen Wölfe nach. Wenn es aber nun nicht Gott gewesen wäre, der es getan, Fräulein Anna? Hätte ich es nicht ebensogut sein können, der seine kleinen, grauen Lämmer vom Dovrefelsen rief, um dem jungen Manne und dem jungen Mädchen nachzujagen? Denken Sie nur, wen i c h es gewesen wäre, der die Wölfe sandte, weil ich keinen der Meinen verlieren wollte! Denken Sie nur, wenn es nicht Gott gewesen wäre, der also getan!“

„Sie sollten mich nicht verlocken, an dieser Sache zu zweifeln,“ sagt Anna mit schwacher Stimme, „denn sonst wäre ich verloren.“

„Blicken Sie her,“ sagt Sintram und beugt sich über den schlafenden Gösta Berling, „betrachten Sie seinen kleinen Finger! Die Wunde dort heilt niemals. Ihr entnahmen wir das Blut, mit dem er den Pakt unterschrieb. Er ist mein. Es liegt eine starke Kraft im Blute. Er ist mein, und einzig und allein die Liebe könnte ihn lösen, aber wenn ich

ihn behalte, soll etwas ganz Seltenes aus ihm werden.“

Anna Stjärnhök kämpft und kämpft, um sich von der Verzauberung zu befreien, die sie umfassen hat. Das ist ja alles Wahnsinn, Tollheit. Niemand kann seine Seele dem scheußlichen Versucher verschreiben. Aber sie hat keine Macht über ihre Gedanken, die Dämmerung lastet so schwer auf ihr, der Wald ist so dunkel und still. Sie kann sich des unheimlichen Grauens nicht erwehren.

„Meinen Sie vielleicht daß an ihm nicht viel zu verderben wäre? Glauben Sie das nicht! Hat er die Bauern gepeinigt? Hat er arme Freunde getäuscht? Hat er falsch gespielt? Ist er der Geliebte verheirateter Frauen gewesen, Fräulein Anna?“

„Ich glaube, daß Sie der Böse selber sind!“

„Lassen Sie uns tauschen, Fräulein Anna! Nehmen Sie Gösta Berling und heiraten Sie ihn! Behalten Sie ihn und geben Sie denen auf Berga Geld. Ich trete ihn Ihnen ab, und Sie wissen, daß er mein ist. Glauben Sie nur nicht, daß es Gott war, der Ihnen in jener Nacht die Wölfe nachsandte, und lassen Sie uns tauschen!“

„Was wollen Sie denn zum Ersatz haben?“

Sintram grinste.

„Ich? Was ich haben will? Oh, ich begnüge mich mit wenigem. Ich will nur die alte Frau haben, die dort in Ihrem Schlitten sitzt.“

„Satan, Versucher, weiche von mir! Soll ich eine alte Freundin täuschen, die sich mir anvertraut? Soll ich sie dir überlassen, damit du sie bis zum Wahnsinn peinigen kannst?“

„Nur ruhig Blut, Fräulein Anna! Überlegen Sie sich die Sache! Hier ist ein junger, herrlicher Mann und dort ein altes, verbrauchtes Weibsbild. Einen von ihnen muß ich haben. Welchen wollen Sie mir überlassen?“

Anna Stjärnhök lachte voller Verzweiflung höhnisch auf.

„Herr Hüttenbesitzer, einen Sie, daß wir Seelen vertauschen sollen, wie man Pferde auf dem Markt von Broby vertauscht?“

„Gerade so, ja. Wenn Sie aber wollen, können wir es auch auf eine andere Art bewerkstelligen. Wir werden an die Ehre der Stjärnhöks denken.“

Darauf begann er seine Frau heranzurufen, die vorn in Annas Schlitzen sitzt, und zu des Mädchens unbeschreiblichem Entsetzen leistet diese dem Ruf sogleich Folge, steigt aus dem Schlitten und tritt schauernd und bebend vor ihn hin.

„Seht, seht, seht, eine so gehorsame Gattin. D a f ü r können Sein nicht, Fräulein Anna, daß sie kommt, wenn ihr Mann sie ruft. Jetzt hebe ich Gösta aus meinem Schlitten und lasse ihn hier. Wer will, mag ihn aufheben.“

Er beugt sich vor, um Gösta aufzuheben, aber Anna neigt sich ganz herab, sieht ihm mit durchbohrenden Blicken fest ins Gesicht und zischt wie ein gereiztes Tier:

„In Gottes Namen nach Hause mit dir! Weißt du nicht, wer im Saal auf dem Schaukelstuhl sitzt und auf dich wartet? Wagst du es, den Herrn warten zu lassen?“

Da riß der Bösewicht die Zügel an sich, wendet den Schlitten und jagte in wilder, lebensgefährlicher Fahrt von dannen, daß Kies und Funken stoben.

Anna Stjärnhök und Ulrika Dillner stehen allein auf dem Wege, sie reden jedoch kein Wort, Ulrika schaudert es vor Annas wilden Blicken, und diese hat der armen Alten, für die sie den Geliebten geopfert hat, nichts zu sagen. Sie hätte weinen, rasen, sich auf die Erde werfen und Schnee und Staub auf ihr Haupt streuen mögen.

Früher hatte sie die Süßigkeit der Entsagung empfunden, jetzt empfand sie deren Bitterkeit. Was bedeutete die Hinopferung ihrer Liebe gegen die Hinopferung der Seele des Geliebten!

Sie fuhren schweigend bis nach Berga, aber als sie dort ankamen und die Saaltür geöffnet wurde, da sank Anna Stjärnhök zum ersten und einzigen Male in ihrem Leben in Ohnmacht. Drinnen saßen Sintram und Gösta Berling und unterhielten sich in aller Ruhe. Das Tablett mit Groggläsern stand vor ihnen. Sie waren zum mindesten seit einer Stunde dort.

Anna Stjärnhök war ohnmächtig geworden, aber die alte Ulrika stand ruhig da. Sie hatte es wohl gemerkt, daß es mit dem, der ihnen auf der Landstraße nachgejagt war, nicht ganz richtig bestellt war.

Später vermittelten Kapitän Uggla und seine Frau in der Angelegenheit mit dem Hüttenbesitzer, daß die alte Ulrika bei ihnen in Berga bleiben konnte. Und er ergab sich in aller Gutmütigkeit darein. „Er wolle sie gewiß nicht verrückt machen“, sagte er.

* *
*

Oh, ihr Kinder späterer Zeiten, ihr brauchtet ja diesen alten Geschichten keinen Glauben zu schenken. Sie mögen wohl nichts anderes zu sein als Lüge und Dichtung. Aber die Reue, die sich im Herzen hin und her wiegt, bis es kreischt, wie die Dielen unter Sintrams Schaukelstuhl im Saal auf Fors kreischen, und der Zweifel, der in den Ohren erklingt, wie die Schlittenschellen vor Anna Stjärnhöks Ohren im öden Walde erklingen, wann werden d i e zu Lüge und Dichtung werden?

Oh, daß sie es werden könnten!

Ebba Dohnas Geschichte

Auf der schönen Landzunge am östlichen Ufer des Löfven liegt Ader Herrenhof Borg im Schutze eines mächtigen Tannenparkes. Seine schneebedeckten Felder glänzen im stechenden Sonnenschein des Märztages. Im Schlosse hört man das frohe Lachen der heiteren Gräfin Elisabeth.

An Sonntagen besucht sie die naheliegende Kirche von Svartsjö und ladet dann oft einige Gäste zum Mittagessen ein. Der Oberlandrichter aus Munkerud, der Kapitän aus Berga, der Diakon und der boshafte Sintram, sie alle pflegen mit ihren Familien zu kommen. Und wenn Gösta Berling über den eisbedeckten Löfven nach Svartsjö gekommen ist, so ladet sie ihn auch ein. Weshalb sollte sie Gösta Berling nicht einladen?

Sie weiß es wohl nicht, daß die Verleumdung darüber zu flüstern beginnt, Gösta käme nur sooft an das östliche Ufer, um ihr zu begegnen. Vielleicht kommt er auch, um mit Sintram zu trinken und Karten

zu spielen, aber danach fragt man nicht soviel. Alle wissen, daß sein Körper von Eisen ist, mi seinem Herzen ist es jedoch eine andere Sache. Da ist niemand, der daran glaubt, er könne ein Paar strahlende Augen und blondes um eine weiße Stirn gelocktes Haar sehen, ohne sich zu verlieben.

Die junge Gräfin ist gütig gegen ihn. Darin liegt nichts Auffallendes; sie ist gut zu jedermann. Sie nimmt schmutzige Bettelkinder auf den Schoß, und wenn sie auf der Landstraße an irgendeinem alten, armen Wesen vorüberfährt, so läßt sie den Kutscher halten und nimmt den Wandermüden in ihrem Schlitten auf.

Gösta pflegt in dem kleinen blauen Kabinett zu sitzen, aus dem man die herrliche Aussicht über den See hat und liest ihr Gedichte vor. Darin kann doch nichts Böses liegen. Er vergißt es nicht, daß sie eine Gräfin und er ein heimatloser Abenteurer ist, und daß es ein Segen für ihn sei, mit jemand Umgang zu pflegen, der ihm so hoch und heilig dasteht. Er könnte ja ebenso daran denken, sich in die Königin von Saba zu verlieben, deren Bild die Kirchenempore von Svartsjö schmückt.

Er begehrt nichts weiter, als ihr zu dienen, wie ein Page seiner hohen Herrin dient, ihr die Schlittschuhe anzulegen, ihr die Garndocken zu halten, ihren Schlitten zu lenken. Zwischen ihnen kann von Liege gar nicht die Rede sein, aber er ist so recht der Mann dazu, in einer romantischen, unschuldigen Schwärmerei sein Glück zu finden.

Der junge Graf ist schweigsam und ernst, und Gösta ist von sprühender Heiterkeit. Er ist gerade ein solcher Gesellschafter, wie er der jungen Gräfin erwünscht ist. Niemand, der sie so sieht, denkt daran, daß sie sich einer verbotenen Liebe hingeben könnte. Sie denkt an Tanz und Heiterkeit. Sie möchte am liebsten, daß die Erde ganz eben und flach wäre, ohne Steine, ohne Berge und Seen, so daß man überall tanzend hingelangen könnte. Von der Wiege bis zum Grabe möchte sie in feinen, dünnsohligen Seidenschuhen dahintanzen.

Aber der Klatsch geht nicht sehr barmherzig mit dem guten Ruf jungen Frauen um.

Wenn die Gäste nach Borg kommen, so pflegen die Herren nach

dem Essen in das Zimmer des Grafen zu gehen, um zu rauchen und zu schlafen, die alten Damen pflegen im Salon auf die Lehnstühle zu sinken und ihre ehrwürdigen Häupter gegen die hohe Rückenlehne zu stützen, jedoch die junge Gräfin und Anna Stjärnhök gehen in das blaue Kabinett und tauschen endlose vertrauliche Mitteilungen aus.

So sitzen sie auch Sonntags wieder da, eine Woche, nachdem Ana Stjärnhök Ulrika Dillner nach Berga zurückgebracht hatte.

Niemand auf Erden ist unglücklicher als dieses junge Mädchen. Alle ihre Fröhlichkeit ist dahin, all der heitere Trotz, den sie allem und allen entgegengesetzte, die ihr zu nahe kamen.

Alles was sich auf dem Heimweg ereignet hat, ist für ihr Bewußtsein in die Dämmerung versunken, aus der es hervorgehext worden ist: sie hatte keinen einzigen klaren Eindruck davon.

Ja, e i n e n dennoch, und der vergiftete ihre Seele.

„Wenn es nun nicht Gott war, der es getan hat,“ pflegte sie vor sich hinzuflüstern, „wenn es nun nicht Gott war, der die Wölfe gesandt hatte?“

Sie begehrt Zeichen und Wunder. Sie späht nach Himmel und Erde aus. Aber sie sieht kein Symbol im Gewölk auftauchen, das ihr den Weg weise. Keine Nebelsäule, keine Feuersäule zieht vor ihr her.

Als sie nun in dem kleinen blauen Kabinett der Gräfin gegenüber sitzt, fällt ihr Blickt auf einen kleinen Strauß Leberblümchen, die die Gräfin in ihrer weißen Hand hält. Wie ein Blitz durchfährt es sie, sie weiß, wo diese Leberblümchen gewachsen sind, sie weiß, wer sie gepflückt hat.

Sie braucht nicht zu fragen. Wo in der ganzen Gegend wachsen bereits Anfang April Leberblümchen, außer im Birkenhain am Strandabhang bei Ekeby?

Sie starrt und starrt auf die kleinen blauen Sterne, diese glücklichen, die sich alle Herzen gewinnen, diese kleinen Propheten, die von dem Glanze alles Schönen, das sie in sicht tragen umstrahlt werden. Je länger sie sie betrachtet, desto stärker beginnt ihre Seele von einem Zorn erfaßt zu werden, dumpfgrollend wie der Donner, betäubt wie der Blitz. „Mit welchem Recht trägt die Gräfin Dohna diesen Strauß

Leberblümchen, der am Uferstrand von Ekeby gepflückt worden ist?“ denkt sie.

Sie alle waren Versucher: Sintram, die Gräfin, alle Menschen wollen Gösta Berling zum Bösen verlocken, aber sie würde ihn verteidigen, gegen alle würde sie ihn verteidigen. Wenn es auch ihr Herzblut kosten würde, würde sie es tun.

Sie nimmt sich vor, daß sie diese Blumen der Gräfin aus der Hand gerissen und weggeworfen, zertreten und vernichtet sehen muß, ehe sie das kleine blaue Kabinett verläßt.

Und sie beginnt einen Kampf gegen die kleinen blauen Sterne.

Wie wohl tun diejenigen daran, die ihre Hände fern vom Schwert halten, die es verstehen, ruhig abzuwarten, ihre Herzen zu beschwichtigen und Gott alles lenken zu lassen! Böses wird durch Böses allzeit verschlimmert.

Aber Anna Stjärnhök glaubt nun endlich einen Wink des Himmels zu erkennen.

„Anna, erzähle eine Geschichte!“

„Wovon denn?“

„Oh, kannst du nichts von der Liebe, nichts vom Lieben erzählen?“ fragt die Gräfin, während sie mit ihrer weißen Hand liebkosend ihr Sträußchen berührt.

„Nein, ich weiß nichts von Liebe.“

„Wie du redest! Gibt es hier nicht einen Platz, der Ekeby heißt, einen Ort voll von Kavalieren?“

„Ja, es gibt hier einen Ort, der Ekeby heißt, und es gibt dort Männer, die das Mark des Landes aussaugen, die uns untauglich zu ernster Arbeit machen, die unsere heranwachsende Jugend verderben und die Verständigen verführen. Willst du von denen hören? Willst du ihre Liebesgeschichten hören?“

„Das will ich. Ich habe die Kavaliers gern.“

Und Anna Stjärnhök erzählt in kurzen Sätzen wie aus einem alten Hymnenbuch, denn sie ist nahe daran, von ihren stürmischen Gefühlen erstickt zu werden. Geheime Leidenschaft durchbebt jedes Wort, und die Gräfin muß halb erschrocken, halb neugierig lauschen.

„Was ist die Liebe eines Kavaliers? Was ist die Treue eines Kavaliers? Eine Liebste heute, eine morgen, eine im Osten, eine im Westen. Nichts ist ihm zu hoch, nichts zu niedrig: an einem Tage eine Grafentochter, am zweiten eine Betteldirne. Nichts auf Erden ist so weit wie sein Herz. Aber wehe der Ärmste, die einen Kavalier liebt! Sie muß ihn suchen, ihn, der betrunken am Wegrande liegt. Sie muß schweigend zusehen, wenn er am Spieltisch das Hab und Gut ihrer Kinder vergeudet. Sie muß es dulden, daß er andere Frauen umschwärmt. O Elisabeth, wenn ein Kavalier eine ehrbare Frau um einen Tanz bittet, so müßte sie ihm den versagen; wenn er ihr einen Blumenstrauß schenkt, so müßte sie die Blumen zur Erde werfen und sie zertreten; wenn sie ihn liebt, so sollte sie eher sterben als ihn heiraten. Unter den Kavalieren befand sich einer, der ein abgesetzter Pfarrer war.

Er hatte wegen Trunksucht den Talar ablegen müssen. Er kam betrunken in die Kirche. Er vertrank den Abendmahlswein. Hast du von ihm reden hören?“

„Nein.“

„Gleich nachdem er seines Amtes entsetzt war, irrte er wie ein Bettler im Lande umher. Er trank wie toll. Er konnte stehen, um sich Branntwein zu verschaffen.“

„Wie heißt er?“

„Er ist nicht mehr auf Ekeby. – – – Die Majorin auf Ekeby nahm sich seiner an, sie schenkte ihm die notwendigen Sachen und überredete deine Schwiegermutter, die Gräfin Dohna, ihn für den jungen Grafen Hendrik, deinen Mann, als Informator ins Haus zu nehmen.“

„Einen abgesetzten Pfarrer?“

„Oh, er war ein junger, kräftiger Mann mit gutem Wissen. Es hatte keinerlei Gefahr, wenn er nur nicht trank. Gräfin Märta war nicht kleinlich. Es machte ihr auch Vergnügen, den Probst und den Diakon zu reizen. Doch hatte sie anbefohlen, daß er in Gegenwart ihrer Kinder niemals von seiner Vergangenheit gesprochen werden sollte. Denn sonst würde ihr Sohn den Respekt vor ihm verloren haben, und ihre Tochter hätte seine Gegenwart nicht ertragen können, denn sie

war eine Heilige.

Und so kam er denn hierher nach Borg. Er blieb dicht an der Tür stehen, er setzte sich auf den äußersten Stuhlrand, schwieg bei Tische und floh in den Park hinaus, wenn Fremde kamen.

Aber draußen pflegte er auf einsamen Wegen der jungen Ebba Dohna zu begegnen. Sie war keine von denen, die geräuschvolle Feste liebten, wie sie Borgs Säle durchtobten, seit die Gräfin Witwe geworden war. Sie gehörte nicht zu denen, die trotzig in die Welt schauen. Sie war so sanft, so scheu. Noch als sie bereits ihr siebzehntes Jahr vollendet hatte, war sie ein zartes Kind, aber dennoch war sie sehr schön mit ihren braunen Augen und den zarten, feinen rosigen Wangen. Ihr schmächtiger, schlanker Körper war leicht nach vorn geneigt. Ihre schmale Hand schob sich mit scheuem Druck in die seine. Ihr kleiner Mund war so still und ernst. Ach, ihre Stimme, ihre liebliche zarte Stimme, die die Worte so langsam und gut aussprach, aber niemals jugendfrisch, jugendwarm klang, sondern schleppend mit mattem Tonfall kam, wie die Schlussakkorde eines ermattenden Musikers erklingen.

Sie war nicht wie andere. Ihr Fuß berührte die Erde so leicht, so leise, als wäre sie hier unten nur ein scheuer Flüchtling. Sie hielt ihre Augenlider gesenkt, um im Anschauen der Herrlichkeit innerer Gesichte nicht gestört zu werden. Ihre Seele hatte sich schon von der Welt abgewandt, da sie noch ein Kind war.

Als sie noch klein war, pflegte ihre Großmutter ihr Märchen zu erzählen, und eines Abends saßen die beiden am Kamin, die Märchen waren zu Ende. Jedoch noch immer lag des kleinen Mädchens Hand auf dem Seidenkleid der Greisin und strich leise darüber hin, und das war ihre Bitte, denn sie gehörte zu jenen Kindern, die niemals mit Worten bitten.

Da begann die Greisin ihr ganz leise von einem kleinen Kinde im Lande Judäa zu erzählen, von einem kleinen Kinde, das geboren wurde, um ein großer König zu werden. Die Engel hatten die Erde mit ihren Lobgesängen erfüllt, als es geboren wurde. Die Könige des Morgenlandes kamen, von den Sternen des Himmels geleitet, und

brachten Weihrauch und Gold, und alte Männer und Frauen weissagten von seiner Herrlichkeit. Dieses Kind wuchs zu größerer Schönheit und Weisheit heran als alle anderen Kinder. Schon als es zwölf Jahre alt war, war seine Weisheit größer als die der Hohenpriester und Schriftgelehrten.

Und die Greisin erzählte ihr von dem Schönste, was die Welt gesehen hatte, von dem Leben des Kindes, während es unter den Menschen weilte, den bösen Menschen die es nicht als ihren König anerkennen wollten.

Sie erzählte der kleinen Ebba, wie das Kind ein Mann wurde und die Wunder noch immer um ihn waren.

Alles auf Erden diente ihm und liebte ihn, außer den Menschen. Die Fische ließen sich in seinem Netze fangen, das Brot füllte seine Körbe, das Wasser verwandelte sich in Wein, wenn er es wünschte.

Aber die Menschen gaben dem großen König keine goldene Krone, keinen glänzenden Thron. Er hatte keine Hofschranzen, die sich vor ihm neigten. Wie einen Bettler ließen sie ihn umhergehen.

Doch der große König war voller Güte. Er heilte die Kranken, gab den Blinden ihr Gesicht wieder und erweckte die Toten.

Aber die Menschen wollten den guten König nicht zu ihrem Herrn haben.

Sie sandten ihre Kriegsknechte gegen ihn aus und nahmen ihn gefangen, sie bekleideten ihn zum Spott und Hohn mit einem seidenen Mantel, mit Krone und Zepter und ließen ihn, mit einem schweren Kreuz beladen, zur Richtstätte gehen. Der gute König liebte die hohen Berge. Er pflegte sie nachts zu besteigen, um mit den Bewohnern des Himmels Zwiesprache zu halten, und er liebte es, am Tage auf dem Bergesabhang zu sitzen und zu den Menschen zu reden. Jetzt aber führten sie ihn auf einen Berg, um ihn zu kreuzigen. Sie schlugen Nägel durch seine Hände und Füße und schlugen den guten König an ein Kreuz, als wäre er ein Räuber und Missetäter gewesen.

Und das Volk spottete seiner. Nur seine Mutter und seine Freunde weinten, weil er sterben sollte, ehe er König geworden war. –

Oh, wie die leblosen Dinge bei seinem Tode trauerten!

Die Sonne verlor ihren Schein, und die Berge erbebten, der Vorhang im Tempel riß mitten entzwei, und die Gräber öffneten sich, auf daß die Toten hinausgehen und ihre Trauer zeigen konnten.

Da lag die Kleine mit ihrem Köpfchen im Schoße ihrer Großmutter und schluchzte herzerreißend.

„Weine nicht, mein kleiner Liebling, der gute König ist vom Grabe auferstanden und zu seinem Vater in den Himmel emporgefahren.“

„Großmutter,“ schluchzte das arme kleine Wesen, „bekam er denn niemals irgendein Reich?“

„Er sitzt zur Rechten Gottes im Himmel.“

Aber das tröstete sie nicht. Sie weinte so hilflos und unaufhaltsam, wie nur ein Kind weinen kann.

„Warum waren sie so schlecht gegen ihn? Warum k o n n t e n sie so schlecht gegen ihn sein?“

Die Greisin war fast erschrocken von diesem überwältigenden Kummer.

„Großmutter, sage, daß du es nicht richtig erzählt hast. Sage, daß er ein gutes Ende hatte! Sage, daß sie nicht so schlecht gegen den guten König waren! Sage, daß er ein Reich auf Erden erhielt!“

Sie schlang ihre Arme um die Greisin und bat sie mit unablässig strömenden Tränen.

„Kind, Kind,“ sprach die Großmutter, um sie zu trösten, „es gibt solche, die da glauben, daß er wiederkehren werde. Dann wird die Welt ihm untertan sein, und er wird sie lenken. Dann wird auf Erden ein herrliches Königreich erstehen. Das wird tausend Jahre währen. Dann werden die wilden Tiere zahm sein; kleine Kinder werden neben den Nestern von Ottern und Schlangen spielen, Bären und Schafe werden beisammen weiden. Die Menschen werden einander nicht mehr schaden oder vernichten; die Speere werden sich zu Sensen krümmen und die Schwerter zu Pflügen umgeschmiedet werden. Und alles wird Lust und Freude sein, denn die Guten werden das Erdenreich besitzen.“

Als bald erhellte sich das Antlitz der Kleinen unter Tränen.

„Bekommt der gute König dann einen Thron, Großmutter?“

„Einen Thron von Gold.“

„Und Diener und Hofleute und eine goldene Krone?“

„Die bekommt er.“

„Kommt er bald, Großmutter?“

„Niemand weiß, wann er kommt.“

„Darf ich dann auf einem Schemel zu seinen Füßen sitzen?“

„Das darfst du.“

„Großmutter, ich bin so froh“, sagte die Kleine.

Abend für Abend saßen diese zwei Menschen viele Winter durch am Kamin und sprachen von dem guten König und seinem Reich. Die Kleine träumte Tag und Nacht von dem tausendjährigen Reich. Niemals wurde sie müde, es mit all dem Schönen auszuschmücken, das sie nur ersinnen konnte.

Viele der stillen Kinder, die uns umgeben, gehen umher und träumen einen heimlichen Traum, den sie nicht zu nennen wagen. Es wohnen wundersame Gedanken unter manchem weichen Haar, die milden, braunen Augen sehen wunderliche Dinge hinter den gesenkten Augenlidern. Ebba Dohna wagte es keinen zu sagen, aber seit jenem Abend lebte sie nur in Erwartung des tausendjährigen Reiches und der Wiederkehr des Herrn.

Wenn das Abendrot im Westen das Himmelstor öffnete, so dachte sie daran, ob er in mildem Strahlenglanze daraus hervortreten könnte, gefolgt von einem Heer von Millionen Engeln, und daß er an ihr vorbeiziehen und ihr gestatten würde, den Saum seines Mantels zu berühren.

Auch dachte sie gern an jene frommen Frauen, die ihr Haupt verhüllten und niemals ihre Blicke vom Boden erhoben, sondern sich in den Frieden grauer Klöster einschlossen, in die kleinen dunklen Zellen, um immerdar die strahlenden Gesichte zu schauen, die in den Tiefen der Seele wohnen.

So war sie aufgewachsen, so war sie, als sie und der neue Informator einander auf den einsamen Parkwegen begegneten.

Ich will von ihm nichts Schlimmeres sagen als ich muß. Ich will es glauben, daß er dieses Kind liebte, das ihn bald zum Gefährten seiner

einsamen Wanderungen erwählte. Ich glaube, daß seiner Seele wieder die Schwingen wuchsen, wenn er diesem stillen Mädchen zur Seite dahinschritt, das sich noch keinem anderen anvertraut hatte. Ich denke, daß er sich selbst wieder zum Kinde werden fühlte, daß er gut, fromm und unschuldig wurde.

Wenn er sie aber liebte, weshalb dachte er nicht daran, daß er ihr keine schlimmere Gabe als seine Liebe spenden konnte? Was wollte er, ein von der Welt Ausgestoßener? Woran dachte er, als er an der Seite der Grafentochter einherging? Was dachte der abgesetzte Pfarrer, als sie ihm ihre frommen Träumen anvertraute? Was wollte er, der ein Trinker und Raufbold gewesen war und es bei jeder Gelegenheit wieder werden konnte, an der Seite dieses Kindes, das dahinging und von einem himmlischen Bräutigam träumte? Warum floh er nicht weit, weit von ihr fort? Wäre es für ihn nicht besser gewesen, bettelnd und stehlend durch das Land zu ziehen, als dort in den stillen Tannenalleen umherzugehen und wieder gut, fromm und unschuldig zu werden, da er sein früheres Leben doch nicht ungeschehen machen und es nicht verhindern konnte, daß Ebba Dohna ihn lieb gewann?

Glaube nicht, daß er wie ein einstiger Trunkenbold aussah und eine fahle Gesichtsfarbe und rote Augen hatte! Er war noch immer ein stattlicher Mann, schön und ungebrochen an Leib und Seele. Er hatte eine königliche Haltung und einen Körper von Eisen, den das wildeste Leben nicht vernichten konnte.“

„Lebt er noch?“ fragte die Gräfin.

„Ach nein, jetzt ist er wohl tot. Das alles ist solange her.“

Es war etwas in Anna Stjärnhök, das bei dem, was sie nun tat, erbebte. Sie faßte den Entschluß, der Gräfin niemals zu sagen, wer der Mann sei, von dem sie rede, daß sie ihr den Glauben lassen wollte, er sei tot.

„Damals war er noch jung“, begann sie von neuem. „Die Freude am Leben glühte in ihm auf. Er hatte ein feuriges, leicht begeistertes Herz, und schöne Worte standen ihm zu Gebot.“

Es kam ein Abend, an dem er mit Ebba von Liebe sprach. Sie antwortete nicht darauf, sondern sagte ihm nur, was ihre Großmutter ihr

am Winterabend erzählt hatte, und malte ihm das Land ihrer Träume aus. Dann nahm sie ihm ein Gelübde ab. Sie ließ ihn geloben, daß er ein Verkünder von Gottes Wort werden wolle, einer von denen, die dem Herrn den Weg bereiten, auf daß er schneller wiederkehre.

Was sollte er tun? Er war ein abgesetzter Pfarrer, und kein Weg war ihm so verschlossen wie der, den er betreten sollte und wollte. Aber er wagte es nicht, ihr die Wahrheit zu sagen. Er hatte nicht das Herz, dieses holde Kind zu betrüben, das liebte. Er gelobte alles, was sie wollte.

Danach bedurfte es zwischen ihnen keiner weiteren Worte. Es war klar, daß sie einst seine Gattin werden würde. Es war keine Liebe mit Küssen und Liebkosungen. Er wagte kaum, ihr nahezukommen. Sie war empfindlich wie eine zarte Blume. Aber zuweilen erhoben sich ihre Blicke vom Boden, um die seinen zu suchen. Und wenn sie an hellen Abenden auf der Veranda saßen, schmiegte sie sich dicht an ihn, und dann küßte er ihr Haar, ohne daß sie es merkte.

Aber du verstehst wohl, daß sein Unrecht darin lag, sowohl Vergangenheit als auch Zukunft zu vergessen. Daß er arm und gering war, mochte er ja gern vergessen, aber er hätte sich doch immerhin klarmachen müssen, daß ein Tag kommen würde und mußte, wo sich in ihrem Gemüt Liebe gegen Liebe erheben, die Erde mit dem Himmel kämpfen würde, und sie sich gezwungen sähe, zwischen ihm und dem strahlenden Herrscher des tausendjährigen Reiches zu wählen. Und sie gehörte nicht zu denen, die einen solchen Kampf ertragen können.

So verging ein Sommer, ein Herbst und ein Winter. Als der Frühling kam und das Eis schmolz, erkrankte Ebba Dohna. Die Täler waren überschwemmt, die Hügel standen unter Wasser, die Seen waren unsicher, die Wege weder mit Schlitten noch mit Wagen zu befahren.

Da wollte die Gräfin Dohna einen Arzt aus Karlstadt holen lassen. Denn näher gab es keinen. Aber sie befahl vergebens. Sie konnte weder mit Bitten noch durch Drohungen einen der Diener dazu bringen, hinzufahren. Sie fiel vor dem Kutscher auf die Knie, aber es verweigerte es. Sie bekam Krämpfe und Konvulsionen aus Kummer über

ihre Tochter. Die Gräfin Märta ist maßlos im Schmerz wie in der Freude.

Ebba Dohna hatte eine Lungenentzündung, und ihr Leben war in Gefahr, aber es konnte kein Arzt herbeigeholt werden.

Da fuhr der Informator nach Karlstadt. Es hieß mit dem Leben spielen, bei diesem Zustand der Wege die Fahrt zu unternehmen, er aber tat es. Er ging über geborstenes Eis und halsbrechende Schluchten, zuweilen mußte er für sein Pferd Treppenstufen ins Eis hauen, zuweilen mußte er es aus dem tiefen Lehm des Weges herausziehen. Man sagt, daß der Arzt sich weigerte, ihm zu folgen, daß er ihm aber mit der Pistole in der Hand zwang, mitzufahren.

Als er zurückkam, war die Gräfin bereit, sich ihm zu Füßen zu werfen. „Nimm alles!“ sagte sie. „Nenne mir deine Wünsche, dein Begehren. Nimm meine Tochter, mein Gut, mein Geld!“

„Eure Tochter“, antwortete der Informator.

Anna Stjärnhök schwieg ganz plötzlich.

„Nun und dann, und was dann?“ fragte Gräfin Elisabeth.

„Das mag genug sein“, antwortete Anna, denn sie gehörte zu dem armen Menschen, die in der Angst und dem Schrecken des Zweifels leben. Sie hatte nun eine ganze Woche unter deren Herrschaft gestanden. Sie weiß nicht, was sie will. Das, was ihr in einem Moment als recht erscheint, wird im nächsten zum Unrecht. Sie wünscht jetzt, niemals mit dieser Geschichte angefangen zu haben.

„Ich fange an zu glauben, daß du mich zum besten haben willst, Anna. Begreifst du denn nicht, daß ich das Ende dieser Geschichte hören muß?“

„Da ist doch nicht mehr viel zu erzählen. – Die Stunde des Kampfes war für die junge Ebba Dohna gekommen. Liebe erhob sich gegen Liebe, die Erde wider den Himmel.“

Gräfin Märta erzählte ihr von der abenteuerlichen Fahrt, die der jungen Mann um ihretwillen unternommen hatte, und sagte ihr, daß sie ihm zum Lohn dafür ihre Hand versprochen habe.

Das junge Fräulein Ebba war damals so weit in der Besserung vorgeschritten, daß sie angekleidet auf einem Sofa lag. Sie war matt

und bleich und noch stiller als sonst.

Als sie diese Worte hörte, erhob sie ihre braunen Augen vorwurfsvoll zu ihrer Mutter und sprach zu ihr:

„Mutter, hast du mich einem abgesetzten Pfarrer gegeben, einem Manne, der sein Recht verwirkt hat, ein Diener Gottes zu sein, einem Manne, der ein Dieb, ein Bettler war?“

„Aber Kind, wer hat dir das gesagt? Ich glaubte, du wüsstest nichts davon.“

„Ich erfuhr es. Ich hörte deine Gäste von ihm reden. Es war am Tage meiner Erkrankung.“

„Aber Kind, denke daran, daß er dein Leben gerettet hat!“ –

„Ich denke daran, daß er mich betrogen hat. Er hätte mir sagen müssen, wer er war.“

„Er sagt, daß du ihn liebst.“

„Ich tat es. Ich kann d e n nicht mehr lieben, der mich betrogen hat.“

„Inwiefern hat er dich betrogen?“

„Das verstehst du nicht, Mutter.“

Sie wollte mit ihrer Mutter nicht von ihren Träumen vom tausendjährigen Reiche sprechen, die zu verwirklichen ihr Geliebter helfen sollte.

„Ebba,“ sagte die Gräfin, „wenn du ihn liebst, so mußst du nicht danach fragen, was er gewesen ist, sondern sein Weib werden. Der Gatte einer Gräfin Dohna wird reich und mächtig genug sein, um seine Jugendsünden vergessen zu machen.“

„Ich kümmere mich nicht um seine Jugendsünden, Mutter, aber ich kann nicht sein Weib werden, weil er niemals so werden kann, wie ich ihn haben möchte.“

„Ebba, erinnere dich daran, daß ich ihm mein Wort gegeben habe.“

Das Mädchen wurde totenbleich.

„Mutter, ich sage dir, wenn du mich mit ihm vermählst, so scheidest du mich von Gott.“

„Ich habe beschlossen, dich glücklich zu machen“, sagte die Gräfin. „Ich bin dessen gewiß, daß du mit diesem Manne glücklich wer-

den wirst. Es ist dir ja bereits gelungen, einen Heiligen aus ihm zu machen. Ich habe beschlossen, die Anforderungen deiner Herkunft außer acht zu lassen und zu vergessen, daß er arm und verachtet ist, um dir Gelegenheit zu geben, ihn zu rehabilitieren. Ich fühle, daß ich tue, was recht ist. Du weißt, daß ich alle alten Vorurteile verachte.'

Aber all das sagte sie nur, weil sie nicht duldet, daß jemand sich ihrem Willen widersetze. Vielleicht meinte sie auch, was sie sagte. Aus Gräfin Märta wird man nicht so leicht klug.

Das junge Mädchen blieb noch eine lange Zeit auf ihrem Sofa liegen, nachdem die Gräfin sie verlassen hatte. Sie kämpfte ihren Kampf. Die Erde erhob sich gegen den Himmel, die Liebe wider die Liebe, aber der Geliebte ihrer Kindheit blieb siegreich. Von dort aus, wo sie lag, sah sie einen herrlichen Sonnenuntergang des westlichen Himmels. Sie glaubte, daß es ein Gruß des guten Königs sei, und da sie ihm lebend nicht reu bleiben konnte, beschloß sie, zu sterben. Sie konnte nicht anders handeln, weil ihre Mutter wollte, daß sie dem angehören solle, der kein Diener des guten Königs werden konnte.

Sie trat ans Fenster, öffnete es und ließ die kalte, feuchte Luft der Dämmerung ihren armen schwachen Körper durchkälten.

Wie leicht war es für sie, sich den Tod zuzuziehen. Es war sicher, daß er bei einem Rückfall eintreten mußte. Und es geschah also.

Niemand außer mir wußte, daß sie den Tod suchte, Elisabeth. Ich fand sie am Fenster. Ich hörte ihre Fieberphantasien. Sie verlangte danach, mich in ihren letzten Tagen an ihrer Seite zu haben.

Ich war es, die sie sterben sah, die es sah, wie sie in einer Abendstunde ihre Arme dem glühenden Westen entgegenstreckte und starb, lächelnd, als ob sie jemand aus dem Glanz des Sonnenuntergangs hervortreten und ihr entgegenkommen sähe. Ich war es auch, die dem von ihm Geliebten ihren letzten Gruß überbringen mußte. Ich sollte ihn um Vergebung bitten, daß sie nicht sein Weib werden konnte. Der gute König gestatte es nicht.

Aber ich habe es damals nicht gewagt, dem Manne zu sagen, daß er ihr Mörder geworden sei. Ich habe es nicht gewagt, die Last einer solchen Qual auf seine Schultern zu legen. Und war er etwa nicht ihr

Mörder, er, der durch Lügen ihre Liebe gewonnen hatte? War er es nicht, Elisabeth?"

Gräfin Dohna hatte längst aufgehört, die blauen Blumen zu streicheln. Sie erhebt sich jetzt, und der Strauß fällt zu Boden.

„Anna, du hast mich die ganze Zeit über zum besten gehabt. Du sagst, die Geschichte sei alt, und der Mann sei lange tot. Aber ich weiß ja, daß Ebba Dohna vor kaum fünf Jahren starb, und du sagst ja, daß du alles miterlebt hättest. Du bist nicht alt. Sage mir nun, wer der Mann ist.“

Anna Stjärnhök fing an zu lachen.

„Du wolltest ja eine Liebesgeschichte. Nun hast du eine gehört, die dich Tränen und Unruhe gekostet hat.“

„Soll das bedeuten, daß es eine ausgedachte Geschichte war?"

„Nichts weiter als Erdichtung und Lüge, sage ich dir!"

„Du bist schlecht, Anna!"

„Das kann wohl sein. Ich bin auch nicht gar zu glücklich, kann ich dir sagen. – Aber die Damen sind erwacht, und die Herren kommen in den Salon. Laß uns hineingehen!"

Auf der Schwelle hält Gösta Berling sie zurück, er war gekommen, um die jungen Damen aufzusuchen.

„Sie müssen mit mir Geduld haben"; sagte er lachend. „Ich werde Sie nur zehn Minuten quälen, aber Sie müssen jetzt einige Verse anhören.“

Er erzählte ihnen, daß er in der vergangenen Nacht so lebhaft geträumt habe wie selten zuvor, und zwar habe er geträumt, daß er Verse schriebe. Er, den die Leute den „Dichter“ nannten, obwohl er bisher diesen Beinamen ganz unschuldigerweise getragen habe, halb schlafend, halb wachend, zu schreiben begonnen. Am nächsten Morgen habe er auf seinem Schreibtisch ein ganzes Gedicht gefunden. Er hätte sich selber niemals dergleichen zugetraut. Nun sollten die Damen es hören. Und er liest:

„Der Mond ging auf; sein schimmern Licht erstrahlt in weiter Runde, versilbernd des Altanes Rebenranken,

an dessen Seiten Feuerlilien schwanken.
Und alt und jung erquicken des Abends holde Feierstunde.
Wir saßen schweigend. Doch im Herzen klangen
die alten Weisen, die von Liebe sangen.
Aus fernen Zeiten tragen sie uns her so manche Kunde.
Wir sahn empor zum blauen Himmelsbogen,
vom Glanz der Sterne leuchtend überzogen.

Resedenduft steigt lieblich auf von stillen Gartenbeeten,
aus den Gebüschschleichen still die Schatten
hin über leuchtend helle Rosenmatten.
So will der Geist, erlöst von der Erdschwere Ketten,
hin zu dem lichten, blauen Raum entschwinden
zu Sphären, die er nimmer kann ergründen.
Wie wollte nun vor der Gefühle Spiel man sich erretten
im Schattenspiel der Nacht, der sternklaren,
beim kummerschweren Duft der Blütenscharen?

Die Rose dort läßt stumm die blassen Blätter niederfallen,
eh' noch der Sturm zum Opfer sie gezwungen.
So sei des Lebens letzter Ton gesungen,
hinschwindend wie die Rose, wie ein Klang in weiten Hallen.
Warum den Frieden der Natur, den süßen,
zerstören nur des Legens Wahn genießen?
Der Tod ist unsres Lebens Lohn. Drum lassen wir es fallen.
Und wollen klaglos still von dannen gehen,
Stumm wie der Rose Blätter bleich verwehen.

Scheu flatterte die Fledermaus auf ihre dunklen Schwingen,
verschwand und tauchte auf im Mondenscheine,
wo er am hellsten schien am Waldesraine.
Da stieg die Frage auf aus der beklommenen Seele Ringen,
die Frage, schwer wie Kummer, alt wie Schmerzen,
die bang bedrückt alle Menschenherzen:
Wohin führt unser Weg? Was wird der Todespfad uns bringen?
Wenn wir auf grünen Angern nicht mehr wandern,
wer zeigt dann des Geistes Weg dem andern?

Da lehnte sie das Haupt, die zarte Wange an meine Brust.
Sie, die mich liebte, flüsterte ganz leise:
O glaube nicht, daß einst auf diese Weise

die Seelen in die Weite ziehen. Ich bin mir des bewußt,
daß, wenn ich sterbe, sich in deiner Seele
mein heimatloser Geist die Stätte wähle.
O welche Angst! Vor Kummer will mein Herz zerspringen. Die Luft der Liebe soll
dahin sein? Tod uns scheiden?
War dies ihr letzter Kuß? O Nacht der Leiden!

Die Jahre flohn. Oft sitz ich dort in stillen dunklen Nächten.
Der Mondschein schimmert auf den Rebenranken.
Sein Licht erweckt mit Graun, in dem Gedanken,
daß er allein es weiß, wie Tränen auf die braunen Flechten
herniedertauten, wenn mein Lied ich küßte.
O Qualen der Erinnerung! Daß ich wüßte,
die schweren Strafen, mir beschieden von den Mächten.
Denn nimmer habe Ruhe ich gefunden,
seit ihre Seele ich an mich gebunden!

„Gösta,“ sagt Ana in scherzendem Tone, während ihr die Kehle
vor Angst wie zugeschnürt ist, „man sagt von dir, daß du mehr Dichtungen
erlebt hast, als andere erdacht haben, die ihr Leben lang nur
dichteten, aber du tätest wirklich am besten, bei deiner Art und Weise
zu bleiben. Das hier war Nachtarbeit.“

„Du bist nicht nachsichtig, Anna.“

„Schämst du dich nicht, herzukommen, um uns zu Tod und Elend
vorzulesen?“

Gösta hörte ihr nicht mehr zu. Seine Blicke sind auf die junge Gräfin
gerichtet. Sie sitzt ganz starr und unbeweglich wie eine Bildsäule
da. Er glaubte sie einer Ohnmacht nahe.

Mit unendlicher Mühe sagte sie nur das eine Wort: „Geh!“

„Wer soll gehen? Soll ich gehen?“

„Der Pfarrer soll gehen“, stammelt sie hervor.

„Elisabeth, sei doch ruhig!“

„Der Trunkenbold soll aus meinem Hause hinaus!“

„Anna, Anna, was meint sie damit?“ fragte Gösta.

„Es ist am besten, daß du gehst, Gösta.“

„Weshalb soll ich gehen? Was bedeutet das alles?“

„Anna, sage ihm, sage ihm ...“

„Nein, Elisabeth, sage du es ihm selber!“

Die Gräfin beißt die Zähne zusammen und unterdrückt ihre Erregung. Sie geht auf ihn zu und sagt:

„Herr Berling, Sie haben eine merkwürdige Begabung, die Leute vergessen zu machen, wer Sie sind. Ich habe das bis heute nicht gewußt. Ich habe soeben die Geschichte von Ebba Dohnas Tod gehört und daß die Kunde, einen Unwürdigen geliebt zu haben, sie getötet hat. Ihr Gedicht hat mir klargemacht, daß Sie dieser Mann sind. Ich kann es nicht begreifen, daß Sie mit ihrer Vergangenheit sich in anständiger Damengesellschaft zeigen. Das kann ich nicht verstehen, Herr Berling. Bin ich jetzt deutlich genug?“

„Das sind Sie, Frau Gräfin. Ich will nur ein einziges Wort zu meiner Rechtfertigung sagen. Ich war überzeugt, die ganze Zeit her überzeugt, daß Sie alles von mir wüßten. Ich habe niemals versucht, irgend etwas zu verbergen, aber es ist doch kein Vergnügen, die schwersten und bittersten Unglücksfälle seines Lebens auf den Gasen auszuschreiben.“

Er geht.

Und in demselben Augenblick setzt die Gräfin Dohna den schmalen Fuß auf den kleinen Strauß von blauen Blumen.

„Jetzt hast du getan, was ich wollte,“ sagte Anna Stjärnhök in hartem Tone zu der Gräfin, „aber nun ist es auch mit unserer Freundschaft aus. Du sollst nicht etwa glauben, daß ich dir deine Grausamkeit gegen ihn verzeihen könnte. Du hast ihn hinausgewiesen, verhöhnt und verletzt, ich aber würde ihm ins Gefängnis, zum Pranger folgen, wenn es not täte. Ich bin es, die ihn bewachen, beschützen wird. Du hast getan, was ich wollte, aber ich werde es dir niemals verzeihen.“

„Aber Anna, Anna!“

„Glaubst du, daß ich dir all das leichten Gemütes erzählt habe? Habe ich nicht hier gesessen und mir das Herz stückweise aus meiner Brust gerissen?“

„Weshalb tatest du es aber?“

„Weshalb? Deshalb, weil ich nicht wollte – nicht wollte, daß er

der Geliebte einer verheirateten Frau würde ...“

Mamsell Marie

Es war ein gesegnetes kleines Erdenfleckchen – jener viereckige, von einer Ligusterhecke geschützte Rosengarten. In den Ecken befanden sich Fliederlauben mit Holzbänken, und ringsum sah man Blumenbeete in Form von Herzen und Sternen, dazwischen schmale Wege mit weißem Seesand bestreut. An drei Seiten wird der Rosengarten vom Walde begrenzt. Ebereschen und Faulbaum mischen ihren Duft unter den des Flieders, weiterhin sieht man einige Birken stehen, und dann breitet sich der Tannenwald aus, der richtige Wald, schweigend und dunkel, moosig und knorrig.

Und an der vierten Seite des Rosengartens liegt ein kleines, graues Häuschen. Es gehörte vor sechzig Jahren der alten Frau Moreus in Svartsjö, die sich dadurch ernährte, daß sie Bettdecken für die Bauern stickte und bei Festlichkeiten kochte.

Die alte Frau Moreus war damals Besitzerin mancher Dinge. Sie besaß diese kleine Häuschen an der Landstraße und drei heitere, fleißige Töchter. Sie hatte ein paar Sparpfennige in der Truhe, einige starre Seidenschals, Stühle mit steifen Rückenlehnen und allerlei Kenntnisse, die für Leute, die ihr Brot verdienen müssen, nützlich sind.

Aber das Beste, was sie besaß, waren ihr Stickrahmen, der ihr das ganze Jahr über Arbeit schaffte, und der Rosengarten, der ihr Freude machte, solange der Sommer währte.

Frau Moreus' kleines Häuschen beherbergte auch eine Mieterin, eine kleine, dürre Mamsell von ungefähr vierzig Jahren, die ein Giebelstübchen auf dem Boden bewohnte. Mamsell Marie, wie sie stets genannt wurde, hatte ihre eigenen Ansichten über viele Dinge, wie sie jemand bekommt, der viel allein sitzt und die Gedanken das umkreisen läßt, was er mit eigenen Augen gesehen hat.

Mamsell Marie glaubte, daß die Liebe die Wurzel und Ursache alles Bösen in dieser kummervollen Welt sei.

Sie pflegte jeden Abend vor dem Einschlafen ihre Hände zu falten und ihr Abendgebet herzusagen. Nachdem sie das Vaterunser und den Abendsegen gebeten hatte, schloß sie stets damit, Gott drum zu bitten, sie vor der Liebe zu bewahren.

„Es würde nur ein Elend werden“, sagte sie. „Ich bin alt und häßlich und arm. Nein, wenn ich mich doch nur niemals verlieben möchte!“

Sie saß tagaus, tagein oben in ihrer Bodenkammer und stickte Gardinen und Decken in Filet, die sie dann an Bauern und Herrschaften verkaufte. Sie war nahe daran, sich ein eigenes Häuschen zusammenzusticken.

Denn es war ihr Traum, ein kleines Häuschen auf dem Aussichtshügel, genau der Kirche gegenüber, zu besitzen, ein Häuschen, das hoch auf einem Berge lag, so daß man eine ganz freie Aussicht hatte. Aber von der Liebe wollte sie nichts hören.

Wenn sie an Sommerabenden die Violinen vom Kreuzwege her erklingen hörte, wo der Spielmann auf dem Zaunpfahl saß und wo die Jugend sich im Tanze drehte, daß der Staub emporwirbelte, so machte sie einen langen Umweg durch den Wald, um nur nichts davon zu hören und zu sehen.

Wenn die Bauernbräute am zweiten Weihnachtsfeiertage kamen, um sich von Frau Moreus und ihren Töchtern ankleiden zu lassen, wenn sie mit Myrtenkränzen und hohen Kronen von Seide und Glasperlen, mit prächtigen Seidenschärpen und Busensträußen von künstlichen Rosen geschmückt wurden, und wenn man ihre Röcke mit Girlanden und Taftblumen besetzte, so stand sie auf und ging in ihr Zimmer, um nichts zu sehen, wie man sie für die Liebe aufputzte.

Und wenn die Moreus-Mädchen an Winterabenden am Stickrahmen saßen und das große Zimmer links vom Eingang vor Gemütlichkeit strahlte, wenn die über der Glut des Kaminfeuers aufgehängten Äpfel schwankten und briesen, wenn der schöne Gösta Berling oder der gute Ferdinand zu Besuch kamen und das Zimmer von Munter-

keit, Scherz und Neckerei widerhallt, dann rollte sie verdrießlich ihre Stickarbeit zusammen und ging ihrer Wege, denn sie haßte die Liebe und ihr gefährliches Spiel.

Aber sie kannte die Übeltaten der Liebe, und von ihnen wußte sie zu erzählen. Sie wunderte sich, daß die Liebe sich noch auf Erden zu zeigen wagte, daß sie nicht zurückgeschreckt wurde von den Klagen der Verlassenen, von den Verwünschungen derer, die sie zu Verbrechen gemacht hatte, vom Wehruf derer, die sie in ihre verhaßten Fesseln geschlagen hatte. Sie wunderte sich, daß ihre Schwingen sie so leicht und frei trafen konnten und daß sie nicht belastet von Qual und Scham in unbekannte Tiefen hinabgesunken sei.

Auch sie war jung gewesen wie alle anderen, aber an der Liebe hatte sie nie gehangen. Niemals hatte sie sich zu Tanz und Zärtlichkeit verlocken lassen. Die Gitarre ihrer Mutter hing verstaubt und ohne Saiten auf dem Boden. Sie hatte niemals zarte Liebeslieder zu ihrem Klange gesungen.

Die Rosenstöcke ihrer Mutter standen in ihrem Fenster. Sie begoß sie kaum. Sie liebte die Blumen nicht, diese Kinder der Liebe. Die Blätter hingen staubig herab. Die Spinnen spielten zwischen den Zweigen, und die Knospen entfalteten sich niemals.

Und in Frau Moreus' Rosengarten, wo die Schmetterlinge umherflatterten und die Vögel sangen, wo duftende Blumen den schwärmenden Bienen ihre Liebesbotschaft sandten, wo alles von der verhaßten Liebe sprach, dorthin setzte sie nur selten ihren Fuß.

Aber da geschah es, daß die Svartsjöer Gemeinde in ihrer Kirche eine Orgel aufstellen ließ. Es war im Sommer vor dem Jahre, in dem die Kavaliere herrschten. Ein junger Orgelbauer kam dorthin. Auch er mietete sich bei Frau Moreus ein, und auch er bekam ein kleines Giebelstübchen auf dem Boden.

Und dann stellte er die Orgel auf, die so wunderliche Töne hat, deren furchtbare Posaunenstimme, plötzlich einen friedlichen Psalm unterbricht – niemand weiß, woher und wie – und die die Kindern in der Weihnachtsmesse weinen macht.

Man hätte vielleicht bezweifeln können, daß der junge Orgelbauer

ein Meister in seinem Fache sei. Aber sicherlich war er ein fröhlicher Bursche mit sonnigen Augen. Er hatte für jedermann ein freundliches Wort, für arm und reich, für jung und alt. Und bald war er gut Freund mit seinen Wirtsleuten, ach mehr als ein Freund.

Wenn er abends von der Arbeit heimkehrte, dann fielt er für Frau Moreus die Gardrocken und arbeitete an der Seite der jungen Mädchen im Rosengarten. Denn deklamierte er „Arel“ und sang „Frithjof!“. Auch hob er Mamsell Maries Garnknäuel auf, sooft sie es auch fallen ließ, ja er brachte sogar ihr Penduel in Gang.

Er verließ keinen Ball, ohne mit allen getanzt zu haben, von der ältesten Frau bis zum jüngsten Backfisch.

Und wenn ihn irgendein Mißgeschick traf, so setzte er sich neben das erste weibliche Wesen, dem er gerade begegnete, und machte es zu seiner Vertrauten. Ja, er war ein Mann, wie ihn die Weiber erträumen! Das soll nicht etwa heißen, daß er mit irgendeiner von Liebe sprach. Als er jedoch einige Wochen in Frau Moreus' kleinem Giebelstübchen gewohnt hatte, waren alle Mädchen in ihn verliebt, und sogar die arme Mamsell Marie wußte, daß sie ihre Gebete vergeblich zum Himmel gesandt hatte.

Das waren Zeiten des Kummers und der Freude. Tränen fielen auf den Stickrahmen und verwischten die Kreidestiche. Eine blasse Träumerin saß so manchen Abend in der Fliederlaube, und oben in Mamsells kleiner Kammer erklangen die frisch aufgespannten Saiten der Gitarre zu den zarten Liebesliedern, die sie von ihrer Mutter erlernt hatte.

Aber der junge Orgelbauer ging immer sorglos und heiter umher und verteilte sein Lächeln und seine Freundlichkeiten unter diese sehnsüchtigen Frauen, die sich um seinetwillen entzweiten, wenn er fern von Hause seiner Arbeit nachging. Und endlich kam der Tag, an dem er abreisen mußte.

Das Karriol stand vor der Tür. Der Reisekoffer war auf der Hinterseite des Wagens festgeschnürt, und der junge Mann nahm Abschied. Er küßte Frau Moreus die Hand, nahm die weinenden Mädchen in den Arm und küßte sie auf die Wange. Er weinte selber darüber, daß

er reisen mußte, denn er hatte in dem kleinen, grauen Häuschen einen herrlichen Sommer verlebt. Zuletzt sah er sich nach Mamsell Marie um.

Da kam sie in ihrem besten Staat von der alten Bodentreppe herab. Die Gitarre hing an einem breiten, grünen Seidenbande um ihren Hals, und sie hielt einen Strauß Monatsrosen in der Hand, denn in diesem Jahre hatten ihre Monatsrosenstöcke Blüten getragen. Sie blieb vor dem jungen Manne stehen, griff in die Saiten der Gitarre und sang:

Du ziehest von hinnen. Ob kehre zurück!
Du siehst deine Freunde nun weinen!
Wir lieben dich innig und wünschen dein Glück
In Värmelands Wäldern und Hainen.“

Darauf steckte sie die Blumen in sein Knopfloch und küßte ihn mitten auf den Mund. Und dann verschwand sie wieder auf der Bodentreppe.

Die Liebe hatte sich an ihr gerächt. Aber sie klagte niemals mehr über sie. Ihre Gitarre wurde nicht mehr beiseite gelegt, und sie vergaß niemals mehr, die Rosenstöcke ihrer Mutter zu pflegen.

Sie hatte die Liebe mit all ihren Qualen, ihren Tränen, ihrer Sehnsucht lieben gelernt, und sie sagte fortan:

„Es ist besser, um ihretwillen traurig, als ohne sie heiter zu sein.“

* *
*

Als Gösta Berling von der jungen Gräfin auf Borg hinaus gewiesen worden war und die Haustür hinter sich geschlossen hatte, sah er einige Schlitten in Borg ankommen. Er warf einen Blick auf die kleine Dame, die im vordersten Schlitten daß, dann eilte er fort, um nicht erkannt zu werden, denn es war die berühmte Gräfin Märta Dohna, die eben angelangt war.

Sie war die lustigste und törichtste der Frauen. Die Lebensfreude hatte sie auf ihren Thron gehoben und sie zur Königin gemacht. Spiel und Lachen waren ihre Untertanen.

Spiel, Tanz und Abenteuer waren ihr bei Verteilung der Lebenslose zugefallen. Sie erreichte nun bald ihr fünfzigstes Jahr, aber sie gehörte zu den Weißen, die nicht nach der Anzahl der Jahre fragen, und sie pflegte zu sagen: „Wer den Fuß nicht zum Tanze erheben kann, oder wessen Mund nicht zu lächeln vermag, der ist alt. Er kennt die entsetzliche Last der Jahre, ich kenne sie nicht.“

In den Tagen ihrer Jugend war der Thron der Freude nicht unerschüttert geblieben, aber der Wechsel und die Unsicherheit vermehrten nur das Behagen an ihrem lustigen Dasein, Ihre Majestät mit den Schmetterlingsflügeln machte an einem Tage eine Kaffeegesellschaft bei den Hofdamen im Stockholmer Schloß mit, tanzte am nächsten Tage im Frack und mit dem Knotenstock in Paris, sie besuchte Napoleons Feldlager, sie fuhr mit Nelsons Flotte auf dem blauen Mittelmeer, sie wohnte einem Kongreß in Wien bei, sie wagte sich in der Nacht vor einer berühmten Schlacht nach Brüssel zum Ball.

Und wo nur Fröhlichkeit herrschte, da war auch Gräfin Märta Dohna zu finden, ihre erwählte Königin Tanzend, spielend, scherzend jagte Gräfin Märta in der Welt umher. Was hatte sie nicht gesehen, was hatte sie nicht erlebt? Sie hatte tanzend Throne zum Wanken gebracht, um Fürstentümer Ekarté gespielt, durch Scherze verwüstende Kriege heraufbeschworen! Lustigkeit und Torheit gehörten zu ihrem Leben und würden immer dazu gehören. Ihre Füße waren nicht zu alt zum Tanze, ihr Herz nicht zu alt für die Liebe. Wann wäre sie jemals der Maskeraden und Komödien, der heiteren Geschichten und der wehmütigen Lieder müde geworden?

Wenn die Freude in der zum Schlachtfeld verwandelten Welt heimatlos geworden war, pflegte Gräfin Märta für längere oder kürzere Zeit in das alte Grafenschloß am langen Löfvensee ziehen. Das hatte sie auch getan, als ihr die Fürstin und deren Höfe zur Zeit der heiligen Allianz zu trübselig geworden waren. Während eines solchen Besuches hatte sie es für gut befunden, Gösta Berling zum Informator ihres Sohnes zu machen. Sie pflegte sich dort oben wohlzufühlen. Niemals hatte die Freude ein herrlicheres Reich besessen. Dort gab es Spiel und Gesang, abenteuerlustige Männer und schöne, heitere Frau-

en. Dort fehlte es nicht an Festgelagen und Bällen, nicht an Kahnfahrten auf mondbestrahlte Seen, weder an Schlittenfahrten und dunkle Wälder noch an herzerschütternden Begebenheiten und an der Liebe Kummer und Leid.

Aber seit dem Tode ihrer Tochter hatte sie ihre Besuche auf Borg eingestellt. Sie hatte es seit fünf Jahren nicht betreten. Jetzt kam sie, um zu sehen, wie ihre Schwiegertochter das Leben hier oben inmitten der Tannenwälder, der Bären und der Schneewehen aushielte. Sie betrachtete es als eine Pflicht, nachzusehen, ob der dumme Hendrik sie mit seiner Langweiligkeit nicht zu Tode gepeinigt habe. Nun würde sie der milde Engel des Hausfriedens werden. Sonnenschein und Glück lagen ihren vierzig Lederkoffern verpackt, Lustigkeit hieß ihre Kammerzofe, Scherz ihr Kutscher, Spiel ihre Gesellschaftsdamen.

Und als sie die Treppenstufen hinaufeilte, fand sie offene Arme. Ihre alten Zimmer im Untergeschoß warteten auf sie. Ihre Diener, ihre Gesellschaftsdame, ihre Kammerjungfer, ihre vierzig Lederkoffer, ihre dreißig Hutschachteln, ihre Necessaires, Schals und Pelze, alles kam allmählich ins Haus. Überall herrschte Unruhe und Lärm. Türen wurden aufgerissen und zugeworfen, es war ein fortwährendes Treppenlaufen. Man merkte deutlich, daß Gräfin Märta angekommen war.

* * *

Es war ein Frühlingsabend, ein besonderes schöner Abend, obgleich man sich erst im April befand und das Eis noch nicht geschmolzen war. Mamsell Marie hatte ihr Fenster geöffnet. Sie saß oben in ihrem Zimmer und sang zur Gitarre.

Sie war so sehr in ihr Spiel und in ihre Erinnerungen vertieft, daß sie es nicht merkte, wie ein Wagen angefahren kam und vor dem Häuschen anhielt. Im Wagen saß Gräfin Märta, und sie hatte ihre Freude daran, Mamsell Marie zu beobachten, die mit der Gitarre um den Hans saß und, die Augen zum Himmel erhoben, alte abgedroschene Liebeslieder sang.

Endlich stieg die Gräfin aus dem Wagen und trat ins Haus, wo die guten Mädchen am Stickrahmen saßen. Sie war niemals hochmütig:

Der Wind der Revolution hatte sie umweht und ihr frische Luft in die Lungen geblasen.

Sie könne nicht dafür, daß sie eine Gräfin sein, sagte sie; sie wolle aber jedenfalls ein Leben führen, wie es ihr behage. Sie amüsierte sich ebensogut auf Bauernhochzeiten wie auf Hofbällen. Wenn keine anderen Zuschauer vorhanden waren, so spielte sie vor ihren Mägden Theater, und sie verbreitete Freude und Heiterkeit in jeder Gesellschaft, in der sie sich mit ihrem hübschen, kleinen Gesichtchen und mit ihrer übersprudelnden Lebenslust zeigte.

Sie bestellte Decken bei Frau Morens und lobte die Mädchen. Sie sah sich im Rosengarten um und erzählte von ihren Reiseabenteuern. Sie erlebte stets Abenteuer. Und zuletzt wagte sie sich auf die Bodentreppe hinauf, die beängstigend steil und schmal war, und suchte Mamsell Marie in ihrem Giebelzimmer auf.

Dort ließ sie ihre schwarzen Augen über das einsame, kleine Menschenwesen hinblitzen und umschmeichelte mit ihrer melodischen Stimme ihre Ohren,

Sie kaufte ihr Gardinen ab. Sie könnte dort oben in Borg nicht leben, ohne an allen ihren Fenstern Filetgardinen und auf allen Tischen Decken von Mamsell Marie zu haben.

Dann nahm sie die Gitarre und sang von Freude und Liebe, und sie erzählte ihr solche Geschichten, daß Mamsell Marie sich mitten in die lustige, brausende Welt versetzt fühlte. Und das Lachen der Gräfin hatte so viel Musik in sich, daß die frierenden Vögel im Rosengarten zu singen begannen, sobald sie es hörten, und ihr Gesicht, das kaum noch hübsch warm weil der Teint durch Schminke zerstört war, und weil ein Zug von roher Sinnlichkeit um den Mund lag, erschien Mamsell Marie dennoch so schön, daß sie sich wunderte, wie der kleine Spiegel dieses Antlitz verschwinden lassen konnte, nachdem er es einmal auf seiner blanken Fläche widergespiegelt hatte.

Als sie ging, küßte sie Mamsell Marie und bat sie, nach Borg hinaufzukommen.

Mamsell Maries Herz war so leer, wie es die kleinen Schwalbennester zur Weihnachtszeit sind. Sie war frei, aber sie seufzte nach

Fesseln wie ein im späten Alter freigelassener Sklave.

Es begann nun wieder eine Zeit voll Lust und Leid für Mamsell Marie, aber sie währte nicht lange, nur kurze acht Tage.

Die Gräfin holte sie unaufhörlich nach Borg ab. Sie spielte vor ihr Theater und erzählte von ihren Feiern, und Mamsell Marie lachte, wie sie nie zuvor gelacht hatte. Sie wurden sie besten Freundinnen. Die Gräfin erfuhr bald alles über den jungen Orgelbauer und den Abschied. Und in der Dämmerstunde mußte Mamsell Marie sich auf den Fenstertritt in dem kleinen blauen Kabinett setzen. Dann hängte sie ihr die Gitarre um den Hals und ließ sie Liebeslieder singen. Und die Gräfin setzte sich in den Hintergrund und sah, wie die dürre, magere Gestalt und der kleine, häßliche Kopf der alten Jungfer sich gegen den roten Abendschein anzeichneten, und sie sagte, daß die arme Mamsell einem schmachtenden Burgfräulein gliche. Doch in jedem ihrer Lieder handelte es sich um zärtliche Hirten und grausame Hirtinnen, und Mamsell Maries Stimme war die allerdünnste Stimme, die man hören konnte; und so wird es jedem begreiflich sein, daß die Gräfin ihre helle Freude an dieser Komödie hatte.

Natürlich fand auf Borg ein Fest statt, weil die Mutter des Grafen heimgekehrt war. Und wie immer ging es lustig her. Die Gesellschaft war nicht groß. Es waren nur die Nachbarn eingeladen.

Der Speisesaal lag im unteren Stockwerk, und nach dem Souper begaben die Gäste sich nicht wieder nach oben, sondern ließen sich in Gräfin Märtas Zimmer nieder, die auch unten lagen. Da nahm die Gräfin Mamsell Maries Gitarre und fing an, der Gesellschaft vorzusingen. Sie war eine lustige Dame, die Gräfin Märta, und so kam sie auf die Idee, Mamsell Marie zu kopieren. Sie wandte die Augen gen Himmel und sang mit einer dünnen, kreischenden Kinderstimme.

„O nein, o nein, Frau Gräfin!“ bat Mamsell Marie.

Aber der Gräfin machte es Spaß, und die meisten der Anwesenden konnten sich des Lachens nicht erwehren, obgleich sie fanden, daß es ein großes Unrecht gegen Mamsell Marie sei.

Die Gräfin nahm eine Handvoll getrockneter Rosenblätter aus einer Potpourrikruke, trat unter tragischen Gebärden vor Mamsell Ma-

rie hin und sang mit tiefer Rührung:

Du ziehest von hinnen. Ob kehre zurück!
Du siehst deine Freunde nun weinen!
Wir lieben dich innig und wünschen dein Glück
In Värnelands Wäldern und Hainen.“

Dann streute sie die Rosenblätter über Mamsell Mariens Kopf. Die Leute lachten, aber Mamsell Marie wurde ganz wild vor Wut. Sie sah aus, als wollte sie der Gräfin die Augen auskratzen.

„Du bist ein schlechtes Weib, Märta Dohna, keine anständige Frau sollte mit dir verkehren“, sagte sie.

Da wurde Gräfin Märta auch böse.

„Hinaus mit Ihr, Mamsell! Ich habe genug von Ihren Verrücktheiten!“ sagte sie.

„Ja, ich werde gehen“, antwortete Mamsell Marie, „aber erst will ich meine Decken und Gardinen bezahlt haben.“

„Die alten Fetzen!“ ruft die Gräfin. „Will Sie die alten Fetzen bezahlt haben! Nehme Sie sie mit! Ich will sie nie mehr sehen! Nehme Sie sie sofort mit!“

Und darauf wirft die Gräfin ihr die Decken zu und reißt die Gardinen herunter, denn nun ist sie in voller Raserei.

AM nächsten Tage bat die junge Gräfin ihre Schwiegermutter, sich mit Mamsell Marie auszusöhnen, aber die Gräfin wollte es nicht. Sie war ihr überdrüssig geworden

Gräfin Elisabeth jedoch fuhr hin und kaufte Mamsell Marie ihren ganzen Vorrat von Gardinen ab und hängte sie im ganzen oberen Stockwerk auf. Dadurch fühlte sich Mamsell Marie rehabilitiert.

Gräfin Märta neckte ihre Schwiegertochter oft wegen ihrer Vorliebe für Filetstickerei. Sie verstand es aber, ihre Wut zu verbergen und sie jahrelang frisch und neu zu erhalten. Sie war eben ein reichbegabtes Wesen, die Gräfin Märta Dohna.

Vetter Kristoffer

Oben im Kavaliersflügel war auch ein Mann, der einem alten Raubvogel glich. Er saß immer in der Kaminecke und paßte auf, daß das Feuer nicht erlosch. Er war struppig und grau. Der kleine Kopf mit der großen Nase und den geschlossenen Augen neigte sich an dem langen, mageren Halse trübselig über den braunen Pelzkragen herab den der Raubvogel trug sowohl im Sommer als auch im Winter einen Pelz.

Einst hatte er zu den Schwärmern gehört, die im Gefolge des großen Kaisers über Europa hingejagt waren, aber niemand hätte sagen können, welchen Namen und Titel er getragen hatte. Im Värmland wußte man nur, daß er in den großen Kriegen mitgekämpft hatte und daß er nach 1815 seinem undankbaren Vaterlande den Rücken kehren mußte. Er hatte bei dem schwedischen Kronprinzen Schutz gefunden, und dieser hatte ihm den Rat gegeben in dem fernen Värmland zu verschwinden. Es waren Zeiten gekommen, daß der , dessen Namen die Welt erbeben machte, froh sein mußte, wenn niemand seine einst gefürchteten Namen kannte

ER hatte dem Kronprinzen sein Ehrenwort gegeben, Värmland nicht zu verlassen und seinen Namen nicht unnötigerweise zu nennen. Und so wurde er mit einem Handschreiben des Kronprinzen, das ihn auf das allerwärmste empfahl, an den Major auf Eckeby gesandt. Und die Türen des Kavaliersflügels wurden ihm aufgetan.

Anfangs war man sehr neugierig, wer der berühmte Mann sei, der sich unter dem angenommenen Namen verberge. Aber allmählich verwandelte er sich in einen värmländischen Kavalier. Man nannte ihn überall Vetter Kristoffer, ohne recht zu wissen, weshalb er gerade diese Benennung erhalten hatte.

Aber für einen Raubvogel ist es nicht gut, im Käfig zu leben. Er ist natürlich an etwas anderes gewöhnt, als von Stange zu Stange zu

hüpfen und das Futter aus der Hand seines Wärters zu nehmen. Die Erregungen in Schlachten und Todesgefahr hatten einst sein Blut durchbraust. Der träge Frieden ekelte ihn an.

Zwar ist es richtig, daß auch die anderen Kavaliere keine zahmen Vögel waren, aber keiner hatte so brennend heißes Blut wie Vetter Kristoffer. Eine Bärenjagd war das einzige, was seine erschlafte Lebenslust aufzustacheln vermochte, eine Bärenjagd oder ein Weib, ein einziges Weib.

Er war aufgelegt, als er vor zehn Jahren Gräfin Märta zum erstenmal sah. Sie war damals bereits Witwe, ein Weib, wechselnd wie der Krieg, aufreizend wie die Gefahr, ein sprühendes, übermütiges Geschöpf. Er liebte sie.

Und nun saß er dort und wurde alt und grau, ohne ie zur Gattin begehren zu können. Er hatte sie seit fünf Jahren nicht mehr gesehen. Und er welkte und starb allmählich dahin, wie es gefangenen Adler zu ergehen pflegt. Mit jedem Jahr wurde er dürrer und frostiger. Er mußte immer tiefer in den Pelz und immer näher ans Feuer kriechen.

* *
*

Lächelnd ist der lockende Lenz gekommen. Die Natur fährt aus ihrem trägen Schlummer empor, und am blauen Himmel tummeln sich lustige Geister in wirbelndem Tanz. Farbige und bunt wie wilde Rosensträucher leuchten ihre Gesichter zwischen den Wolken hervor.

Die große Mutter Erde beginnt zu leben. Mutwillig wie ein Kind steigt sie aus dem Bade der Frühlingsflut, aus den Wasserstrahlen des Frühlingsregens. Die Steine und der Staub glänzen vor Luft. „Hinein in den Wirbel des Lebens!“ jubelt das kleinste Sandkörnchen. „Wir werden uns in der klaren Luft umherschwingen. Wir werden in erröten Mädchenwangen schimmern.“

Die lustigen Frühlingsgeister dringen mit der Luft und dem Wasser den Menschen in die Glieder, sie zappeln wie Aale im Wasser und bringen die Herzen in Schwingung. Überall erklingt derselbe Ton. Die leichten Frühlingsgeister hängen sich an Herzen und Blumen, an alles, was sich schwingen und was zittern kann, und sie läu-

ten es wie mit tausend Sturmglocken hinaus in alle Lande: „Luft und Freude, Freude und Luft! Er ist gekommen, der fröhliche Lenz ist da!“

O Vetter Kristoffer, du hast nun lange genug träumend im Kavaliersflügel gesessen! Auf, und trinke des Lebens strudelnden Wein in den hohen Schlössern! Wisse, Vetter Kristoffer, daß heute ein Brief an den Major angelangt ist, ein königliches Schreiben mit Schwedens Reichssiegel. Es wurde dem Major zugestellt, aber sein Inhalt betrifft dich. Es ist ein wundersamer Anblick, dich den Brief lesen zu sehen, du alter Raubvogel. Das Auge bekommt Glanz, und das Haupt erhebt sich. Du siehst die Tür des Käfigs offen, und der freie Weltenraum ist deinen staken Flügeln erschlossen.

* *
*

Vetter Kristoffer durchwühlt seine Kleidertruhe und zieht die ängstlich versteckte, goldgestickte Uniform hervor, legt sie an, drückt den federgeschmückten Hut auf den Kopf und sprengt auf seinem herrlichen weißen Reitpferde aus dem Hof von Ekeby.

Das ist doch etwas ganz anderes, als fröstelnd in einer Kaminecke zu sitzen. Nun sieht auch er, daß der Lenz gekommen ist.

Er hebt sich im Sattel und sprengt im Galopp davon. Der pelzgefütterte Dolman flattert. Die Hutfedern wehen. Der Mann ist gleich der Erde verjüngt. Auch er ist nach langer Winterruhe erwacht. Das alte Gold kann noch funkeln. Das kühne Kriegerantlitz unter dem Dreispitz hat einen stolzen Ausdruck.

Ein wunderbarer Ritt! Aus der Erde sprudeln die Bäche, sprießen Anemonen hervor, wenn er vorüberreitet. Die Zugvögel umjubeln kreischend den befreiten Gefangenen. Die ganze Natur nimmt an seiner Freude teil.

Herrlich wie ein Triumphator kommt er daher. Der Frühling reitet auf einer schwebenden Wolke voran. Und rund um Vetter Kristoffer tummeln sich ein Stab alter Waffenbrüder, die Pferde: dort steht das Glück im Sattel, und dort auf dem stattlichen Roß sitzt der Ruhm, und auf jenem feurigen Araber jagt die Liebe dahin. Wunderbar ist

der Ritt, wunderbar ist der Reiter. Die sprachkundige Drossel ruft ihm zu:

„Vetter Kristoffer, Vetter Kristoffer! Wohin willst du reiten, wohin willst du reiten?“

„Nach Borg, um zu freien, nach Borg, um zu freien“, antwortet Vetter Kristoffer.

„Fahr nicht gen Borg, fahr nicht gen Borg! Ein Lediger hat keine Sorg“, kreischte die Drossel ihm nach.

Er aber achtete ihrer Warnung nicht. Bergauf und bergab reitet er, bis er endlich angelangt ist. Er springt aus dem Sattel und wird zu den Gräfinnen geleitet.

Alles geht gut. Gräfin Märta ist gnädig gegen ihn. Er sieht, daß sie es nicht ablehnen wird, seinen glänzenden Namen zu tragen und in seinem Schloß zu herrschen. Er sitzt da und zögert den Moment der Begeisterung noch hinaus, in dem er ihr das königliche Schreiben vorweisen wird. Er genießt diese Erwartung.

Sie plaudert und unterhält ihn mit tausend Geschichten. Er lacht über alles, bewundert alles. Aber da sie in einem der Zimmer sitzt, in denen Gräfin Elisabeth Mamsell Mariens Gardinen aufgehängt hat, beginnt die Gräfin auch deren Geschichte zu erzählen. Und sie tut es so lustig, wie sie nur kann. Zuletzt sagt sie:

„Sehen Sie, so abscheulich bin ich! Hier hängen nun diese Gardinen, damit ich täglich und stündlich an mein Unrecht denke. Es ist eine Buße ohnegleichen. O diese grauenvolle Filetstickerei.“

Der große Krieger, Vetter Kristoffer, betrachte sie mit brennenden Blicken.

„Auch ich bin arm und alt“, sagte er, „und ich habe zehn Jahre lang in der Kaminecke gesessen und mich nach meiner Liebsten geseht. Werden Sie darüber auch lachen, gnädigste Gräfin?“

„Das ist etwas ganz anderes“, ruft die Gräfin aus.

„Gott hat mir mein Glück und mein Vaterland genommen und mich gezwungen, unter Fremden mein Brot zu essen“, sagt Vetter Kristoffer ernsthaft. „Das hat mich gelehrt, vor der Armut Achtung zu haben!“

„Sie auch!“ ruft die Gräfin und erhebt die Hände. „Wie die Menschen doch tugendhaft sind! Ach wie tugendhaft sie geworden sind!“

„Ja“, sagte er, „merken Sie es sich, Frau Gräfin, wenn unser Herrgott mir eines Tages Reichtum und Macht zurückgäbe, so würde ich besseren Gebrauch davon machen, als diese Güter mit einer solchen Welt dame zu teilen, einer geschminkten, herzlosen Meerkatze, die der Armut spottet.“

„Damit tun Sie recht, Vetter Kristoffer.“

Und so marschierte er aus dem Zimmer und reitet wieder nach Ekeby zurück. Aber nun folgen die Genien ihm nicht, die Drossel ruft ihn nicht an, und er kann den lächelnden Lenz nicht mehr sehen.

Er kam gerade nach Ekeby, als die Osterschüsse abgefeuert wurden, und als man die Osterhexe verbrannte. Die Osterhexe ist eine große Stroh puppe, deren Gesicht aus einem Fetzen besteht, auf dem Augen, Nase und Mund mit Kohle gezeichnet sind. Sie trägt die alten Kleider einer alten Vettel. Die langstielige Ofengabel und der Besen stehen neben ihr, das Saibenhorn hängt an ihrem Halse. Sie ist fix und fertig, auf den Blocksberg zu reiten.

Major Fuchs ladet seine Büchse und feuert Schuß auf Schuß in die Lüfte. Ein Haufen con dürrer Reisig wird angesteckt, die Trollhexe hineingeworfen, und bald brennt sie lustig und lichterloh. Die Kavaliere tun eben alles, was sie können, um nach alterprobtem Brauch die Macht des Bösen zu vernichten.

Vetter Kristoffer steht dabei und sieht mit finsterer Miene zu. Plötzlich reißt er das große königliche Schreiben unter dem Ärmelaufschlag hervor und schleudert es ins Feuer. Gott allein weiß, was er sich dabei denkt. Vielleicht bildet er sich ein, daß es Gräfin Märta selber wäre, die dort auf dem Scheiterhaufen verbrannte. Vielleicht meinte er, daß es nichts Wertvolles auf Erden gäbe, wenn diese Frau alles in allem doch auch nur aus Fetzen und Stroh bestand.

Er geht wieder nach dem Kavaliersflügel, facht das Feuer an und verwahrt die Uniform. Er setzt sich wieder in seine Kaminecke und wird von Tag zu Tag struppiger und grauer. Er stirbt allmählich ab, wie es alten Adlern in der Gefangenschaft zu ergehen pflegt.

Er ist nicht länger ein Gefangener; ihm liegt aber nichts daran, von seiner Freiheit Gebrauch zu machen. Die ganze Welt steht ihm offen. Das Schlachtfeld, die Ehre, das Leben harren seiner. Er aber hat nicht mehr die Kraft, seine Schwingen zum Fluge auszubreiten.

Lebenspfade

Mühselige Pfade müssen die Menschen hier auf Erden wandern. Wüstenpfade, Sumpfpfade. Felsenpfade.

Gösta Berling hat nun beschlossen, zu heiraten. Er sucht nur eine Braut, die arm genug, gering genug und verachtet genug für einen tollen Pfarrer wäre.

Schöne, edle Frauen haben ihn geliebt, aber sie wagen nicht, aufzustehen und um seine Hand zu werben. Der Verstorbene wählt unter den Verstorbenen.

Welche wird er erwählen? Welche wird er sich aussuchen?

Zuweilen kommt ein armes Mädchen aus einem öden Walddorf hoch oben in den Bergen herab, um in Ekeby Besen zu verkaufen. In diesem Dorfe, wo beständige Armut und großes Elend herrschen, gibt es viele, die nicht ihren vollen Verstand haben. Und das Mädchen mit den Besen gehört zu diesen.

Aber sie ist schön. Ihre starken schwarzen Haarflechten haben kaum auf ihrem Kopfe Platz, ihre Wangen sind fein gerundet, die Nase ist gerade und nicht groß, und die Augen sind blau. Sie zeigt den melancholischen, madonnengleichen Schönheitstypus, wie man ihn noch immer bei den schönen Mädchen an den Ufern des langen Lövvensees findet.

So hätte nun Gösta die Braut gefunden! Ein halbverrücktes Besenmädchen wäre wohl eine passende Frau für einen tollen Pfarrer.

Er brauchte nur nach Karlstadt zu reisen, um die Ringe zu besorgen, und dann sollten Sie am Ufer des Lövven wieder einen lustigen Tag haben. Mögen sie noch einmal über Gösta Berling lachen, wenn

er sich mit dem Besenmädchen verlobt und mit ihr die Hochzeit feiert! Mögen sie lachen! Hatte er schon jemals einen lustigeren Streich unternommen?

Mußte der Verstorbene nicht den Weg der Verstorbenen wandeln, den Weg des Zornes, den Weg des Kammers, den Weg des Unglücks? Was tut es, wenn er niederstürzt, wenn er verdirbt! Ist irgend jemand da, um ihn zurückzuhalten? Reicht ihm jemand die stützende Hand oder den erfrischenden Trank? Wo sind die kleinen Blumenelfen, wo sind die kleinen Märchenprinzessinnen, die Rosen auf die mühseligen Pfade streuen?

Nein, nein, die junge, sanfte Gräfin auf Borg wird Göstas Pläne nicht zerstören. Sie wird an ihren guten Ruf denken, an den Zorn ihres Gatten und an den Haß ihrer Schwiegermutter, sie wird nichts tun, um ihn zurückzuhalten.

Während des langen Gottesdienstes in der Kirche zu Svartsjö wird sie ihr Haupt beugen, ihre Hände falten und für ihn beten. In schlaflosen Nächten kann sie weinen und sich um ihn ängstigen. Sie streckt aber nicht die Hand aus, um ihn vom Rande des Abgrundes fortzuführen.

Gösta Berling liegt nichts daran, seine Erwählte in Seide und Schmuck zu hüllen. Er läßt sie ihrer Gewohnheit nach mit ihren Besen von Hof zu Hof ziehen, wenn er aber eines Tages alle vornehmen Männer und Frauen der ganzen Umgebung zu einem großen Gastmahl auf Ekeby versammelt haben wird, dann will er seine Verlobung ankündigen. Dann wird er das Mädchen aus der Küche hereinrufen, so wie sie von ihren langen Wanderungen ankommt, mit dem Staub und Schmutz der Landstraße auf ihren Sachen, vielleicht zerlumpt, vielleicht ungekämmt, mit verstörten Augen, mit einem wirren Redestrom auf den Lippen. Und er wird die Gäste fragen, ob er sich jetzt nicht eine schöne Braut erwählt habe, ob er der tolle Pfarrer auf eine so schöne Verlobte nicht stolz sein müsse, stolz auf dieses sanfte Madonnenantlitz, auf diese blauen, schwärmerischen Augen.

Es lag in seiner Absicht, daß niemand etwas vorher erfahren sollte, es gelang ihm jedoch nicht, das Geheimnis zu wahren, und eine von

denen, die es erfuhren, war die junge Gräfin Dohna.

Aber was kann sie tun, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen? Der Verlobungstag ist da, die Dämmerung des Abends senkt sich herab. Die Gräfin steht am Fenster des blauen Kabinetts und blickt nordwärts. Sie glaubt, fast Ekeby sehen zu können, obwohl ihre Tränen und der Nebel alles verdunkeln.

Sie erhebt bei dem Gedanken an die Sünde, die er gegen dieses arme, verlassene Kind auf sich laden wird, das nun verlockt werden soll ihn zu lieben, vielleicht nur für eines Tages Kurzweil. Vielleicht auch – und sie schauderte noch mehr vor der Sünde zurück, die er gegen sich selbst begeht –, um dieses Kind als drückende Bürde an sein Leben zu ketten und seinem Geist für immer die Kraft zu rauben, sich zur Höhe emporzuschwingen.

Und schließlich trug sie die Schuld. Sie hatte ihn mit einem Wort der Verdammung auf den Weg des Bösen hinausgestoßen. Sie, die gekommen war, um Segen zu bringen und Leid zu lindern, warum hatte sie noch einen Stachel in die Dornenkrone des Sünders gewunden?

Ja, nun weiß sie, was sie tun will. Sie wird die schwarzen Pferde vor den Schlitten spannen lassen. Sie muß über den Löfven fahren.

Aber dann denkt sie daran, daß solche eine Fahrt unmöglich sei. Das Eis schmilzt, es hat sich bereits vom Ufer losgerissen. Es liegt lose, geborsten da, ein unheimlicher Anblick. An manchen Stellen sieht man nur schwarze Tümpel, an anderen blendend weißes Eis, aber fast überall ist die See grau und schmutzig von geschmolzenem Schnee, und die Wege ziehen sich wie lange schwarze Furchen über die Oberfläche hin.

Wie kann sie an Fahren denken? Die alte Gräfin Märta würde es niemals gestatten. Sie muß den ganzen Abend neben ihr im Salon sitzen und ihre Hofgeschichten anhören.

Doch endlich kommt die Nacht, ihr Mann ist verreist, nun ist sie frei.

Fahren kann sie nicht, die Diener wagt sie nicht zu rufen, aber ihre Angst treibt sie aus ihrem Heim. Sie kann nicht anders.

Mühselig sind die Wege der Menschen auf Erden: Wüstenpfade, Sumpfpfade, Felsenpfade.

Doch womit soll man diesen nächtlichen Weg über geborstenes Eis vergleichen? Ein unsicherer, schwankender, schlüpfriger Weg, der Weg derer, die geschlagene Wunden heilen wollen, der Weg derer, die aufrichten wollen, der Weg des leichten Fußes, des schnellen Auges und des mutigen, liebevollen Herzens?

Mitternacht war vorüber, als die Gräfin Ekebys Ufer erreichte. Sie war auf dem Eise gefallen, hatte über breite Rinnen springen müssen, war über Stellen hingeeilt, über die das Wasser sprudelte, war ausgeglitten, hatte kriechen müssen.

Es war eine schwere Wanderung. Sie hatte dabei geweint. Sie war durchnäßt und müde, und draußen auf dem Eise hatten das Dunkel, die Öde und Leere ihr unheimliche Gedanken gebracht.

Zuletzt mußte sie bei Ekeby fußtief im Wasser warten, um das Ufer zu erreichen. Und dort angelangt, wußte sie nichts anderes zu tun, als sich auf den Stein zu setzen und vor Müdigkeit und Hilflosigkeit zu weinen.

Und doch ist diese junge vornehme Dame eine liebenswerte kleine Heldin. Zu ihrem lichten Heimatland ist sie solche Wege nicht gegangen.

Für sie handelt es sich nicht mehr um Süd oder Nord. Sie steht mitten im Leben. Sie weint nicht vor Heimweh. Sie weint, weil sie glaubt, daß sie zu spät käme.

Da kommen Menschen am Strande entlanggelaufen. Sie eilen an ihr vorüber, ohne sie zu sehen, aber sie hört die Worte:

„Wenn der Damm einstürzt, dann wird die Schmiede mitgerissen“, sagt der eine. „Und die Mühle und die Werkstätten und die Wohnungen der Schmiede“, fügt ein anderer hinzu.

Da faßt sie neuen Mut, steht auf und folgt ihnen.

* *
*

Die Mühle und die Schmiede von Ekeby lagen auf einer schmalen Landenge, die vom Björksjöfluß umbraust wird. Tosend stürzt er auf

die Landenge hinab, und um den bebauten Grund zu schützen, hatte man einen Damm gebaut, aber dieser war alt geworden, und die Kavaliere herrschten damals. Zu ihrer Zeit ging der Tanz über die Hügel der Hüttenwerke hin, und niemand nahm sich die Zeit, danach zu sehen, wie der Strom, die Kälte und die Zeit an dem alten Steindamm gearbeitet hatten.

Nun kommt die Frühjahrsflut, und der Damm beginnt zu wanken.

Die Wellen des Flusses brausen bei Ekeby im Wasserfall über eine gewaltige Granittreppe herab.

Berauscht von der Frühlingsluft, taumelnd von der neuerrungenen Freiheit, kommen diese wilden, erregten Wogen stürmend gegen die alte Steinmauer gerast. Es ist ein richtiger Ansturm, sie tragen große Eisschollen als Schützdächer herbei, Holzbalken werden zu Mauerbrechern, sie tosen, brausen, rasen gegen diese armen Mauern, bis es plötzlich den Anschein hat, als habe ihnen jemand ein Halt zugerufen. Sie weichen zurück, und ihnen folgt ein großer Stein, der sich vom Damme losgelöst hat und donnernd in den Strom versinkt.

Es sieht so aus, als wären sie erstaunt, sie verhalten sich ruhig, dann frohlocken sie, beratschlagen, und es geht von neuem los. Da sind sie wieder mit Eisschollen, Baumstämmen, mutwillig, unbarmherzig, wild, toll vor Zerstörungslust.

Wenn nur der Damm weg wäre, sagen die Wogen, wenn nur der Damm weg wäre, dann kämen die Schmiede und die Mühle an die Reihe.

Es ist der Tag der Freiheit ... fort mit den Menschen und ihrem Werk! Sie haben uns mit Kohlen berußt, sie haben uns mit Mehl bestaubt, sie haben uns ein Joch aufgelegt wie den Ochsen, sie haben uns verscheucht, uns eingezwängt, und durch Dämme gehemmt, und gezwungen, die schweren Räder zu treiben, die plumpen Holzstämme zu ragen. Aber jetzt werden wir unsere Freiheit erringen.

Der Tag der Freiheit ist gekommen! Hört es, ihr Wogen dort oben im Björksee, hört es, ihr Brüder und Schwestern in Moor

Und Sumpf, in Gebirgsbächen und in Waldquellen! Kommt, kommt! Stürzt euch in den Björksjöfluß herab, kommt mit frischen

Kräften, donnernd, zischend, bereit, den hundertjährigen Druck abzuschütteln! Das Bollwerk der Tyrannei soll fallen! Tod über Ekeby!

Und sie kommen – und lösen Stein um Stein, Erdschicht um Erdschicht von dem schwankenden Damm.

Aber warum lassen die Menschen diese wilden Wogen rasen, ohne Widerstand zu leisten? Ist Ekeby ausgestorben?

Nein, die Menschen sind da, eine verwirrte, rat- und hilflose Menschenschar. Die Nacht ist dunkel, sie erkennen einander nicht, sie hören ihre eigene Stimme nicht.

Die Glocken des Hüttenwerks läuten. Wer Ohren hat, höre! Der Strom ist über uns. Der Damm erbebt.

Die donnernden Wassermassen und die läutenden Glocken finden den Totengesang für Ekebys Ehre und Glanz.

Und Bote auf Bote eilt zum Gutshof hinauf, um die Kavaliere zu holen. Sind die jetzt in der Stimmung an Schmiede und Mühle zu denken? Die hundert Gäste sind in Ekebys weiten Sälen versammelt. Das Besenmädchen wartet draußen in der Küche. Der spannende Moment der Überraschung ist da. Der Champagner perlt in den Gläsern, Julius erhebt sich, um die Festrede zu halten. Alle die alten Abenteuerer auf Ekeby freuen sich auf die Verwunderung, die sich auf die Gesellschaft herabsenken wird. Da drinnen denkt niemand an das, was sich draußen in der dunklen, stürmischen Frühlingsnacht ereignet.

Der Augenblick ist gerade gekommen. Gösta steht auf und geht hinaus, um die Braut zu holen. Er muß über den Flur gehen, dessen große Türen weit offen stehen. Er blickt in die tiefdunkle Nacht hinaus ... und er hört, er hört ...

Wie Glockenläuten tönt das Brausen des Gießbaches. Er hört das Donnern des berstenden Eises, den stürmischen, höhnischen, sieghaften Freiheitssang der aufrührerischen Wogen.

Da stürzt er – alles andere vergessend – in die Nacht hinaus.

Weh euch, ihr aufrührerischen Wogen, jetzt ist Gösta Berling da, nun hat die Menge einen Führer; in den entsetzten Herzen flammt der Mut auf, die Verteidiger besteigen die Mauern, ein gewaltiger Kampf

beginnt.

„Licht müssen wir haben, vor allem Licht. Nehmt die Reisighaufen, trag sie auf den Abhang und zündet sie an! Das ist eine Arbeit für Weiber und Kinder! Nun schnell, der flammende Scheiterhaufen soll uns bei der Arbeit leuchten, und er wird durch seinen weiten Schein Helfer herbeirufen. Laßt ihn nicht verlöschen! Bringt Stroh und Reisig herbei, laßt die hellen Flammen zum Himmel auflodern!“ ruft Gösta gebieterisch.

„Und hier ist Arbeit für euch, ihr Männer. Hier sind Balken, hier sind Bretter, zimmert einen Notdamm, den wir vor diese berstenden Mauern hinabsenken können. Bringt die Steine und Sandsäcke herbei! Schwingt eure Äxte! Schnell, schnell an die Arbeit!

Und wo sind die Jungen? Herbei, herbei, ihr wilden Taugenichtse! Schafft Stangen und Bootshaken her. Und hinaus mit euch auf den Damm. Stoßt die Balken und die Eisschollen fort, haltet die losen Steine mit euren Händen fest. Wir wollen um jeden Zoll Erde kämpfen!“

Gösta selber steht am äußersten Rande des Dammes, der Boden wankt unter seinen Füßen, die Wogen donnern und rasen, aber sein wildes Herz freut sich der Gefahr, der Unruhe, des Kampfes.

Das Rettungswerk schreitet rüstig vorwärts, die Flammen lodern, die Äxte der Zimmerleute erdröhnen, und der Damm widersteht noch.

Auch die anderen Kavaliers und die hundert Gäste sind zum Wasserfall herabgekommen. Die Leute laufen von nah und fern herbei, alle arbeiten voller Eifer.

So, nun haben die Zimmerleute den Notdamm fertig, jetzt soll er hinabgesenkt werden. Haltet Steine und Sandsäcke, Bootshaken und Seile bereit, daß er nicht fortgerissen werde. Da erblickt Gösta gerade vor dem entscheidenden Augenblick ein Weib, das auf einem Stein am Ufer des Flusses sitzt. Er kann sie nicht klar und deutlich sehen, er fühlt aber, daß sie einen bestimmten Auftrag für ihn haben müsse.

Unter allen diesen Hunderten, die arbeiten und sich mühen, ist sie die einzige, die ruhig sitzt, und er muß die Blicke unaufhörlich auf

sie richten, er sieht niemand mehr außer ihr,

Sie sitzt so weit draußen, daß die Wellen ihre Füße umspülen und der Schaum über sie hinspritzt. Sie muß tiefend naß sein. Dunkel gekleidet, mit einem schwarzen Schal auf dem Kopfe, sitzt sie zusammengesunken da; sie hat das Kinn in die Hände gestützt und starrt unaufhörlich zu ihm hinüber. Er fühlt, wie diese starrenden Augen ziehen und locken, obgleich er nicht einmal ihr Antlitz erkennen kann, und er denkt, es müsse die Seenixe des Löfven sein, die gekommen ist, um ihn zu verlocken und zu verderben.

„Ich muß sie wahrhaftig fortjagen“, sagt er.

Er ergreift einen Bootshaken und eilt auf das Weib zu.

Ach Gösta, warum ist dein Platz in diesem entscheidenden Augenblick leer? Dort kommen sie mit dem Notdamm, eine lange Reihe von Männern steht auf dem Wellenbrecher. Sie halten Seile, Steine und Sandsäcke in Bereitschaft, sie warten und lauschen. Wo ist der Befehlshaber? Ist die gebietende Stimme nicht zu hören, die alles anordnete?

Und so müssen sie den Notdamm ohne ihn hinabsenken. Aber wie soll ein Werk ohne den Leiter ausgeführt werden? Es waltet keine Vorsicht, keine Ordnung. Die Wogen brausen wieder heran, sie brechen mit erneuter Wut gegen das neue Hindernis hervor, sie rollen die Sandsäcke fort, zerreißen die Seile, lockern die Steine, und es gelingt, es gelingt ihnen. Höhnend, jubelnd heben sie den ganzen Wall auf ihre starken Schultern. Nieder damit in den Löfven! Und vorwärts gegen den wankenden, hilflosen Steindamm.

Gösta Berling aber jagt der Seenixe nach. Sie hatte ihn gesehen, als er, den Bootshaken schwingend, auf sie zueilte. Sie bekam Angst. Es sah aus, als wollte sie sich ins Wasser stürzen, aber sie besann sich uns lief landeinwärts.

„Seehexe!“ ruft Gösta und schwingt den Bootshaken über ihr. Sie eilt ins Erlengebüsch am Ufer und verbirgt sich im dichten Gezweig.

Da wirft Gösta den Bootshaken fort, geht auf sie zu und legt die Hand auf ihre Schulter.

„Sie sind heute Nacht spät draußen, Gräfin Elisabeth!“

„Lassen Sie mich in Ruh“, Herr Berling, lassen Sie ich nach Hause gehen!“

Er gehorcht sofort und wendet sich ab.

Aber da sie ja nicht nur ein vornehme Damen, sondern eigentlich auch eine kleine gütige Frau ist, so kann sie den Gedanken nicht ertragen, jemand zur Verzweiflung gebracht zu haben; sie empfindet Reue, geht ihm nach und faßt seine Hand.

„Ich komme,“ sagt sie stammelnd, „ich komme, um ... O Herr Berling, Sie haben es doch nicht getan, sagen Sie, daß Sie es nicht getan haben! ... Ich habe mich so gefürchtet, als Sie mir nachliefen, aber ich wollte Sie ja gerade treffen. Ich wollte Sie bitte, nicht mehr an das zu denken, was ich Ihnen letzthin sagte, und wieder wie sonst zu uns zu kommen.“

„Wie sind Sie hergekommen, Frau Gräfin?“

Sie lachte nervös. „Ich wußte ja, daß ich zu spät kommen würde, aber ich wollte mit keinem davon reden, daß ich wegginge. Und übrigens wissen Sie doch, daß man nicht mehr über den See fahren kann.“

„Sind Sie über den See gegangen, Gräfin?“

„Ja freilich, aber Herr Berling, nun möchte ich es wissen. Sind Sie verlobt? Sie begreifen, daß ich wünschte, es wäre nicht der Fall. Es wäre so unrecht und ich empfand es doch, daß ich eigentlich an allem schuld sei. Sie hätten meine Worte nicht so sehr genau nehmen müssen. Ich bin eine Fremde, die des Landes Sitte und Brauch nicht kennt. In Borg ist es so leer, seit Sie nicht mehr hinkommen, Herr Berling.“

Gösta Berling, der dort zwischen den nassen Erlenbüschen auf sumpfigem Grunde steht, hat das Gefühl, es habe ihn jemand mit einem ganzen Arm voll Rosen überschüttet Er watet bis an die Knie in Rosen, sie leuchten im Dunkel vor seinen Augen, er saugt gierig ihren Duft ein.

„Haben Sie es getan?“ wiederholt sie. Er muß sich entschließen, ihr zu antworten, ihrer Angst ein Ende zu machen, obwohl er eine große Freude durch sie empfindet. Es wird so warm, so licht in sei-

nem Innern, wenn er daran denkt, welchen Weg sie gewandert ist, und wie naß, wie erfroren, wie ängstlich sie sein muß, wie tränenerstickt ihre Stimme klingt.

„Nein, ich bin nicht verlobt.“

Da ergreift sie nochmals seine Hand und streichelt sie. „Ich bin so froh“, sagt sie, und aus ihrer von Angst zusammengepreßten Brust dringt heftiges Schluchzen.

„Wie gut Sie sind, wie gut Sie sind!“ sagt er.

Und dicht neben ihnen stürmen die Wogen gegen Ekebys Ehre und Glanz an. Die Leute haben nun keinen Führer mehr, niemand spricht ihnen Mut und Hoffnung ein, nun stürzt der Wellenbrecher, die Wogen schlagen über ihm zusammen und brausen siegesgewiß auf die Landenge zu, wo die Mühle und die Schmiede stehen. Niemand kämpft dagegen an, jeder denkt nur daran, sein Leben u seinen Hausrat zu retten.

Es ist ganz selbstverständlich, daß Gösta die Gräfin nach Hause geleitet, er kann sie in der finsternen Nacht doch nicht allein lassen, sie nicht noch einmal einsam über das schmelzende Eis wandern lassen. Sie danken nicht einmal daran, daß er oben bei der Schmiede sein müßte, sie sind glücklich darüber, wieder Freunde zu sein. In dieser Nacht wagte eine jungen schöne Frau ihr Leben, ihre Ehre, ihren Ruf, ihre Gesundheit – alles nur, um einen armen Elenden auf den rechten Weg zurückzuführen. Und in dieser Nacht ließ Gösta Berling Macht und Glanz des geliebten Gutshofes fahren, um sie zu geleiten, die um seinetwillen die Furcht vor dem Tode, der Schande und der Strafe überwunden hatte.

Und doch war in ihren Seelen wohl nichts Verstecktes und Verbotenes, das überwunden oder unterdrückt werden mußte, als sie dort über das Eis wanderten und von allem plauderten, was während der Zeit ihrer Entzweiung geschehen war.

Er war wieder ihr Sklave, ihr Page, der ihr zu Füßen liegt, und sie ist seine Herrin.

Sie sind nur froh, nur glücklich. Keiner von ihnen redet ein Wort, das auf Liebe hindeutet.

Lachend patschen sie durch das Wasser am Ufer. Sie lachen, wenn sie den Weg finden, wenn sie ihn verlieren, wenn sie ausgleiten, wenn sie fallen, wenn sie wieder aufstehen, sie lachen über alles.

Dieses gesegnete Leben ist wieder ein lustiges Spiel, und sie sind Kinder, die unartig waren und sich zankten. Ach wie gut tut es, wieder versöhnt zu sein und das Spiel von neuem zu beginnen.

Gerüchte kamen und Gerüchte gingen. Nach einiger Zeit hörte Anna Stjärnhök die Geschichte von der Wanderung der Gräfin.

„Nun sehe ich, daß Gott nicht nur eine Saite auf seinem Bogen hat“, sagte sie. „Ich werde mein Herz zur Ruhe bringen und dort bleiben, wo man meiner bedarf. Er, der Allmächtige, wird auch ohne mich aus Gösta Berling einen rechten Mann machen.“

Die Buße

Am Morgen nach der Nacht, in der die Frühlingsflut in Ekeby die Mühle und die Schmiede zerstört hatte, kam der junge Graf mit dem Greifenkopf nach Borg zurück. Er war eben angelangt, als die Gräfin Märta ihn zu sich kommen ließ und ihm wunderliche Dinge erzählte.

„Deine Frau war heute Nacht auswärts, Hendrik. Sie war viele Stunden abwesend. Sie kam in Gesellschaft eines Mannes zurück. Ich hörte es, wie sie ihm gute Nacht sagte. Ich weiß auch, wer es war. Ich hörte sein Kommen und sein Gehen, obschon das wohl nicht beabsichtigt war. Sie betrügt dich, Hendrik. Sie betrügt dich, dieses scheinheilige Geschöpf, das Gardinen in Filetstickerei vor alle Fenster hängt, um mich zu kränken. Sie hat dich niemals geliebt, mein armer Junge. Ihr Vater wollte sie nur gut verheiraten. Sie nahm dich, um versorgt zu sein.“

Gräfin Märta verfocht ihre Sache so gut, daß Graf Hendrik in Wut geriet. Er wollte Scheidung nachsuchen. Er wollte seine Gattin zu ihrem Vater zurückschicken.

„Nein, mein Lieber,“ sagte Gräfin Märta, „auf diese Weise würde sie ganz und gar auf schlimme Abwege geraten. Sie ist verwöhnt und schlecht erzogen. Aber überlasse sie mir, ich werde sie auf den Weg der Pflicht zurückführen!“

Und der Graf rief seine Gattin herein, um ihr zu sagen, daß sie von nun an unter der Leitung seiner Mutter stehen würde.

Oh, welche Szene nun folgte! Eine beklagenswertere ist wohl in diesem dem Kummer geweihten Hause niemals gespielt worden.

Die junge Frau hatte viele böse Worte von dem jungen Manne anzuhören. Er streckte seine Hände zum Himmel empor und klagte ihn an, daß durch ein schamloses Weib sein Name in den Schmutz gezogen wäre. Er schüttelte seine geballten Fäuste gegen ihr Gesicht und fragte sie, welche Strafe sie für groß genug hielte, um ein solches Verbrechen zu sühnen.

Sie hatte gar keine Angst vor ihm. Sie glaubte fest, daß sie recht gehandelt hatte. Sie sagte ihm, daß sie bereist einen entsetzlichen Schnupfen bekommen hätte und daß diese Strafe wohl groß genug wäre.

„Elisabeth,“ sagte die Gräfin Märta, „das ist nicht die rechte Zeit für einen Scherz.“

„Wir beide haben uns niemals über die rechte Stunde für Scherz und Ernst einigen können“, antwortete die junge Frau.

„Aber du mußt dich begreifen, Elisabeth, daß keine ehrbare Frau mitten in der Nacht ihr Haus verlassen kann, um mit einem berüchtigten Abenteurer umherzustreifen.“

Da erkannte Elisabeth Dohna, daß ihre Schwiegermutter ihr Verderben beschlossen hatte. Sie begriff, daß sie bis zum äußersten kämpfen müsse, damit es jener nicht gelänge, ein furchtbares Unglück über sie zu bringen, und sie bittet:

„Hendrik, laß deine Mutter sich nicht zwischen und stellen! Laß mich dir erzählen, wie alles zugegangen ist. Du bist gerecht, du wirst mich nicht ungehört verdammen. Laß mich dir alles erzählen, und du wirst sehen, daß ich nur so handelte, wie du es mich lehrtest.“

Der Graf nickt zustimmend, und Gräfin Elisabeth erzählte nun,

wie sie dazu gekommen sei, Gösta Berling auf diese schlimmen Wege zu treiben. Sie erzählte alles, was sich in dem kleinen blauen Kabinett zugetragen hatte, und wie ihr Gewissen sie dazu getrieben habe, den zu erretten, dem sie unrecht getan habe. „Ich hatte ja gar kein Recht ihn zu verdammen,“ sagte sie, „und mein Mann hat nicht selbst gelehrt, daß kein Opfer zu groß sei, wenn man ein Unrecht gutmachen will. Nicht wahr, Hendrik?“

Der Graf wandte sich an seine Mutter.

„Was sagt meine Mutter hierzu?“ fragte er. Seine kleine Gestalt war ganz steif vor Würde, und seine hohe, schmale Stirn zeigte majestätische Falten.

Die Gräfin antwortete: „Ich sage, daß Anna Stjärnhök ein kluges Mädchen ist und daß sie wohl wußte, was sie tat, als sie Elisabeth diese Geschichte erzählte.“

„Meine Mutter beliebt mich mißzuverstehen“, sagte der Graf. „Ich fragte, was meine Mutter von dieser Geschichte denkt. Hat Gräfin Märta Dohna versucht, ihre Tochter, meine Schwester, zu überreden, sich mit einem abgesetzten Pfarrer zu vermählen?“

Gräfin Märta schwieg einen Augenblick. Ach, dieser Hendrik, wie dumm, wie dumm! Jetzt jagte er auf der falschen Fährte. Ihr Jagd hund verfolgte den Jäger selber und ließ den Hasen laufen.

„Lieber Freund,“ sagte sie mit einem Achselzucken, „es liegt ein Grund vor, alle diese alten Geschichten, die den unglücklichen Mann betreffen, ruhen zu lassen, derselbe Grund, um dessentwillen ich dich jetzt bitte, allen öffentlichen Skandal zu vermeiden. Es ist nämlich höchstwahrscheinlich, daß er in dieser Nacht umgekommen ist.“ Sie sprach in einem milden, bedauernden Tone; es war kein wahres Wort in dem, was sie sagte. „Elisabeth hat heute lange geschlafen und deshalb nicht gehört, daß bereits Leute ausgesandt worden sind, die in dieser Umgegend des Sees nach Gösta Berling fragten. Er ist nicht nach Ekeby zurückgekehrt, und man fürchtet, daß er ertrunken sei. Das Eis ist heute morgen aufgebrochen. Seht, der Sturm hat es in tausend Stücke zersplittert.“

Gräfin Elisabeth blickte hinaus. Der See lag fast klar vor ihr.

Da kommt sie sich selber erbärmlich vor. Sie hatte Gottes Gerechtigkeit entgehen wollen. Sie hatte gelogen und geheuchelt. Sie hatte sich in den weißen Mantel der Unschuld gehüllt.

Die Verzweifelte warf sich vor ihrem Gatten auf die Knie, und ein Bekenntnis drängte sich über ihre Lippen.

„Verurteile mich, verstoße mich! Ich habe ihn geliebt. Zweifle nicht daran, daß ich ihn geliebt habe! Ich zerraufe mein Haar, ich zerreiße meine Kleider vor Kummer. Alles ist mir nun gleichgültig, da er tot ist. Mir liegt nichts daran, mich zu wehren. Du sollst die ganze Wahrheit hören. Ich habe meinem Gatten meine Liebe entzogen und sie einem Fremden geschenkt. O ich Verworfenen, ich habe mich von dem Verbotenen besiegen lassen!“

Du junge Verzweifelte, liege dort zu Füßen deiner Richter und sage ihnen alles! Willkommen, Martyrium! Willkommen, o Schmach, willkommen! Oh, wie wirst du den Himmel zwingen können, seine Blitze auf dein junges Haupt herniederfahren zu lassen.

Sage deinem Ehegatten, wie du dich entsetztest, als die Leidenschaft gewaltig und unwiderstehlich über dich kam, wie du vor deines Herzens Erbärmlichkeit zurückschaudertest! Du wärest lieber Kirchhofsgespens tern begegnet als den Dämonen deiner eigenen Seele.

Sage ihm, wie du, aus Gottes Angesicht verbannt, dich unwürdig fühltest, den Erdboden zu berühren. In Gebet und Tränen hast du gekämpft. „O Gott, rette mich! Du Gottessohn, der du das Böse getötet hast, errette mich!“ hast du gebetet.

Sage ihm, wie du es für das beste hieltest, alles zu verbergen! Niemand sollte von deiner Erbärmlichkeit erfahren. Du glaubtest, daß es Gott wohlgefällig sein würde, so zu handeln. Du glaubtest auch, auf Gottes Wegen zu wandeln, da du den Mann retten wolltest, den du liebtest. Er wußte nichts von deiner Liebe. Er sollte nicht um deinetwillen verdammt sein. Wußtest du, was recht war? Wußtest du, was unrecht war? Das wußte Gott allein, und er hat dich gerichtet. Er hat dich auf den breiten heilbringenden Weg der Buße geleitet.

Sage ihnen, daß du weißt, es läge keine Erlösung in der Verheim-

lichung! Die Dämonen lieben das Dunkel. Mögen die Hände deiner Richter zu der Peitsche greifen! Die Strafe wird wie lindernder Balsam auf die Wunden der Sünde fallen. Dein krankes Herz sehnt sich nach Leiden.

Sagen ihnen alles, während zu am Boden auf den Knien liegst und die Hände in wildem Kummer ringst, in vollster Verzweiflung redend, den erlösenden Gedanken an Strafe und Entehrung mit gellendem Lachen begrüßest, bis dein Mann dich anfaßt und vom Boden emporreißt.

„Betrage dich so, wie es einer Gräfin Dohna geziemt, oder ich muß meine Mutter bitten, dich wie ein Kind zu züchtigen.“

„Tue mit mir, was du willst!“

Da fällt der Graf das Urteil:

„Meine Mutter hat für dich gebeten. Darum wirst du in meinem Hause weiterwohnen. Aber fortan wird sie es sein, die hier gebietet, und du wirst ihr gehorchen.“

* *

*

Sehet den Weg der Buße! Die junge Gräfin ist eine der geringsten unter allen Dienerinnen geworden. Wie lange, oh, wie lange?

Wie lange wird ein stolzes Herz sich beugen? Wie lange werden ungeduldige Lippen schweigen können, wie lange wird eine heftige Hand sich zurückhalten lassen?

Lieulich ist das Elend der Erniedrigung. Während der Rücken von der schweren Arbeit schmerzt, ist das Herz ruhig. Zu dem, der wenige Stunden auf einem harten Strohlager schlummert, kommt der Schlaf ungerufen.

Mag die ältere Frau sich immerhin in einen bösen Geist verwandeln, um die junge genügend peinigen zu können, sie dankt es ihrer Wohltäterin. Noch ist das Böse in ihr nicht erstorben. Jage die Schlafbedürftige jeden Morgen um vier Uhr aus dem Bett! Belaste die der Arbeit Ungewohnte mit einem unsinnigen Tagewerk bei der Drellweberei! Es ist wohlgetan. Die Büßerin hat vielleicht nicht die Kraft, die Geisel selber heftig genug zu schwingen.

Bei der großen Frühjahrswäsche läßt Gräfin Märta sie am Waschfaß im Waschhause stehen. Sie kommt selber, um ihre Arbeit zu prüfen. „Das Wasser in deinem Waschfaß ist zu kalt“, sagt sie, schöpft kochendes Wasser aus einem Topf und gießt es über ihre nackten Arme.

Kalt ist der Tag, an dem die Waschfrauen am See stehen und die Wäsche spülen müssen. Windstöße brausen daher und überschütten sie mit Schnee und Regen. Ihre Röcke sind triefendnaß und schwer wie Blei. Hart ist die Arbeit mit dem Waschholz. Das Blut spritzt unter den feinen Nägeln von Gräfin Elisabeth hervor. Aber sie klagt nicht.

Der Büßende kennt nur die Süßigkeit des Leidens. Die stacheligen Knoten der Geißel fallen weich, als wären es Rosenblätter, auf den Rücken der Verdammten.

Die junge Frau erfährt sehr bald, daß Gösta Berling lebe. Die Alte hat sie nur zu einem Geständnis verleiten wollen. Gleichviel! Das sind eben Gottes Wege! So leitet Gott den Sünder auf den Weg der Sühne.

Nur über eine Sache mußte sie sich ängstigen. Wie würde es ihrer Schwiegermutter ergehen, deren Herz sich um ihretwillen so verhärtet hatte? Ach, Gott würde ihr ein milder Richter sein. Denn sie mußte ja so böse sein, um der Sünderin zu helfen, Gottes Liebe wiederzugewinnen.

Sie wußte nicht, wie oft eine Seele, die jede Art von Genuß erprobt hat, dazu gelangt, ihre Befriedigung in der Grausamkeit zu suchen. Wenn Schmeicheleien und Liebkosungen, der Taumel des Tanzes und der Reiz des Spiels der ungeduldigen, verfinsterten Seele fehlen, dann taucht sie in ihre dunkle Tiefe hinab und holt die Grausamkeit hervor. Dann wird die Tier- und Menschenquälerei noch eine Quelle der Freude für die erschlafte Sinne.

Eines Abends geh Gräfin Märta durch die Wohnung und läßt sich von der jungen Gräfin mit einem Licht leuchten; diese trägt es ohne Leuchter in der Hand.

„Das Licht ist herabgebrannt“, sagt schließlich die junge Frau.

„Wenn das Licht abgebrannt ist, so mag der Leuchter brennen“, antwortet Gräfin Märta.

Und sie gehen weiter, bis der qualmende Docht auf der versenkten Hand erlischt.

Aber das sind nur Kindereien. Es gibt Seelenmartern, die alle Leiden des Körpers übersteigen.

Gräfin Märta ladet Gäste ein und läßt die Hausfrau selber an ihrem eigenen Tisch servieren.

Und das ist der große Tag der Büßerin. Fremde Menschen werden sie in ihrer Erniedrigung sehen. Sie werden sehen, daß sie nicht mehr würdig ist, an ihres Gatten Tisch zu sitzen. Oh, mit welchem Hohn werden diese verächtlichen, kalten Blicke auf ihr ruhen!

Aber es war schlimmer, dreifach schlimmer. Kein Blick begegnete den ihren. Alle am Tisch sitzen schweigend und traurig da, Männer und Frauen sind tief verstimmt.

Und sie will alles wie feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln. Ihre Sünde ist also schrecklich? Ist es eine Schande, in ihrer Nähe zu weilen?

Und siehe, da kommt die Versuchung: Anna Stjärnhök, die einstige Freundin, und der Oberlandrichter aus Munkerud, deren Tischnachbar, nehmen ihr die Bratenschüssel aus der Hand, als sie zu ihnen kommt, schieben einen Stuhl vor und wollen sie nicht fortlassen.

„Setze dich nieder, mein Kind, setze dich hierher! Du hast nichts Böses getan“, sagte der Richter.

Und einstimmig erklären alle Mittagsgäste, daß sie nicht länger am Tische sitzenbleiben werden, wenn sie nicht mit dabeisäße! Sie wären keine Henkersknechte. Sie ließen sich nichts von Märta Dohna befehlen. Sie wären nicht so leicht zu täuschen wie schafsköpfige Grafen.

„Oh, ihr guten Herren! Oh, ihr geliebten Freunde! Seid nicht so barmherzig! Ihr zwingt mich selber, meine Sünde zu bekennen. Ich habe jemand sehr, sehr lieb gehabt.“

„Kind, du weißt ja gar nicht, was Sünde ist. Gösta Berling wußte nicht einmal, daß du ihn gern hattest. Nimm nun wieder deinen Platz

in deinem Heim ein! Du hast nichts Böses getan.“

Sie halten eine Weile ihren Mut aufrecht und sind selber plötzlich fröhlich wie Kinder. Lachen und Scherz ertönt am ganzen Tisch.

Diese heißblütigen, leicht gerührten Menschen sind so gut, und dennoch sind sie vom Versucher gestand. Sie wollen ihr einreden, daß sie eine Märtyrerin sei und verhöhnen Gräfin Märta ganz offenkundig, als ob sie eine Hexe wäre. Aber sie verstehen die Sache nicht. Sie wissen nicht, wie die Seele sich nach Reinheit sehnt, sie wissen nicht, wie ein Büßer von seinem Herzen gezwungen wird, sich den Steinen am Wege und der Glut der Sonne auszusetzen.

Zuweilen zwingt Gräfin Märta sie, ganze lange Tage still am Stickrahmen zu sitzen und erzählt ihr endlose Geschichten von Gösta Berling, diesem Pfarrer und Abenteurer. Wenn ihre Erinnerungen nicht ausreichen, so erdichtet sie allerlei, nur darauf bedacht, daß sein Name ganze Tage in den Ohren der jungen Frau erklingen soll. Das fürchtet Gräfin Elisabeth am meisten. Denn an solchen Tagen erkennt sie, daß ihre Buße niemals ein Ende haben wird. Ihre Liebe will nicht sterben. Sie glaubt, daß sie selber eher sterben wird Ihre körperlichen Kräfte beginnen zu schwinden. Sie ist oft sehr krank.

„Aber weshalb zögert dein Held?“ fragt die alte Gräfin höhnisch. „Tag für Tag habe ich ihn an der Spitze der Kavaliere erwartet. Warum erstürmt er nicht Borg, setzt dich auf den Thron und wirft mich und deinen Mann gebunden in den Turm? Hat er dich schon vergessen?“

Wie gern würde sie ihn verteidigen und sagen, daß sie selber ihm verboten habe ihr irgendwie beizustehen. Aber nein, es ist am besten zu schweigen, zu schweigen und zu leiden.

Tag für Tag wird sie von der Glut der Überreizung mehr und mehr verzehrt. Sie geht beständig fiebernd umher und ist so matt, daß sie sich kaum aufrecht zu halten vermag. Sie möchte am liebsten sterben. Ihre starke Lebenskraft ist gebrochen. Die Liebe und die Freude wagen es nicht mehr, sich zu rühren. Sie hat keinerlei Furcht vor dem Leiden.

* *
*

Ihr Mann scheint von ihrer Existenz nichts mehr zu wissen. Er sitzt fast den ganzen Tage in seinem Zimmer und studiert schwer lesbare Manuskripte und Abhandlungen in altem, schlechtem Druck.

Er liest pergamentene Adelsbriefe, an denen Schwedens großmächtige rote Wachsiegel in einer geschnitzten Holzkapsel hängen. Er betrachtet alte Wappenschilder mit Lilien in weißem und Greifen in blauem Felde. So etwas versteht er und kann alles mit Leichtigkeit erklären. Und er liest immer wieder alte Grabreden und Lebensgeschichten der edlen Grafen Dohna, worin deren Großtaten mit denen der Helden Israels und der Götter von Hellas verglichen werden.

Ja, diese Sachen haben ihm stets Freude bereitet. Aber es kommt ihm nicht in den Sinn, an seine junge Frau zu denken.

Gräfin Märta hat Worte gesprochen, die alle Liebe in ihm töteten: „Sie nahm dich um deines Geldes willen.“ So etwas mag wohl kein Mann hören. Das löscht alle Liebe aus. Nun war es ihm gleichgültig, wie es dem jungen Weibe erginge. Wenn seine Mutter sie auf den Weg der Pflicht zurückführte, so war es wohlgetan. Graf Hendrik hegte eine starke Bewunderung für seine Mutter.

Dieses Elend währte einen Monat. Gräfin Elisabeth soll äußerlich stets ihre Ruhe bewahrt haben. Sie war nur das eine einzige Mal von ihrer Gemütsbewegung überwältigt worden, als sie vernahm, daß Gösta Berling tot sei. Aber ihre Angst darüber, daß sie ihrem Gatten nicht ihre Liebe hatte bewahren können, war so groß, daß sie sich von Gräfin Märta wahrscheinlich hatte zu Tode peinigen lassen, wenn ihre alte Haushälterin nicht eines Abends mit ihr gesprochen hätte.

„Frau Gräfin sollten mit dem Herrn Grafen sprechen“, sagte diese. „Herrgott, Frau Gräfin sind noch solch ein Kind, Frau Gräfin wissen vielleicht selbst nicht einmal, was Sie zu erwarten haben, aber ich sehe schon, wie es steht.“

Jedoch das war es gerade, was sie ihrem Manne nicht sagen konnte, während er umherging und einen so schwarzen Verdacht gegen sie nährte.

In dieser Nacht kleidete sie sich schweigend an und ging fort. Sie trug die Tracht eines einfachen Bauernmädchens und hielt ein Bündel in der Hand. Sie beabsichtigte, aus ihrem Hause zu entfliehen und niemals zurückzukehren.

Sie ging nicht, um sich den Qualen und Leiden zu entziehen. Aber sie glaubte jetzt, daß Gott ihr ein Zeichen gegeben habe, und daß sie nun gehen dürfe, um die Gesundheit und Kraft ihres Körpers zu erhalten.

Sie zog nicht gen Westen über den See, denn dort wohnte der, den sie so sehr liebte. Sie ging auch nicht gen Norden, denn dort wohnten viele ihrer Freunde, auch nicht gen Süden, denn weit, weit südwärts lag ja ihr Vaterhaus, und dem wollte sie keinen Schritt näherkommen. Sie wandte sich gen Osten, denn dort hatte sie weder ein Heim noch geliebte Freunde, weder Bekannte noch Hilfe und Trost zu erwarten.

Sie ging nicht leichten Schrittes, denn sie glaubte sich noch nicht versöhnt mit Gott. Dennoch war sie froh, von nun an ihre Sündenlast unter Fremden tragen zu dürfen. Deren gleichgültige Blicke würden lindernd auf ihr ruhen wie Stahl auf geschwollenen Gliedern.

Sie beabsichtigte zu wandern, bis sie eine armselige Hütte am Waldesrande fände, wo niemand sie kennen konnte. „Ihr seht wohl, wie es um mich steht, und meine Eltern haben mich fortgejagt“, würde sie sagen. „Laßt mich hier essen und wohnen bis ich selber mein Brot verdienen kann. Ich komme nicht ohne Geld.“

So ging sie in der lichten Juninacht dahin, denn der Monat Mai war unter ihren schweren Leiden vergangen.

Das Eisen aus Ekeby

Der Frühling war gekommen, und das Eisen aller Hüttenwerke Värmlands sollte nach Gotenburg gesandt werden. Aber auf Ekeby hatten sie kein Eisen zu versenden. Im Herbst hatte Wasser-

mangel geherrscht, und im Frühling herrschten die Kavaliers.

Zu deren Zeiten strömte starkes, bitteres Bier über die breiten Granitstufen des Björksjö-Wasserfalles nieder, und der lange Lövvensee war nicht mit Wasser, sondern mit Branntwein gefüllt. Zu deren Zeiten lagen keine Eisenklumpen in der Schmiedeesse, sondern die Schmiede standen in Hemden und Holzpantinen vor den Feuerherden und drehten gewaltige Braten an langen Spießen, während die Lehrburschen mit langen Zangen gespickte Kapaune über die Glut hielten. In jenen Tagen ging es im Tanz über die Hügel der Eisenhammer hin. Man schlief auf Hobelbänken und spielte auf Ambossen Karten. In jenen Tagen schmiedete man kein Eisen.

Aber der Frühling kam, und unten in den Kontoren der Großhändler von Gotenburg begann man das Eisen aus Ekeby zu erwarten. Man berief sich auf den mit dem Major und der Majorin abgeschlossenen Kontrakt, der zu Lieferungen von vielen hunderten Schiffspfunden* verpflichtete.

Aber was kümmerten die Kavaliers sich um den Kontrakt der Majorin? Sie sorgten mit Macht für die Freude, das Violinenspiel und die Schmausereien.

Das Eisen kam aus Stömne, von Sölje kam Eisen. Aus Kymsberg wurde das Eisen durch die Wüsteneien nach dem Vänernsee herabgeholt. Es kam aus Uddeholm und aus Munkfors und aus allen den vielen Eisenhämmern. Aber wo bleibt das Eisen aus Ekeby?

Ist Ekeby nicht länger das bedeutendste Hüttenwerk Värmlands? Wacht niemand über die Ehre des alten Gutshofes? Wie Asche dem Winde ist er den Händen fahrlässiger Kavaliers überlassen.

Aber Wasserfälle und Flüsse, Schuten und Prahme, Häfen und Schleusen wundern sich und fragen: „Kommt das Eisen aus Ekeby nicht?“

Und es flüstert vom Walde bis zum See, von Berg zu Tal: „Kommt das Eisen aus Ekeby nicht? Kommt denn niemals mehr Eisen aus Ekeby?“

Und tief im Walde beginnen die Kohlenmeiler zu lachen, und die großen Köpfe der Hämmer in den dunklen Schmieden lächeln höhnisch, die Gruben sperren ihre weiten Rachen auf und stimmen ein großes Gelächter an, die Pulte in den Großhändler-Kontoren, in denen der Kontrakt der Majorin aufbewahrt liegt, winden sich vor Lachen. „Habt ihr je etwas so Komisches gehört? Es gibt kein Eisen auf Ekeby, auf dem besten Eisenwerk Värmlands haben sie kein Eisen!“

Auf, ihr Sorglosen! Auf, ihr Heimatlosen! Werdet ihr es dulden, daß ein derartiger Schimpf Ekeby zuteilt wird? Steht auf, Kavaliers, und rettet Ekebys Ehre!

Nun, wenn Ekebys Hämmer auch geruht haben, so werden sie doch wohl auf den sechs dazugehörigen Eisenwerken gearbeitet haben.

Dort wird doch genug, mehr als genug Eisen vorhanden sein.

Gösta Berling begibt sich also auf die Reise, um mit den Verwaltern der sechs Eisenhämmer zu reden.

Nach Högfors, das am Björksjöfluß in der Nähe Ekebys liegt, brauchte er nicht zu fahren, das hatte eigentlich gänzlich unter dem Regiment der Kavaliers gestanden.

Aber er reiste einige Meilen nordwärts, bis er nach Lötåfors kam. Zweifellos ein schönes Erdenfleckchen. Aber die Schmiede ist nicht in Ordnung: das Triebrad ist seit einem ganzen Jahr entzwei.

„Nun, warum ist es nicht ausgebessert worden?“

„Ja, lieber Freund, der Schreiner, der hierum der einzige ist, der es ausbessern könnte war anderswo beschäftigt. Wir haben nicht ein einziges Schiffspfund Eisen schmieden können.“

„Aber weshalb habt Ihr nicht nach ihm geschickt?“

„Nach ihm geschickt! Als ob wir nicht jeden Tag nach ihm geschickt hätten, aber er hat ja nicht kommen können. Er mußte doch Kegelbahnen und Pavillons auf Ekeby bauen.“

Da begriff Gösta Berling plötzlich, wie es ihm auf dieser Reise ergehen würde.

Er fuhr weiter nördlich nach Björnidet hinauf Ein prächtiger Ort mit einer Jage, die für ein Schloß geeignet wäre. Das große Herren-

* Schiffspfund = 8,5 kg.

haus beherrscht ein halbkreisförmiges Tal, das von drei Seiten mächtige Höhenzüge trägt und auf der vierten vom Löfven begrenzt wird, der hier endet. Aber das gibt es dort Eisen?

Nein, natürlich nicht, Sie hatten ja keine Kohlen gehabt, und aus Ekeby hätten sie kein Geld bekommen können, um die Köhler und die Fuhrleute zu bezahlen. Der ganze Hüttenbetrieb hätte den Winter über brachgelegen.

Und Gösta wendete sich wieder nach Süden. Es kommt nach Hån, an den Ostrand des Löfven, und nach Löftafors tief in den Wäldern, aber auch dort ergeht es ihm nicht besser. Sie haben nirgends Eisen, und überall scheint es die eigene Schuld der Kavaliers zu sein, daß es sich so verhält.

Und so kehrt Gösta nach Ekeby zurück, und die Kavaliers suchen die zirka fünfzig Schiffspfunde zusammen, die sie noch auf Lager haben, und betrachten sie mit düsteren Mienen, und ihre Köpfe sind sorgenschwer, denn sie hören, wie die ganze Natur höhnisch über Ekeby lacht, und es dünkt sie, die Erde erbebe vor Schluchzen, die Bäume drohten ihnen mit zornigen Gebärden, und Gras und Kräuter klagten darüber, daß es mit Ekebys Ehre vorbei sei.

* *
*

Aber wozu so viele Worte und so große Verwunderung? Dort ist ja das Eisen von Ekeby!

Dort liegt es auf Prahmen verladen am Ufer des Klarälf, bereit, den Fluß hinabzusegeln bereit, auf der Eisenwaage in Karlstadt gewogen zu werden, bereit, auf einer Värnerschute nach Gotenburg befördert zu werden. Also die Ehre von Ekeby ist gerettet!

Aber wie war das möglich? Ja, danach muß man die Kavaliers fragen. Sie sind selber an Bord der schwerfälligen häßlichen Fahrzeuge, sie beabsichtigten, selber das Eisen von Ekeby nach Gotenburg zu bringen. Nicht ein einziger gewöhnlicher Schifferknecht kein gewöhnlicher Sterblicher darf das Eisen fortbringen. Die Kavaliers sind mit Flaschen und Vorratskörben, mit Waldhorn und Violinen, mit Flinten, Angelschnüre und Spielkarten gekommen, verladen und

löschen, segeln und rudern.

Sie sind gerade die Rechten für eine solche Aufgabe. Gibt es wohl eine Sandbank im Klarälfven oder ein Riff im Vänern, das sie nicht kennen?

Wenn sie e t w a s auf der Welt lieben, so ist es das Eisen auf den Prahmen. Sie behüteten es wie das feinste Glas, sie breiten Segelleinwand darüber hin. Nicht ein Stückchen Eisen darf unbedeckt bleiben. Es sind ja diese schweren, grauen Stangen, die Ekebys Ehre wiederherstellen sollen. Kein Fremder soll gleichgültige Blicke darauf werfen.

Niemand von den Kavaliers ist daheim geblieben. Onkel Eberhard hat sein Schreibpult verlassen, Vetter Kristoffer ist aus seine Kaminecke hervorgekommen. Und sogar der sanfte Löwenborg ist mit dabei. Niemand kann fernbleiben, wenn es Ekebys Ehre gilt.

Aber für Löwenborg ist es nicht heilsam, den Klarälfven zu sehen. Er hat ihn seit siebenunddreißig Jahren nicht gesehen. Damals war seine Braut vor seinen Augen im Klarälfven ertrunken, und seitdem war sein armer Kopf verwirrt,

Der kleine Greis steht auf dem Prahm und starrt mit seinen kleinen, blauen Augen in die Weite. Seine langen, weißen Haare flatterten im Winde, und seine Wangen sind ganz bleich vor Angst. Er weiß so sicher, als ob es ihm jemand gesagt hätte, daß bald ein Menschenwesen daherkommen und sich in diesen gierigen Schlund stürzen wird.

Die Kavaliers sind eben bereit, abzustoßen und ergreifen die langen Stangen, um die Prahme in die Strömung zu treiben, da ruft Löwenborg:

„Haltet, um Gottes willen, haltet, sage ich euch!“

Und mit einer warnenden Gebärde weist er auf die Landstraße hin, ganz, als ob er jemand kommen sähe.

Es war aber gerade der Morgen nach der Nacht, in der Gräfin Elisabeth sich auf ihre Wanderung begeben hatte. Sie kam eben von der Landstraße zu der Fähre herab, als die Kavaliers abstoßen wollten. Sie war wie ein Bauernmädchen gekleidet, und die Kavaliers ahnten

nicht, wer sie sei, als sie sahen, daß sie mit dem Fährmann sprach. Aber sie blieben noch stehen und starrten auf sie hin, weil ihnen irgend etwas an ihr bekannt erschien. Plötzlich erhob sich eine Staubwolke auf der Landstraße, und eine große, gelbe Kalesche kam angejagt. Elisabeth erkannte sofort, daß sie von Borg käme, daß man sie suche und hier entdecken würde. Sie konnte nicht mehr hoffen, mit des Fährmanns Boot zu entkommen und stürzte auf die Prahme zu, ohne zu sehen, wer dort an Bord sei. Und das war gut, denn sonst hätte sie sich wohl lieber unter die Hufe der Pferde geworfen, als dort Zuflucht gesucht.

Als sie an Bord gekommen war, schrie sie nur: „Verbergt mich, verbergt mich!“ und dann strauchelte sie und sank auf die Eisenladung nieder. Die Kavaliere stießen hastig vom Ufer ab, so daß die Prahme sofort in die Strömung geriet und nach Karlstadt hintrieb, als die Kalesche an den Fährplatz gelangte.

Im Wagen saßen Graf Hendrik und Gräfin Märta. Der Graf sprang heraus, um den Fährmann zu fragen, ob er seine Gattin gesehen habe. Da es ihm aber peinlich war, nach seiner entlaufenen Frau zu fragen, sagte er nur:

„Es ist etwas weg.“

„Soso“, sagte der Fährmann.

„Es ist etwas verschwunden. Ich frage, ob Ihr etwas gesehen habt?“

„Aber wonach fragen Sie denn?“

„Ja, das ist einerlei, aber es ist etwas weggekommen. Ich frage, ob Er heute etwas übergesetzt hat.“

Natürlich konnte Graf Hendrik auf diese Weise nichts erfahren, und Gräfin Märta mußte selber mit dem Manne reden. Sie wußte nach einer Minute, daß die Vermißte sich an Bord einer der langsam dahingleitenden Prahme befände.

„Und was für Leute sind auf den Prahmen?“

„Das sind wohl die Kavaliere, wie wir zu sagen pflegen.“

„Ach“, sagte Gräfin Märta. „Ja, Hendrik, das hast du deine Frau in guter Hut. Dann könne wir ebensogut sofort heimkehren.“

* * *

Aber da draußen auf dem Prahm herrschte keine so große Freude, wie Gräfin Märta glaubte. Solange die gelbe Kalesche sichtbar war, saß die erschrockene junge Frau zusammengekauert auf der Ladung und starrte auf das Ufer, ohne sich zu rühren oder ein Wort zu sagen.

Es ist wahrscheinlich, daß sie erst die Kavaliere wiedererkannte, als die Kalesche sich entfernt hatte. Sie sprang auf. Es war, als wollte sie von neuem fliehen, sie wurde aber von dem Zunächststehenden festgehalten und sank mit einem leisen Wimmern wieder auf die Ladung nieder.

Und die Kavaliere wagten nicht, sie anzureden oder Fragen an sie zu stellen. Sie sah aus, als stünde sie an der Schwelle des Wahnsinns. Sie war verstört und abgemagert, ihr Antlitz war durchsichtig. Auf der nächtlichen Wanderung mute sie sich wohl verletzt haben, denn aus einer kleinen Wunde an der Schläfe kam ab und zu ein Blutstropfen hervorgesickert, und das krause, blonde Haar, das ihr über die Stirn herabhing, war klebrig von Blut. Ihre Kleidung war schmutzig von der langen Wanderung auf taufeuchten Wegen, und ihr Schuhwerk war verdorben. Die Kavaliere hatten die unheimliche Empfindung, daß sie eine Fremde sei. Die Gräfin Elisabeth, die sie kannten, hatte nicht so wilde glühende Augen. Es war, als kämpfe eine aus anderen Regionen herabgestiegene Seele mit ihrer wahren Seele um den Besitz dieses erschöpften Leibes.

Aber sie brauchten sich nicht darüber zu beunruhigen, was sie mit ihr anfangen sollten. Die alten Gedanken erwachten in ihr. Da war wieder die Versuchung über sie gekommen. Gott wollte sie wieder prüfen. Ach sie ist wieder unter Freunden. Beabsichtigt sie, den Bußweg zu verlassen?

Sie erhob sich und rief, daß sie fort müsse. Die Kavaliere suchten sie zu beruhigen. Sie sagten ihr, sie könne sicher sein, daß sie sie gegen jede Verfolgung schützen würden.

Sie bat nur, in das kleine Boot hinabsteigen zu dürfen, das dem Prahm folgte, um ans Land zu rudern und ihre Wanderung allein fort-

setzen zu können.

Aber sie konnten sie doch nicht allein gehen lassen. Was würde aus ihr werden? Es wäre besser, sie bliebe bei ihnen. Sie wären zwar nur arme, alte Männer, aber sie würden ganz sicher einen Ausweg finden, um ihr zu helfen.

Da rang sie die Hände und bat, man solle sie gehen lassen. Sie aber vermochte es nicht, ihrem Flehen zu gehorchen. Sie erschien ihnen so elend und schwach, daß sie glaubten, die Arme müssen auf der Landstraße sterben.

Gösta Berling stand etwas entfernt von ihnen und blickte ins Wasser. Vielleicht würde die junge Frau ihn nicht gern sehen. Er wußte es nicht. „Jetzt weiß niemand, wo sie sich befindet, jetzt könnten wir sie nach Ekeby führen. Wir werden sie dort verborgen halten, und wir werden gut gegen sie sein. Unsere Königin, unsere Herrscherin soll sie werden, aber kein anderer soll es wissen, daß sie dort ist. Wir werden sie so gut, so gut bewachen, Sie wird vielleicht bei uns glücklich werden, sie wird von allen den Alten wie eine Tochter behütet werden.“

Er hatte noch niemals gewagt, es sich klarzumachen, ob er sie liebe. Er wußte nur, daß er sie nicht, ohne zu sündigen, besitzen konnte, und daß er sie nicht zu etwas Niedrigem oder Schlechtem herabziehen wollte. Aber sie in Ekeby verborgen zu halten und so gut gegen sie zu sein, nachdem andere grausam gewesen waren, und sie alles Gute, was das Leben bietet, genießen zu lassen, ach, welche Träume, welche seligen Träume!

Aber er erwachte aus diesen Träumen, denn die junge Gräfin war in voller Verzweiflung. Sie hatte sich mitten unter den Kavalieren auf die Knie geworfen und rief flehend:

„Gott hat mir noch nicht verziehen, laßt mich gehen!“

Gösta sah, daß keiner der anderen ihr nachzugeben vermochten und begriff, daß er es tun mußte. Er, der sie liebte, mußte es tun.

Er empfand eine solche Schwere beim Gehen, als ob jedes Glied seinem Willen Widerstand leiste, aber er schleppte sich zu ihr hin und sagte, daß er sie ans Land bringen würde.

Sie stand sofort auf. Er hob sie in das Boot und ruderte nach dem östlichen Ufer, landete an einem schmalen Fußweg und half ihr beim Aussteigen.

„Was soll nun aus Ihnen werden, Frau Gräfin?“ fragte er.

Sie erhob den Finger und deutete ernst auf den Himmel.

„Wenn Sie in Not geraten, Frau Gräfin ...“

Er konnte nicht sprechen, seine Stimme brach, sie verstand ihn aber und antwortete:

„Ich werde Ihnen Botschaft senden, wenn ich Ihrer bedarf.“

„Ich hätte Sie so gern vor allem Bösen geschützt“, sagte er.

Sie reichte ihm zum Abschied ihre Hand, vermochte aber nichts mehr zu sagen. Ihre Hand lag kalt und schlaff in der seinen. Sie mußte wohl kaum, daß sie jetzt von dem Manne schied, den sie liebte, denn sie war sich nur der inneren Stimme bewußt, die sie zwang, unter Fremde zu gehen.

So ließ er sie ziehen und ruderte wieder zu den Kavalieren zurück. Als er den Prahm erstieg, erzitterte er vor Mattigkeit. Er hatte die schwerste Arbeit seines Lebens vollbracht.

Er hielt noch einige Tage den Mut aufrecht, so lange, bis Ekebys Ehre gerettet war. Er brachte das Eisen auf die Wage von Kanikenäset, dann aber war es für lange Zeit mit seiner Kraft und mit seinem Lebensmut vorbei.

Die Kavaliers bemerkten keine Veränderung an ihm, solange sie an Bord waren. Er spannte jeden Nerv an, um die Munterkeit und Sorglosigkeit aufrechtzuerhalten; nur dadurch konnte Ekebys Ehre gerettet werden. Denn wie sollte ihnen das Wagnis glücken, wenn sie es mit betäubten Gesichtern und mutlosen Herzen versuchten?

Wenn das Gerücht nun wahr wäre, daß die Kavaliers damals mehr Sand als Eisen auf den Prahmen hatten und daß sie unaufhörlich dieselben Eisenstangen zur Wage in Kanikenäset hin und her trugen, bis die vielen hundert Schiffspfunde gewogen waren, weil der Wagemeister und seine Leute so reichlich mit den aus Ekeby mitgebrachten Speisen und Getränken traktiert wurden, so kann man sich vorstellen, wie lustig es auf den Eisenprahmen zugehen mußte.

Sobald die Passagiere die Quittung von dem Wagenmeister erhalten hatten, verluden sie ihr Eisen auf einer Vänerschute. Gewöhnlich geleiteten Berufsschiffer diesen Transport nach Gotenburg, und die Hüttenwerke Värmlands brauchten sich im allgemeinen nicht mehr um ihr Eisen zu bekümmern, sobald sie die Quittung über die richtige Lieferung erhalten hatten. Die Kavaliere wollten jedoch ihre Sache nicht nur halb erledigen, sondern das Eisen auch noch bis nach Gotenburg bringen.

Auf dem Wege dorthin hatten sie jedoch Unglück. In der Nacht brach ein Sturm los, die Schute wurde auf ein Riff getrieben und versank mit ihrer ganzen kostbaren Ladung. Wenn man aber die Sache recht besah, was tat es, daß das Eisen verloren war? Ekebys Ehre war dennoch gerettet. Das Eisen war ja auf der Eisenwaage von Kanikenäset abgewogen worden. Und es machte auch gar nichts aus, daß der Major die Großhändler in einem bärbeißigen Schreiben benachrichtigte daß er ihr Geld nicht haben wollte, weil sie sein Eisen nicht erhalten hätten. Ekeby war ja so reich, und seine Ehre war gerettet.

Aber auf den Eisenhämmern und an den Schleusen, in den Gruben und auf den Kohlenmeilern, auf Schuten und auf Prahnen begann man merkwürdige Dinge zu flüstern. Und es ging ein dumpfes Sausen durch die Wälder, daß die ganze Fahrt eine Täuschung gewesen sei, Wenn man nun auch in ganz Värmland behauptete, daß sich auf den Prahnen nicht mehr als elende fünfzig Schiffspfunde Eisen befunden hätten und daß der Schiffbruch mit Absicht ins Werk gesetzt worden sei? Nun, so war eben eine kühne Tat vollbracht worden, ein echter Kavaliertreich.

Als die Kavaliere heimkehrten, erfuhren sie, daß die Ehe des Grafen Dohna aufgehoben werden sollte. Der Graf hatte seinen Hofmeister nach Italien gesandt, um Beweise zu erbringen, daß die Ehe nicht gesetzlich gewesen sei. Dieser kam auch im Spätsommer mit befriedigenden Mitteilungen zurück. Und so wurde die Ehe zwischen dem Grafen von Dohna und Elisabeth von Thurn vom Gericht in Bro für ungültig erklärt.

Aber davon wußte die junge Frau wohl nichts. Sie lebte unter

Bauern in entlegenen Gegenden. Wenn sie überhaupt noch lebte.

Lilliencronas Heim

Unter den Kavaliern war einer, den man als einen großen Musiker kannte. Er war ein hochgewachsener, starkknochiger Mann mit großem Kopf und dichtem schwarzen Haar. Er zählte damals sicherlich nicht viel mehr als vierzig Jahre, aber er hatte ein häßliches, grobgeschnittenes Gesicht und ein schwerfälliges Wesen. Deshalb hielten ihn viele für alt. Er war ein gutmütiger Mann, jedoch etwas trübsinnig.

Eines Nachmittags nahm er seine Violine unter den Arm und verließ Ekeby. Er sagte keinem Lebewohl, obgleich er die Absicht hatte, niemals wiederzukommen. Das Leben dort ekelte ihn an, seit er Gräfin Elisabeth in ihrem Unglück gesehen hatte. Ohne auszuruhen ging er den ganzen Abend und die ganze Nacht, bis er beim Sonnenaufgang in dem kleinen Herrenhof Löfdala ankam, der sein Eigentum war.

Es war zeitig am Morgen, daß noch niemand wach war. Lilliencrona setzte sich auf das grüne Schaukelbrett vor dem Herrenhause und betrachtete sein Besitztum. Herrgott, einen schöneren Ort gab es nicht. Der Rasenplatz vor dem Hause lag an einem sanften Abhang und war von dichtem hellgrünen Grase bedeckt. Die Schafe durften darauf grasen, und die Kinder spielten dort, dennoch blieb er stets dicht und grün. Nie ging die Sense darüber hin, aber mindestens einmal wöchentlich ließ die Hausfrau jedes Spänchen, Strohhalme und dürre Blätter von dem frischen Grase abfegen. Er betrachtete den Kiesweg vor dem Hause und zog plötzlich seine Füße zurück. Die Kinder hatten am späten Abend richtige Muster geharkt, und nun hatte er mit seinen großen Füßen die sorgliche Arbeit arg beschäftigt. Wie hier doch alles gedieh! Die sechs Ebereschen, die den Hofplatz bewachten, waren so hoch wie Buchen und so umfangreich wie Ei-

chen. Solche Bäume hatte man wohl niemals zuvor gesehen. Mit ihren dicken, von gelben Flechten bekleideten Stämmen und den weißen Blüentrauben, die aus dem dunklen Laube hervorschiene, waren sie prächtig anzuschauen. Und dort stand ein alter Weidenbaum, der war so dick, daß zwei Männer ihn nicht umspannen konnten. Er war schon morsch und hohl, und der Blitz hatte seinen Wipfel vernichtet, aber er wollte nicht sterben. In jedem Frühling kam ein frischer grüner Sproß aus dem Hauptstamm hervor, um zu zeigen, daß er noch lebe. Und der Faulbaum am östlichen Giebel war so groß geworden, daß er das ganze Haus beschattete. Das ganze Moosdach war voll von seinen abgefallenen Blumenblättern, denn er war schon verblüht. Und die Birken, die in kleinen Gruppen hier und dort auf den Ackern standen, die hatte es auf seinem Gut gewiß so schon wie im Paradiese. Sie wuchsen in so verschiedener Art, als hätten sie es sich vorgenommen, anderen Bäumen zu gleichen. Eine sah aus wie eine Linde, sie war dicht belaubt mit hochgewölbter Blätterkrone, eine andere stand gerade und pyramidenartig wie eine Pappel da, und eine dritte ließ die Zweige hängen wie eine Trauerweide. Nicht eine gleich der anderen, und herrlich waren sie allesamt.

ER ging rund um das Gebäude herum. Dort lag der Garten so wunderbar schön vor ihm, daß er stehenbleiben mußte und tief aufatmete. Die Apfelbäume blühten. Ja. Das wußte er. Er hatte sie auch auf allen Gutshöfen blühen sehen, an denen er vorbeigekommen war, aber nur mit dem Unterschiede, daß sie nirgendwo so blühten wie auf diesem Gutshof, wo er sie schon in seiner Kindheit hatte blühen sehen. Er ging mit gefalteten Händen unvorsichtigen Schritten auf den Kieswegen hin und her. Die Erde war weiß, und die Bäume waren weiß, einer und der andere mit rosigem Schimmer. Er hatte niemals etwas so Schönes gesehen. Er kannte jeden Baum so genau, wie man seine Geschwister und Spielkameraden kennt. Die Astrachaner Bäume waren ganz weiß, die Winterobstbäume ebenfalls. Aber die Blüten der Sommer-Goldreinetten waren rosig, und die Paradiesapfelblüten waren strahlend rot. Am allerschönsten war der alte Holzapfelbaum, dessen bittere Früchte niemand essen konnte. Er geizte nicht

mit Blüten und sah aus wie eine große Schneewehe im Morgenglanze. Es war ja noch früh am Tage. Der Tau verlieh allen Blättern Glanz, und aller Staub war weggespült. Hinter den bewaldeten Bergen, an deren Fuß das Gut lag, kamen die ersten Sonnenstrahlen hervor, als hätten sie die Tannenwipfel angezündet. Über den frischen Kleeweiden, über Roggen- und Gerstenfeldern und über der jung keimenden Hafersaat lag der zarteste Nebel, der herrlichste Duft, und die Schatten fielen scharf wie im Mondenschein.

Dann blieb er stehen und betrachtete die breiten, großen Gemüsebeete zwischen den Gartenwegen. Er weiß, daß seine Hausfrau und ihre Mägde hier die Arbeit verrichtet haben. Sie haben gegraben, gehackt und gedüngt, die Quecken ausgejätet und die Erde durchgearbeitet, bis sie sein und leicht wurde. Dann haben sie die Erde geebnet und die Ränder der Beete abgestochen und mit Schnüren und Stecken Reihen und Vierecke gebildet. Hierauf haben sie mit kleinen munteren Schritten schmale Wege abgetreten und gesät und gepflanzt, bis alle Reihen und Vierecke voll waren. Und die Kinder waren auch dabei und voller Glück und Eifer, helfen zu dürfen, obgleich es eine schwere Aufgabe für sie war, gebückt zu stehen und die Arme über die breiten Beete zu strecken.

Jetzt beginnt die Saat zu sprossen. Gott segne sie, so tapfer wie sie dastehen, sowohl Erbsen als auch Bohnen mit ihren zwei dicken Herzblättern, und wie gerade und hübsch Möhren und Rüben herausgekommen sind! Am allerlustigsten sind die kleinen krausen Petersilienblättchen, die ein wenig von der Erdschicht mit aufgehoben haben und einstweilen noch mit dem Leben spielen.

Und hier ist ein kleines Beet, wo die Streifen nicht so gleichmäßig sind, und wo die kleinen Vierecke eine Probekarte von allem zu sein scheinen, was man säen und pflanzen kann. Das war das Land der Kinder.

Und Lilliencrona hebt schnell die Violine zum Kinn empor und fängt an zu spielen. Die Vögel beginnen in dem vollen Gesträuch zu singen, das den Garten gegen die Nordwinde schützt. Der Morgen war so herrlich, daß es keinem stimmbegabten Wesen möglich gewe-

sen wäre, zu schweigen. Der Bogen rührte sich ganz von selbst.

Lilliecrona ging spielend in den Wegen auf und nieder. „Nein, einen schöneren Ort gibt es nicht“, dachte er. „Was war Ekeby gegen Löfdala! Sein Haus hatte ein Moosdach und war nur ein Stockwerk hoch. Es lag am Waldesrande unterhalb des Berges und hatte ein langes Tal vor sich. Es gab dort nichts Besonderes zu sehen: Kein See, kein Wasserfall, keine Strandwiesen und keine Parkanlagen waren dort, und gleichwohl war es schön, weil es ein gutes, friedliches Heim war. Das Leben war hier leichter zu tragen. Alles, was wo anders Haß und Bitterkeit erzeugt hätte, wurde hier durch Milde ausgeglichen. So soll es in einem wahren Heim sein.

Und drinnen im Hause liegt die Hausfrau und schläft in einem Zimmer, das nach dem Garten hinausgeht. Sie erwacht plötzlich und lauscht, aber sie rührt sich nicht. Sie liegt lächelnd da und horcht. Die Musik kommt immer näher, und zuletzt ist es, als stände der Spielmann unter ihrem Fenster. Es ist wohl nicht das erstemal, daß sie von dort das Violinspiel hört. So pflegt ihr Mann heimzukehren, wenn sie dort in Ekeby eine ungewöhnlich wilde Tat vollbracht haben.

Dann steht er dort und beichtet und fleht um Vergebung. Er schildert ihr die dunklen Mächte, die ihn von denen fortlocken, die er am allermeisten liebt: von ihr und den Kindern. Aber er liebt sie. Er liebt sie sicherlich!

Während er spielt, steht sie auf und zieht sich an, ohne recht zu wissen, was sie tut. Sie ist so ganz und gar von seinem Spiel hingenommen. Und er spielt:

„Es ist nicht Luxus und Wohlleben, was mich fortgelockt hat, nicht die Liebe zu anderen Frauen, noch die Ehre, sondern des Lebens verlockende Vielseitigkeit, ich mußte seinen wilden Reiz, seine Bitterkeit und Reichtum um mich her fühlen. Ich bin ihrer nun satt, bin müde und befriedigt. Ich will mein Heim nicht mehr verlassen. Vergib mir, habe Erbarmen mit mir!“

Dann zieht sie die Gardine zurück und öffnet das Fenster, und erblickt ihr schönes, gütiges Antlitz.

Sie ist so gütig und so weise. Ihre Blicke fallen segensreich wie

die Sonne auf alles, was ihnen begegnet. Sie leitet und sie behütet alles. Wo sie ist, muß alles wachsen und gedeihen. Sie trägt das Glück in sich selber.

Er schwingt sich auf das Fensterbrett hinauf zu ihr und ist glücklich wie ein junger Liebender.

Dann hebt er sie hinaus in den Garten und trägt sie unter die Apfelbäume. Dort erklärt er ihr, wie schön alles sei und zeigt ihr die Gemüsebeete und die Anpflanzung der Kinder und die lustigen Petersilienblättchen.

Und dann erwachen die Kinder, und alle sind voller Jubel und Vergeisterung über des Vaters Heimkehr. Sie legen Beschlag auf ihn. Er muß alles Neue und Merkwürdige sehen: das kleine Hammerwerk am Bach, das Vogelnest im Weidenbaum und die kleinen Karauschen im Teiche, die zu Tausenden am Wasserrande schwimmen,

Und dann unternehmen Eltern und Kinder eine lange Wanderung durch Acker und Feld. Er muß sehen, wie dich der Roggen steht, wie der Klee wächst und wie die Kartoffeln ihre schrumpfigen Blätter herauszutreiben beginnen.

Er muß die Kühe besehen, die von der Weide kommen, er muß die neuen Ankömmlinge in den Verschlügen der Kälber und im Schafstall begrüßen, er muß Eiser suchen und allen Pferden Zucker geben.

Die Kinder folgen ihm den ganzen Tag auf den Fersen nach. Keine Lektionen, keine Arbeiten, nur mir dem Vater umherstreifen.

Abends spielt er ihnen Tänze vor, und den ganzen Tag über ist er ihnen ein so guter Kamerad und Spielgefährte gewesen, daß sie mit einem frommen Gebet auf den Lippen einschlafen, daß Vater immer bei ihnen bleiben möge.

Er bleibt auch volle acht Tage dort und ist die ganze Zeit über fröhlich wie ein Knabe. Er ist daheim in alles verliebt, in Frau und Kinder und Haus und Hof; an Ekeby denkt er niemals.

Aber dann kommt ein Morgen, an dem er verschwunden ist. Er hielt es nicht länger aus, es war zuviel Glück für ihn Ekeby war tausendmal schlechter, aber Ekeby lag mitten im Strudel der Ereignisse. O wieviel gab es dort, wovon man träumen und vorüber man spielend

phantasieren konnte! Wie könnte er von den Taten der Kavaliere abgetrennt leben, fern von dem großen Löfvensee, um den die wilde Jagd der Abenteurer dahinbrauste?

Auf seinem Besitztum ging alles seinen ruhigen Gang. Alles wuchs und gedieh unter der Obhut der sanften Hausfrau. Alle gingen dort in stillem Glück umher. Alles, was wo anders Zersplitterung und Bitterkeit erzeugt hätte, ging dort ohne Klagen und Schmerzen vorüber. Alles war, wie es sein sollte. Was tat es, wenn der Hausherr sich danach sehnte, als Kavalier auf Ekeby zu leben? Nützt es vielleicht etwas, über die Sonne am Himmel zu klagen, die jeden Abend im Westen verschwindet und die Erde im Dunkel zurückläßt?

Was ist unüberwindlich außer der Ergebenheit? Was ist siegesgewiß außer der Geduld?

Die Hexe vom Dovre

Jetzt geht die Hexe vom Dovre am Ufer des Löfven um. Dort hat man sie gesehen, klein und gebückt, im Pelzrock und silberbeschlagenem Gurt. Wie ist sie aus dem Wolfshöhlen zur Menschenwelt gekommen? Was sucht die Alte vom Felsen im Grün der Täler?

Sie kommt als Bettlerin. Sie ist geizig, lüstern nach Geschenken, so reich sie auch ist. In Bergesklüften verbirgt sie alte schwere Klumpen weißen Silbers, und auf saftigen Wiesen, tief im Hochgebirge, weiden ihre großen Herden schwarzer, goldgehörnter Kühe. Und dennoch wandert sie in Borkenpantoffeln und im fettigen Pelzrock, dessen bunter Saum unter dem Schmutz der Jahrhunderte verschimmert. Sie hat Moos in ihrer Tabakspfeife und erbettelt sich auch noch etwas von den Ärmsten der Armen. Schande ihr, die niemals Dank sagt, niemals genug bekommt.

Sie ist alt. Wann lag wohl der Jugend rosiger Schimmer über diesem breiten braunen Gesicht, das vor Fett glänzt, über der Platt Nase und den Schlitzaugen, die aus dem Schmutz hervorglühen wie feuri-

ge Kohlen unter grauer Asche? Wann saß sie als junge Dirne auf dem Zaun der Sennhütte und beantwortete die Liebeslieder des Hirtenknaben mit dem Blasen des Hornes? Sie hat schon mehrere Jahrhunderte gelebt. Die ältesten Leute erinnern sich der Zeit, da sie das Land durchwanderte. Ihre Väter hatten sie schon in ihrer Jugendzeit als altes Weib gesehen. Sie ist noch immer nicht gestorben.

Sie ist mächtig. Sie, die Tochter der zauberkundigen Finnen beugt sich vor niemand. Ihre breiten Füße betreten den Kies der Landstraße nicht zaghaft. Sie kann den Hagel heraufbeschwören, sie kann den Blitz lenken, sie kann Herden auf Irrwege führen und den Wolf unter die Schafe senden. Sie kann nur wenig Gutes, jedoch viel Böses wirken. Es ist am besten, mit ihr gut zu stehen! Bettelt sie auch um die einzige Ziege und um ein ganzes Pfund Wolle, so gibt ihr alles, sonst fällt dein Pferd oder brennt deine Hütte ab, sonst kriecht deine Kuh oder stirbt dein Kind, sonst verliert die sparsame Hausfrau ihren Verstand.

Sie ist niemals ein willkommener Gast. Und doch ist es am besten, sie mit lächelndem Munde zu empfangen. Wer weiß, um welches Menschen willen die Unheilbringende das Tal durchstreift? Sie kommt nicht nur zu dem Zweck, ihren Bettelsack zu füllen.

Sie ist stolz. In ihrem Haupte ist der Väter mächtige Weisheit verborgen. Kostbare Runen sind auf ihrem Stabe eingeritzt. Sie würde ihn nicht um alles Geld des Tales verkaufen.

Für sie, die an Thor, den Riesentöter, und die mächtigen Finnengötter glaubt, sind die Christen das, was zahme Hofhunde für einen grauen Wolf sind. Sie ist ungebändigt wie der Schneesturm, stark wie der Wasserfall und haßt die Söhne der Ebene.

Dennoch kommt sie immer wieder von den Bergen herab, um diese Zwerge zu beobachten. Kein König ist seiner Macht sicher, als sie des Schreckensreiches, das sie beherrscht.

Und so hat die Hexe vom Dovre viele Dörfer durchwandert. Sie ist nach Borg gekommen und zögert nicht, das Gut des Grafen zu betreten. Sie schreitet auf den Terrassentritten empor.

Gräfin Märta war gerade auf die Treppe hinausgetreten, um die

Pracht des Junitages zu erschauen. Unten auf dem Kieswege sind zwei Mägde auf ihrem Gang nach dem Vorratshause stehengeblieben, sie trugen frischgeräucherte Schinken an einer Stange vorbei. „Will unsere gnädige Gräfin sie befühlen und riechen?“ fragen die Mägde. „Sind sie richtige geräuchert?“

Gräfin Märta, die zu jener Zeit die Hausherrin auf Borg war, lehnt sich über das Geländer und prüft die Schinken, aber in demselben Moment legt das Finnenweib ihre Hand auf einen der Schinken.

Seht doch diese braune, glänzende Schwarte, diese dicke Fettschicht! Reicht den frischen Wacholderduft dieses Schinkens! Oh, das ist ein Mahl für die alten Götter! Die Hexe will alles haben. Sie legt ihre Hand auf das Fleisch.

Die Tochter der Berge ist nicht daran gewöhnt, zu betteln und zu bitten! Hängt es nicht von ihrer Gnade ab, wie die Blumen gedeihen und wie die Menschen leben? Sie vermag Frost und verheerende Stürme und Wasserfluten herabzusenden. Darum braucht sie weder zu bitten noch zu betteln. Sie legt ihre Hand auf das, was sie wünscht, und es gehört ihr, Aber Gräfin Märta weiß nichts von der Macht der Alten.

„Fort mit dir, Bettelhexe“, sagt sie.

„Gib mir den Schinken“, ruft die Hexe vom Dovre, die Wolfsreiterin.

„Sie ist verrückt“, sagt die Gräfin und befiehlt den Mägden, mit ihrer Last ins Vorratshaus zu gehen.

Die Augen der Vielhundertjährigen flammen vor Wut und Lüsternheit auf.

„Gib mit den braunen Schinken,“ wiederholt sie, „sonst ergeht es dir schlimm.“

„Lieber gebe ich ihn den Elstern als deinesgleichen.“

Da erzittert die Alte in stürmischer Wut. Sie erhebt den runenbeschriebenen Stab und schwingt ihn wild im Kreise. Ihre Lippen stoßen wunderliche Worte hervor, das Haar sträubt sich, die Augen funkeln, das Gesicht verzerrt sich.

„Dich selber sollen die Elstern fressen“, schreit sie zuletzt.

Und dann geht sie, Verwünschungen murmelnd und den Stab schwingend, von dannen. Jetzt hat die Tochter der Wildnis die Aufgabe erfüllt, um deretwillen sie von den Bergen herabgestiegen ist.

Gräfin Märta steht noch immer auf der Treppe und lacht über die sinnlose Wut der Alten. Aber bald sollte das Lachen auf ihren Lippen ersterben, denn dort kommen sie! Sie vermag ihre eigenen Augen nicht zu trauen. Sie glaubt zu träumen, aber da kommen sie, die Elstern, die sie fressen sollen.

Aus Park und Graten kommen sie zu ihr herabgesaut, Dutzende von Elstern, mit gespreizten Krallen und vorgestreckten Schnäbeln, um loszuhacken. Sie kommen mit Kreischen und Lachen. Schwarze und weiße Flügel schimmern von ihren Augen. Sie sieht wie in einem Taumel hinter diesem Schwarm die Elstern aus allen Himmelsrichtungen herannahen, der ganze Himmel ist voll von schwarzen und weißen Flügeln. In dem grellen Sonnenschein des Vormittags blitzen die Metallfarben der Federn. Die Halsfedern werden struppig wie bei wütenden Raubvögeln. In immer engeren Kreisen umzingeln die Untiere die Gräfin und zielen mit Schnäbeln und Krallen nach ihrem Gesicht und ihren Händen. Da mußte sie nach der Vorhalle fliehen und die Tür schließen. Sie lehnte sich keuchend vor Angst an diese Tür, während die lachenden Elstern draußen umherkreisten.

Damit waren sie aber auch von der strahlenden Schönheit des Sommers, dem lichten Grün und vor aller Lebensfreude ausgeschlossen. Für sie gab es fortan nur geschlossene Zimmer und herabgelassene Gardinen; sie kannte nur noch Verzweiflung, Angst und an Wahnsinn grenzende Verstortheit.

Die Vögel ließen sich auf dem Treppengeländer und auf dem Dache des Hauses nieder. Sie saßen da, als ob sie nur auf der Gräfin Erscheinen warteten, um sich auf sie zu stürzen. Es war unmöglich, sie vom Gutshof zu verjagen. Wenn man nach ihnen schoß, wurde es nur noch schlimmer. Für eine, die fiel, kamen zehn neue angeflogen. Zuweilen mußten wohl große Scharen fortziehen, um Nahrung zu schaffen, aber es blieben immer treue Schildwachen zurück. Und wenn Gräfin Märta sich zeigte, wenn sie aus einem der Fenster blickte oder

auch nur für einen Augenblick die Gardinen zurückzog, wenn sie es nur versuchte, auf die Treppe hinauszutreten – sofort kamen sie herbei. Der ganze entsetzliche Schwarm stürzte mit brausendem Flügelschlag auf das Wohnhaus zu, und die Gräfin floh nach ihrem entlegensten Zimmer.

Sie bewohnte ihr Schlafgemach. Schwere Vorhänge hingen vor den Türen und Fenstern, dicke Teppiche lagen auf dem Fußboden, schleichende, flüsternde Menschen gingen damals auf Borg umher.

In dem Herzen der Gräfin wohnte der bleiche Schrecken. Ihr Haar ergraute. Ihr Gesicht bekam Runzeln. Nach einem Monat war sie zur Greisin geworden. Sie fuhr nachts aus ihren Träumen empor mit dem lauten Ruf, daß die Eltern sie fräßen. Sie weinte am Tage über dieses Verhängnis, dem sie nicht entgehen konnte. Sie scheute die Menschen, aus Angst, daß der Vogelschwarm jedem Eintretenden auf den Fersen folgen könnte, und sie saß sie meistens stumm da, die Hände vor dem Gesicht, sich auf dem Lehnstuhl hin und her wiegend, voller Überdruß und Verstimmung in der dumpfen Luft, nur manchmal sprang sie mit einem Klagelaut empor.

Niemand hatte ein bittereres Leben. Wer vermochte es, sie nicht zu bedauern?

In ihrer Jugend war sie doch gutherzig und lebensfroh gewesen. Aber die arme Frau wußte es nicht, daß die Seele die ewige Hungernde ist. Von Tanz und Spiel kann sie nicht leben. Wenn sie keine andere Nahrung bekommt, so wird sie wie ein wildes Tier erst anderen und zuletzt sich selbst zerfleischen.

Das ist die Deutung dieser Sage.

Der Johannistag

Die herrlichste Zeit des Jahres war gekommen. Es war die Zeit, in der Sintram, der boshafte Hüttenbesitzer auf Fors, sich ängstigte und grämte. Er ärgerte sich über den Siegeszug des Lichtes durch die

Stunden der Tag- und Nachtgleiche und über die Niederlage des Dunkels. Er war zornig über das Blättergewand, das die Bäume einhüllte, und über die bunten Matten, die die Erde bedeckten.

Alles hüllte sich in Schönheit. Der Weg, der noch so grau und staubig war, hatte seine Blumenrand: gelbe und violette Mitsommerblumen.

Als die Glockentöne der Kirche in Bro von der bebenden Luft auch nach Fors getragen wurden, erhob er sich voller Zorn. Ihm schien es, daß Gott und die Menschen zu vergessen wagten, daß er existierte, und er beschloß, auch zur Kirche zu fahren. Alle, die dem Sommer zujubelten, sollten ihn sehen, Sintram, den Verehrer des Nachtdunkels ohne Morgen, des Todes ohne Auferstehung, des Winters ohne kommenden Frühling. Er legte seinen Wolfspelz und die rauhen Fausthandschuhe an, ließ den Fuchshengst vor den Schlitten spannen und Schellen in das blanke, muschelgeschmückte Geschirr hängen. Ausgerüstet, als ob dreißig Grad Kälte herrschten, fuhr er zur Kirche. Er glaubte, das Knirschen unter den Kufen käme von dem scharfen Frost her. Er glaubte, daß der weiße Schaum auf dem Rücken des Pferdes Reif sei. Er fühlte keine Wärme. Von ihm strahlte Kälte aus, wie Wärme von der Sonne.

Er mußte auf seinem Wege an vielem vorbeifahren, was ihm geärgert haben würde, wenn sein Blick es gestreift hätte. Er hätte an jeder Hüttentür zwei schwankende Birken sehen müssen und durch die geöffneten Fenster in Zimmer schauen können, deren Decke und Wände mit Blumen und grünen Zweigen geschmückt waren. Das kleinste Bettelmädchen auf der Landstraße hatte einen Fliederzweig in der Hand, und jede Bauersfrau hatte einen ganz kleinen Blumenstrauß im zusammengefalteten Taschentuch.

Auf den Höfen standen Maibäume mit welken Blumen und schlaffen Kränzen, rund um sie her war das Gras zertreten, denn die fröhlichen Tänze der Sommernacht waren darüber hinweggegangen.

Unten am Lövven lagen Holzflöße. Die kleinen weißen Segel waren dem Johannistage zu Ehren gehißt, obgleich kein Wind sie blähte, und jede Mastspitze trug einen grünen Kranz.

Auf den vielen Wegen die nach Bro führten, kamen die Leute zur Kirche gewandert. Die Frauen sahen besonders stattlich in ihren hellen selbstgewebten Kleidern aus. Und die Menschen konnten gar nicht aufhören, sich über den Feiertagsfrieden und das Ausruhen von der Alltagsarbeit zu freuen. Und sie sprachen: „Man sieht daß dies der Tag des Herrn ist.“

Da kommt Sintram angefahren. Er fluchte und schwang die Peitsche über dem widerspenstigen Pferde. Der Sand knirschte unter den Schlittenkufen, und der gellende Klang der Schlittenschellen übertönte die Kirchenglocken. Unter der Pelzmütze sah man seine zornig gerunzelte Stirn.

Da schauderten die Kirchgänger und vermeinten, den Bösen selber gesehen zu haben. Eben hatte der herrliche Tag ihre Herzen noch mit Freude darüber erfüllt, daß sie auf Erden wandeln und des Daseins Schönheit genießen konnten. Nun, da sie Sintram sahen, kam ihnen eine Ahnung von ungewöhnlichem Unheil.

Sintram trat in die Kirche und setzte sich in seinen Kirchenstuhl, er warf die Fausthandschuhe so heftig auf die Bank, daß man das Aufschlagen der in das Fell eingenahten Wolfskrallen in der ganzen Kirche hörte. Einige Frauen, die schon in den vordersten Reihen saßen, wurden bei dem Anblick der zottigen Gestalt ohnmächtig und mußten hinausgetragen werden.

Aber niemand wagte, Sintram hinauzuweisen, obwohl er die Andacht störte; er war zu sehr gefürchtet.

Der alte Pfarrer predigte vergeblich über das lichte Fest des Sommers. Niemand hörte ihm zu. Die Leute dachten nur an die Tücke und die Kälte und an das furchtbare Unglück, das der böse Hüttenbesitzer ihnen zu verkünden schien.

Nach dem Gottesdienst sah man ihn den Abhang des Hügels ersteigen, auf dem die Kirche von Bro liegt. Erblickte auf den Sund hinab und ballte die Faust. Er schaute nach Westen und nach Osten, wo die lange Bergkette das Tal begrenzt. Und jeder fühlte, daß Sintram, wenn er ein Bündel Blitzte in der Rechten gehabt hatte, sie mit wilder Freude über das stille Land schleudern würde, um Jammer und

Tod zu verbreiten, soweit er es vermochte. Denn er hatte sein Herz bereits so sehr an das Böse verloren, daß er nur noch am Elend Freude hatte. Er hatte es sich allmählich selber gelehrt, alles Häßliche und Schlechte zu lieben. Er war verrückter als der wildeste Wahnsinnige, jedoch das begriff niemand.

Wunderliche Gerüchte gingen sodann durchs Land. Man flüsterte sich zu, daß dieser böse Mensch das Land verwüsten wolle, soweit man den Kirchturm von Bro sähe. Er wolle Bären und Füchse in den Wohnstätten der Menschen hausen sehen. Die Äcker sollten unbestellt daliegen, und in den ganzen Gegenden sollte man weder Hundegelb noch das Krähen der Hähne vernehmen; der böse Mann wolle seinem finsternen Herrn dadurch dienen, Unheil über jedermann zu bringen. Das war's, was er gelobt hatte.

Und die Menschen lebten in stummer Verzweiflung, denn sie wußten, daß des Bösen Macht groß war, daß er alles Lebende haßte, daß er das Tal zur Wildnis machen wollte, und daß er gern Pestilenz und Hungersnot oder Krieg in seinen Dienst gestellt hätte, um jeden zu erjagen, der sie nützliche, freudebringende Arbeit liebte.

Frau Musika

Da nichts mehr Gösta Berling aufzuheitern vermochte, seit er der jungen Gräfin zur Flucht verholfen hatte, beschlossen die Kavalier, bei der guten Frau Musika Hilfe zu suchen, dieser mächtigen Fee, die so viele Unglückliche tröstete.

Darum ließen sie an einem Juliabend die Türen und Fenster des großen Saals auf Ekeby öffnen. Die Strahlen des großen, roten Sonnenballs und die milde, kühle Abendluft drangen hinein. Und sie schmückten den Saal mit Rosen, deren Duft den ganzen Raum erfüllte. Da waren gelbe Rosen, in deren Adern das Blut so rot schimmerte wie in denen der Menschen, und milchweiße mit ausgefransten Rändern, und rosenfarbige mit großen Blättern, die am äußersten Rande

farblos wie Wasser sind, und dunkelrote mit schwarzen Schatten. Sie trugen Altringers Rosen herbei, die einst aus fernen Ländern gekommen waren, um die Augen schöner Frauen zu erfreuen.

Und dann bringen sie Noten und Notenpulte herbei und Messinginstrumente, Bogen und Violinen, denn nun soll die gute Frau Musika auf Ekeby herrschen und versuchen, Gösta Berling zu trösten.

Die Kavaliere üben die Oxford-Symphonie des freundlichen Vaters Haydn ein. Patron Julius führt den Taktstock. Als alles bereit ist, schicken sie einen Boten nach Gösta Berling. Er ist noch immer schwach und mutlos, aber er freut sich über den prächtigen Raum und auf die gute Musik, die er bald hören soll. Denn für den, der bekümmert ist und leidet, ist die gute Frau Musika doch die beste Gesellschafterin. Sie ist munter und spielerisch wie ein Kind, feurig und anziehend wie ein junges Weib, gut und weise wie die Alten, die ein würdiges Leben geführt haben.

Es geht gut, es geht glänzend. Aus den toten Notenzeichen zaubern sie den Genius der Musik hervor. Breite deinen Zaubermantel aus, liebe Frau Musika, und führe Gösta Berling in das Land der Freude zurück, in dem er zu leben pflegte.

Ach, ist das Gösta Berling, der dort bleich und mutlos sitzt und den die alten Herren aufheitern müssen, als wäre er ein Kind? Jetzt wird es mit der Freude in Värmland schlecht bestellt sein.

Ich weiß recht gut, weshalb die Alten ihn liebten. Ich weiß, wie lang ein Winterabend auf den einsamen Gutshöfen werden kann.

Stellt euch einen Sonntagnachmittag im Winter vor, wenn die Arbeit ruht und die Gedanken abgestumpft sind! Stellt euch einen beharrlichen Nordwind vor, der die Kälte ins Zimmer hineinpeitscht, eine Kälte, die kein Feuer bezwingen kann. Stellt euch das einzige Talglicht vor, das beständig geputzt werden muß! Stellt euch den monotonen Psalmengesang aus der Küche vor!

Nun, und dann erklingen die Schlittenschellen, schnelle Füße stampfen draußen auf der Flurschwelle den Schnee ab, und Gösta Berling tritt ins Zimmer. Er lacht und scherzt. Er ist das Leben, die Wärme. Er öffnet das Klavier und spielt, daß man sich über die alten

Saiten wundert. Er kann alle Lieder singen, alle Melodien spielen. Er fror niemals, nie war er müde. Der Traurige vergaß seine Sorgen, wenn er ihn sah. Ach, welch ein gutes Herz er hatte. Wie mitleidig war er gegen die Schwachen und Armen! Und welch ein Genie! Ja, ihr hättet die Alten von ihm reden hören müssen.

Aber jetzt, wo sie gerade am besten spielen, bricht er in Tränen aus. Das ganze Leben erscheint ihm so trübselig. Die Kavaliere erschrecken. Das sind nicht die milden, heilenden Tränen, die Frau Musika hervorzulocken pflegt. Er schluchzt wie ein Verzweifelter. Sie legen ganz ratlos ihre Instrumente beiseite.

Aber nun schleicht der sanfte Löwenborg an das Klavier heran, er befühlt es vorsichtig du streichelt die Tasten mit seiner weichen Hand.

Oben im Kavaliershause hat er auf einem großen Holztisch die ganze Klaviatur gemalt und ein Notenpunkt darauf angebracht. Dort kann er stundenlang sitzen und die Finger über die schwarzen und weißen Tasten geleiten lassen. Und dort spielt er seinen Beethoven. Er hat viele der sechsunddreißig Sonaten abschreiben können, weil Frau Musika ihm mit besonderer Gnade beigestanden hat.

Aber der Greis wagt sich niemals an ein anderes Instrument als an seinen Holztisch. Das Klavier erfüllt ihn mit ehrfurchtsvollem Schrecken. Es lockt ihn, aber es schreckt ihn noch mehr zurück. Die Majorin war auch nie sehr bereitwillig gewesen, es für ihn zu öffnen.

Er hat auf diesem Klavier oft genug Polkas und Walzer spielen und Bellmannmelodien klingen hören, aber bei so unheiliger Musik konnte das herrliche Instrument nur gellen und jammern. Jedoch wenn Beethoven käme, würde es schon seinen rechten, reinen Klang vernehmen lassen.

Er denkt nun, daß die Stunde für ihn und Beethoven gekommen sei. Er wird Mut fassen und das Heiligtum berühren, um seinen jungen Gebieter und Hausherrn mit dem schlummernden Wohlklang zu erfreuen.

Er setzt sich hin und beginnt zu spielen. Er ist ganz unsicher und erregt, aber er tastet sich durch ein paar Takte vorwärts, sucht den

rechten Klang herauszubringen, runzelt die Stirn, versucht es nochmals, und dann bedeckt er das Gesicht mit den Händen und fängt an zu weinen. Das Heiligtum ist ja gar kein Heiligtum. Es besitzt ja gar keine klaren, reinen Töne, keine Träume, dort ist kein dumpfer, mächtiger Donner, kein gewaltig brausender Orkan. Nichts von dem unendlichen Wohllaut, der die Luft des Paradieses durchrauscht, hat sich dort verborgen. Es ist ein altes, schrilles Klavier, und nichts mehr.

Aber da gibt Frau Musika dem verschmitzten Oberst einen Wink. Er nimmt Ruster mit, und sie holen Löwenborgs Tisch mit den gemalten Tasten.

„Sieh, Löwenborg,“ sagt Oberst Beerencrutz, „hier hast du dein Klavier. Jetzt spiele für Gösta!“

Da hört Löwenborg auf zu weinen und setzt sich nieder, um für seinen betrübt jungen Freund Beethoven zu spielen. Nun sollte er schon wieder froh werden.

In dem Kopfe des Greises erklingen die herrlichen Töne. Er glaubt fest, daß Gösta merke, wie schön er heute abend spielt. Er hätte gewünscht, daß der Meister selber ihn höre.

Je länger er spielt, desto begeisterter wird er. Er hört jeden Ton in überirdischer Kraft erklingen. Und er spielt:

„Leid, Leid, warum sollte ich dich nicht lieben? Weil diese Lippen kalt, deine Wangen welk sind? Weil deine Umarmung erstickt und deine Blicke versteinern?“

Leid, Leid, du bist eine jener stolzen, schönen Frauen, deren Liebe schwer zu erringen ist, die aber stärker brennt als die der anderen.

Ich habe die Kälte aus deinen Adern gejagt, und deine Liebe hat mich mit Glückseligkeit erfüllt.

Oh, was habe ich gelitten! Oh, wie habe ich mich gesehnt, seit ich sie verloren hatte, die meine erste Liebe war. Um mich und ich mir war dunkle Nacht. In Gebeten versunken lag ich da, in langen, ungehörten Gebeten. Der Himmel war meiner Not verschlossen. Aus dem sternenbesäten Himmelsgewölbe stieg kein freundlicher Geist zu meinem Trost herab.

Aber meine Sehnsucht zerriß den verdunkelnden Vorhang. Auf einer Brücke von Mondstrahlen schwebtest du zu mir herab. Im Lichte nahestest du mir, oh, meine Geliebte, und mit lächelnden Lippen. Dich anzuschauen war Seligkeit.

Doch du entschwandest, du entschwandest! Und für mich gab es keine Brücke von Mondstrahlen, als ich dir folgen wollte. Ich lag am Boden, ohne Schwingen an die Erde gebunden. Eine Klage erhob sich wie das Brüllen eines wilden Tieres, wie der betäubende Donner des Himmels. Ich wollte dir den Blitz als Boten senden. Ich verfluchte die grünende Erde. Mochten Feuerbrünste aller Gewächse verbrennen und die Pest über die Menschen herfallen! Ich rief Tod und Hölle zu Hilfe. Ich glaubte, daß die Qualen des Fegefeuers gegen mein Elend noch süß sein müßten.

Leid, Leid, damals wurdest du meine Freundin! Warum sollte ich dich nicht lieben?“

Also spielte der arme Mystiker. Dort saß er, strahlend vor Begeisterung und Rührung, und vernahm die wunderbarsten Töne, sicher, daß auch Gösta sie hören und durch sie getröstet werden müsse.

Gösta blickte ihn an. Anfangs war er zornig über dieses Gaukelspiel, aber allmählich wurde er sanfter. Unwiderstehlich war dieser Alte, wie er dort saß und seinen Beethoven genoß.

Und Gösta begann zu denken, wie auch dieser Mann, der nun so milde und sorglos war, einst in Leid versunken gewesen, wie auch er die Geliebte verloren hatte. Und jetzt saß er dort strahlend glücklich an seinem Holztisch. Also mehr war zu eines Menschen Glückseligkeit nicht notwendig?

Er fühlte sich gedemütigt. „Wie, Gösta,“ sagte er zu sich selber, „kannst du nicht mehr dulden und ertragen? Du, dessen ganzes Leben in Armut verging, dem jeder Baum im Walde, jeder Stein auf dem Felde Entsagung und Geduld predigte, du, der du in einem Lande auferzogen wurdest, das strenge Winter und karge Sommer kennt? Hast du die Kunst, etwas zu ertragen, vergessen?“

Ach, Gösta, ein Mann muß alles ertragen, was das Leben bietet, und er muß es mit mutigem Herzen und lächelnden Lippen tun, sonst

ist er kein Mann. Sehne dich, soviel du willst, wenn du deine Liebste verloren hast, laß furchtbare Qualen dein Innerstes durchwühlen und verzehren, aber zeige dich als Mann und als Värmländer! Laß deine Blicke vor Freude leuchten und begegne deinen Freunden mit heiteren Worten!

Hart ist das Leben, hart die Natur. Aber beide lassen Mut und Fröhlichkeit als Gegengewicht erstehen, sonst würde wohl niemand hier ausharren können.

Mut und Fröhlichkeit! Es ist, als wären sie des Lebens erste Pflichten. Du hast sie früher niemals verleugnet und darfst es jetzt um so weniger tun.

Bist du schlechter als Löwenborg, der dort an seinem Holzklavier sitzt, als alle de anderen Kavaliers, die Mutigen, Sorglosen, ewig Jungen? Du weißt recht gut, daß Leid keinem von ihnen erspart worden ist!“

Und nun betrachtet Gösta sie alle. Ach, welch eine komische Szene! Dort sitzt sie in tiefem Ernst und lauschen dieser Musik, die niemand hört.

Plötzlich wird Löwenborg durch ein lustiges Lachen aus seinen Träumen gerissen. Er hebt die Hände von den Tasten und horcht voller Begeisterung auf. Das ist Gösta Berlings altes Lachen, sein gutmütiges, freundliches, ansteckendes Lachen. Das ist die lieblichste Musik, die der Alte in seinem ganzen Leben gehört hat. „Wußte ich doch, daß Beethoven dir helfen würde!“ rief er aus. „Nun bist du ja wieder gesund!“

Auf diese Weise hat die gute Frau Musika Gösta Berlings Schwermut geheilt.

Der Pfarrer von Broby

Eros, du allbeherrschender Gott, du weißt wohl, daß es oft den Anschein hat, ein Mensch habe sich von deiner Herrschaft befreit. All die herrlichen Gefühle, die die Menschen vereinigen, scheinen in seinem Herzen erstorben zu sein. Der Wahnsinn streckt seine Krallen nach dem Unglücklichen aus, aber dann kommst du in deiner Allmacht, du Schützer des Lebens, und das vertrocknete Herz triebt Blüten wie er Stab des Heiligen.

Niemand ist geiziger als der Pfarrer von Broby, niemand ist durch Schlechtigkeit und Unbarmherzigkeit mehr von den Menschen getrennt als er. Seine Zimmer werden im Winter nicht geheizt, er sitzt auf einer ungestrichenen Holzbank, er kleidet sich in Lumpen, lebt von trockenem Brot und tobt, wenn ein Bettler ins Haus tritt. Er läßt das Pferd im Stall hungern und verkauft das Heu, seine Kühe nagen das trockene Gras vom Wegrande ab und fressen das Moos von den Hauswänden. Schon auf der Landstraße kann man das Blöcken der hungrigen Schafe hören. Die Bauern werfen ihm als Gaben die Speise zu, die ihre Hunde nicht fressen mögen, und die Sachen, die ihre Armen verschmähen. Seine Hand ist ausgestreckt, um zu verlangen, sein Rücken gebeugt, um zu danken. Er bettelt bei den Reichen und leiht bei den Armen auf Zinsen. Wenn er ein Geldstück sieht, so erbebt sein Herz vor Angst, bis es sich in seiner Tasche befindet. Wehe dem Unglücklichen, der ihm am Verfalltage nicht mit Wucherzinsen gerecht werden kann!

Er verheiratete sich spät, aber es wäre besser gewesen, er hätte es niemals getan. Seine Frau starb vor Erschöpfung und Überanstrengung. Seine Tochter dient bei Fremden. Er wird alt, aber das Alter schafft ihm eine Linderung in seiner Rastlosigkeit. Der Wahnsinn des Geizes verläßt ihn niemals.

Doch eines schönen Tages, zu Anfang August, kommt eine schwe-

re, von vier Pferden gezogene Karosse nach Broby hinaufgefahren. Ein feines altes Fräulein saß darin, in großem Staat mit dem Kutscher, dem Bedienten und der Kammerjungfer. Sie will den Pfarrer von Broby aufsuchen. Er war es, den sie in ihrer Jugendzeit geliebt hatte.

Als er Informator auf den Gütern ihres Vaters war, liebten sie einander, obgleich die stolze Familie sie trennte, Und nun kam sie hergereist, um ihn vor ihrem Tode zu sehen. Alles, was das Leben ihr bieten kann, ist ein Wiedersehen mit ihrem Jugendgeliebten.

Das kleine, zarte Fräulein träumt. Sie fährt nicht auf die Brobyhügel hinauf nach einem armseligen, dichten Laube im Park zu fahren, wo der Geliebte ihrer harret. Sie sieht ihn vor sich, er kann küssen, er kann lieben. Wie schön er ist! Er kann schwärmen, er kann erglühn, er erfüllt ihr ganzes Wesen mit dem Feuer der Begeisterung.

Sie ist nun gelblich, verwelkt und alt! Er wird sie mit ihren sechzig Jahren vielleicht nicht wiedererkennen, aber sie kommt nicht, um gesehen zu werden, sondern um den Geliebten ihrer Jugend zu sehen, dem die Zeit nichts anhaben konnte, der noch immer jung, schön, warmherzig ist.

Sie kommt aus so weiter Ferne, daß sie kein Wort über den Pfarrer von Broby gehört hat.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, einen Schilling für einen Armen“, jammert ein Bettler am Wegrande.

Die Edeldame gibt ihm einen Silberschilling und fragt, ob der Pfarrhof von Broby in der Nähe läge.

Der Bettler richtet einen schlaun, scharfen Blick auf sie und sagt:

„Der Pfarrhof liegt da vorn, aber der Pfarrer ist nicht zu Hause, im Pfarrhof ist niemand anwesend.“

Das zarte, kleine Fräulein erleicht, als sollte sie umsinken. Die kühle Laube verschwindet, der Geliebte ist nicht dort. Wie konnte sie nur daran denken, daß sie ihn nach vierzig Jahren des Harrens dort wiederfinden würde?

Was hat das gnädige Fräulein im Pfarrhof zu tun?

Das gnädige Fräulein wäre gekommen, um den Pfarrer auszusuchen.

chen. Sie hätte ihn in früheren Tagen gekannt.

Vierzig Jahre und vierzig Meilen hatten sie getrennt. Und mit jeder Meile, die sie zurückgelegt hat, ist ein Jahr mit seinen Lasten, Sorgen und Erinnerungen von ihr abgefallen, so daß sie jetzt, beim Pfarrhof angelangt, wieder ein zwanzigjähriges Mädchen, ohne Sorgen und Erinnerungen, geworden ist.

Der Bettler steht und blickt sie an, er sieht, wie sie sich vor seinen Augen aus einer Zwanzigjährigen in eine Sechzigjährige verwandelt und von sechzig wieder zwanzig Jahre alt wird.

„Der Pfarrer kommt heute nachmittag sicherlich nach Hause. Das gnädige Fräulein täte am klügsten daran, nach dem Gasthof in Broby zu fahren und nachmittags wiederzukommen.“

Einen Augenblick darauf rollt die schwere Karosse mit der kleinen, verwelkten Dame den Hügel hinab, aber der Bettler steht, am ganzen Leibe bebend, da und blickt ihr nach Ihm ist, als müßte er auf die Knie fallen und die Räderspuren küssen. — — — — —

Elegant, frisch rasiert und sauber, in Schuhen mit blanken Schnallen, mit seidenen Strümpfen mit Halskrause und Manschetten steht der Pfarrer von Broby um die Mittagsstunde desselben Tages vor der Pröpstin in Bro und erzählt:

„Ein feines Fräulein, eine Grafentochter, Frau Pröpstin. Glauben Sie, daß ich armer Mann sie bitten kann, bei mir einzukehren? Meine Dielen sind schwarz, meine gute Stube ist nicht möbliert, die Decke im Saal ist grün vom Schimmel und Feuchtigkeit. Helfen Sie mir, Frau Pröpstin! Denken Sie daran, daß es einen vornehme Grafentochter ist!“

„Sagen Sie doch, daß Sie vereist wären.“

„Liebe Frau Pröpstin, sie ist vierzig Meilen weit gefahren, um mich armen Mann zu sehen. Sie weiß nicht, wie es bei mir zugeht. Ich habe kein Bett, das ich ihr anbieten könnte. Ich habe nicht einmal ein Bett für ihre Diener.“

„Nun, so lassen Sie sie wieder abreisen!“

„Liebe, einzige Frau Pröpstin! Verstehen Sie denn nicht, was ich meine? Ich möchte lieber alles, was ich besitze, hingeben, alles, was

ich mit Fleiß und Mühe gesammelt habe, als daß sie wegfahren sollte, ohne daß ich sie in meinem Hause empfangen hätte. Sie war zwanzig Jahre alt, als ich sie zu letzt sah, und das ist vierzig Jahre her, bedenken Sie doch nur, Frau Pröpstin! Helfen Sie mir, damit ich sie bei mir aufnehmen kann. Hier ist Geld, wenn Geld helfen kann, aber hier bedarf es anderer Dinge als des Geldes.“

O Eros, die Frauen lieben dich! Sie gehen lieber hundert Schritte für dich, als einen Schritt für andere Götter.

Im Propsthof von Bro werden die Zimmer, die Küche, die Speisekammer geleert. Alles wird nach dem Pfarrhof hinaufgefahren. Als der Propst vom Konfirmandenunterricht heimkehrt, findet er kein Mittagessen, keine Pröpstin, keine Magd! Was ist dabei zu tun? Eros hat es so gewollt, Eros der Allbeherrschende.

Und dann kommt am späten Nachmittag die schwere Karosse auf dem Brobyhügel angerasselt. Und das kleine Fräulein sitzt darin und ist gespannt, ob nicht ein neues Mißgeschick sie treffen würde, und ob es wirklich wahr sei, daß sie nun ihrer einzigen Lebensfreude entgegengehe. Die Karosse biegt in den Pfarrhof ein, aber im Torweg bleibt sie stehen, der große Wagen ist zu breit. Der Kutscher knallt mit der Peitsche, die Pferde reißen an den Zügeln, der Bediente flucht, aber das Hinterrad der Karosse sitzt fest. Die Grafentochter kann nicht in den Hof des Geliebten gelangen.

Jedoch da kommt jemand, das ist er! Er hebt sie aus dem Wagen, er trägt sie auf den Armen, deren Kraft noch ungebrochen ist, er preßt sie in einer ebenso warmen Umarmung an sich wie einst, wie vor vierzig Jahren. Sie blickt in die Augen, die so strahlend sind wie damals, als sie erst fünfundzwanzig Sommer gesehen hatten.

Da überkommt sie ein Sturm von Gefühlen, wärmer als je zuvor. Sie erinnert sich, daß er sie einmal die Treppe zur Terrasse hinaufgetragen hatte. Sie, die alle diese Jahre hindurch geglaubt hatte, daß ihre Liebe lebte, sie hatte doch vergessen, was es bedeute, von starken Atmen umschlossen zu werden, in junge, strahlende Augen zu blicken.

Sie sieht nicht, da er alt ist. Sie sieht nur die Augen, die Augen.

Sie sieht nicht die schwarzen Dielen, die feuchte, grünliche Decke, sie sieht nur seine strahlenden Augen. Der Pfarrer von Broby ist in diesem Augenblick ein stattlicher, schöner Mann. Sie hört seine Stimme, seine klare, volle Stimme, die so zärtlich klingt. So spricht er nur zu ihr. Wozu bedurfte es der Möbel aus dem Probsthof, der Speisen, der Dienerschaft? Das alte Fräulein würde nichts dergleichen vermißt haben. Sie hört seine Stimme und sieht seine Augen.

Niemals, niemals zuvor ist sie so glücklich gewesen.

Wie zierlich er sich verbeugt, zierlich und stolz, als ob sie eine Fürstin wäre und er der bevorzugte Günstling. Er bedient sich der vielen alten Phrasen. Sie lächelt nur und ist glücklich.

Gegen Abend bietet er ihr den Arm, und sie promenieren in seinem alten, verfallenen Garten. Sie sieht nichts Häßliches und Verwahrlostes. Verkrüppelte Büsche werden zu beschnittenen Hecken, das Unkraut breitet sich zu gleichmäßigen leuchtenden Rasenmatten aus, lange Alleen spenden ihre Schatten, und aus Nischen von dunklem Laub schimmern die weißen Bilder der Jugend, der Treue, der Hoffnung und der Liebe.

Sie weiß, daß er verheiratet war, aber sie denkt nicht daran. Wie sollte sie auch an so etwas denken? Sie ist ja zwanzigjährig, er fünf- undzwanzig Jahre alt, in blühender Kraft. Soll er, der lächelnde Jüngling, einst der geizige Pfarrer von Broby werden? Zuweilen erbraust vor seinen Ohren die Prophezeiung eines finsternen Schicksals. Aber der Jammer der Armen, die Flüche der Betrogenen, die verächtlichen Spottreden, die Schmählieder, der Hohn, all das existiert für ihn noch nicht. Sein Herz erglüht nur in reiner, unschuldiger Liebe. Der stolze Jüngling wird das Gold niemals so sehr lieben, daß er im tiefsten Schmutze danach kriechen oder es von den Vorbeifahrenden erbetteln sollte, und daß er Demütigungen, Schläge, Kälte, Hunger erleiden könnte, um seiner habhaft zu werden. Würde er wohl sein Kind hungern lassen, sein Weib quälen um dieses elenden Goldes willen? Das ist unmöglich. So kann er nicht werden. Er ist ein guter Mensch wie alle anderen. Er ist kein Ungeheuer.

Die Geliebte seiner Jugend geht nicht neben einem verachteten

Schufft dahin, der des Amtes unwürdig ist, das er zu übernehmen wagte! Das täte sie nicht.

O Eros, allbeherrschender Gott, an diesem Abend ist er nicht der Pfarrer von Broby, er ist es auch weder am nächsten noch am übernächsten Tage.

Einen Tag darauf reiste sie ab. Die Pforte ist erweitert. Die Karosse rollt so schnell dahin, wie nur ausgeruhte Pferde sie ziehen können.

Ein solcher Traum, ein so herrlicher Traum! In diesen ganzen drei Tagen nicht eine Wolke!

Sie fährt lächelnd heim nach ihrem Schloß, zu ihren Erinnerungen. Sie hört niemals mehr seinen Namen nennen. Sie wollte von diesem Traum träumen, solange sie lebte.

Der Pfarrer von Broby saß in seinem öden Hause und weinte wie ein Verzweifelter. Sie hatte ihn jung gemacht Würde er nun alt werden? Würde der böse Geist wiederkehren, und würde er verächtlich werden, verächtlich, wie er gewesen war?

Patron Julius

Patron Julius trug seine rot angemalte Truhe aus dem Kavaliersflügel herunter. Er füllte ein grünes Tönnchen, das ihn auf vielen Reisen begleitet hatte, mit duftendem Pomeranzenschnaps und packte Butter, Brot, lieblich grün und braun schimmernden alten Käse, fetten Schinken und einen Topf mit ihm Himbeerkompott schwimmenden Eierkuchen in die große geschnitzte Proviantkiste.

Dann ging Patron Julius überall hin, um sich mit Tränen von der ganzen Ekebyer Herrlichkeit zu verabschieden. Zum letztenmal streichelte er die abgenutzten Kegelkugeln und die rundwangigen Kinder auf dem Berge, wo die Hütten standen. Er ging noch einmal durch die Lauben im Garten und die Parkgrotten. Er ging in die Scheunen und in die Viehställe, streichelte die Flanken der Pferde, schüttelte

den wütenden Stier an den Hörnern und ließ sich von den Kälbern seine bloßen Hände lecken, Zuletzt ging er weinend nach dem Wohnhause, wo das Abschiedsfrühstück auf ihn wartete.

Weh über das ganze Dasein! Wie kann es nur soviel Trübsal bringen? Gift war in dem Essen, Galle im Wein. Den Kavaliern war, wie ihm, die Kehle zugeschnürt. Tränen verschleierten alle Augen. Die Abschiedsrede wurde durch Schluchzen unterbrochen. Wehe über das ganze Leben! Sein Dasein würde von nun an ein einziges langes Sehnen sein. Niemals würde er wieder seine Lippen zum Lächeln verziehen, die Lieder würden in seiner Erinnerung ersterben, wie die Blumen im Herbst auf der Erde hinsterben. Er würde verblassen, abfallen, hinwelken wie eine vom Frost getroffene Rose. Die Kavaliere würden den armen Julius nimmer wiedersehen Schwere Ahnungen durchjagten seine Seel, gleichwie sturmgepeitschtes Gewölk über unsere frischgepflügten Felder dahinjagt. Er würde nach Hause kommen, um zu sterben.

In Gesundheit und Wohlbehagen blühend, stand er jetzt noch vor ihnen. Nun würden sie ihn niemals so wiedersehen. Sie würden ihn nie mehr scherzend fragen, wann er zuletzt seine Zehenspitzen gesehen habe, niemals mehr würden sie sich seine runden Wagen als Kegelkugeln wünschen. In Leber und Lungen hatte sich bereits ein böses Leiden eingenistet. Das nagte und zehrte. Er hatte es längst gefühlt. Seine Tage waren gezählt.

Oh, daß die Ekeby-Kavaliere den Toten doch in treuer Erinnerung behielten! Oh, da sie ihn nicht vergessen möchten!

Ihn rief die Pflicht. Dort zu Hause saß eine Mutter und wartete auf ihn. Siebzehn Jahre lang hatte sie auch seine Rückkehr aus Ekeby gewartet. Jetzt hatte sie ihn brieflich beschworen, heimzukehren, und er würde gehorchen. Er wußte zwar, daß es sein Tod werden müßte, aber als guter Sohn würde er gehorchen.

Oh, diese göttlichen Feste! Oh, diese lieblichen Strandwiesen, dieser stolze Gießbach! Oh, diese fröhlichen Abenteuer, die weißen, glatten Tanzböden, der geliebte Kavaliersflügel! O Geigen und Waldhörner, oh, du Leben des Glücks und der Freude! Es war der

Tod, von alldem zu scheiden.

Dann ging Patron Julius in die Küche hinaus und sagte der ganzen Dienerschaft Lebewohl. Alle insgesamt, von der Haushälterin bis zu der alten Kräuterfrau, umarmte er und küßte sie in überwallender Rührung. Die Mädchen weinten und beklagten sein Los. Daß ein so guter und lustiger Herr sterben müsse, daß sie ihn niemals mehr wiedersehen sollten!

Patron Julius gab Befehl, sein altes Kabriolett aus der Wagenremise zu ziehen und sein Pferd aus dem Stalle zu holen.

Die Stimme wollte dem Patron Julius fast brechen, als er diesen Befehl erteilte. Sein Kabriolett sollte also nicht in Ruhe auf Ekeby vermodern dürfen, und die alte Kasja würde nun auch von der wohlvertrauten Krippe scheiden! Er wolle nichts Böses über seine Mutter sagen, aber wenn sie auch nicht an ihn dächte, so hätte sie doch an das Kabriolett und an Kasja denken sollen. Wie würden die diese lange Reise aushalten können?

Aber das bitterste von allem war doch der Abschied von den Kavaliern.

Der kleine, rundliche Patron Julius, der mehr zum Rollen als zum Gehen geschaffen war, fühlte sich bis zu den Fingerspitzen tragisch gestimmt. Er gedachte das große Atheners, der im Kreise der weinenden Schüler ruhig den Giftbecher geleert hatte. Er gedacht des alten König Gösta, der dem schwedischen Volke prophezeit hatte, daß es einst noch wünschen würde, ihn aus dem Grabe herauszukratzen.

Zuletzt sang er ihnen sein schönstes Lied vor. Er gedachte des Schwanes, der singend stirbt. So sollten sie sich seiner erinnern: als eines königlichen Geistes, der sich nicht zur Klage herabläßt, sondern wie von Melodien getragen von dannen zieht.

Endlich war der letzte Becher geleert, daß letzte Lied gesungen, der letzte Händedruck gewechselt. Er zog den Mantel an, und die Peitsche hielt er in der Hand. Ringsumher war kein Auge trocken geblieben; seine eigenen Augen waren so gänzlich von den aufsteigenden Tränen tiefen Kummers verschleiert, daß er nichts mehr sah. Da sah er ihn die Kavaliere und hoben ihn hoch empor. Rings

um ihn tönten Hurrarufe. Sie setzten ihn irgendwo nieder, er sah nicht, wohin sie ihn gesetzt hatten. Eine Peitsche knallte das Fuhrwerk setzte sich unter ihm in Bewegung. Er fuhr ab. Als er dann wieder aus den Augen sehen konnte, war er schon weit draußen auf der Landstraße.

Zwar hatten die Kavaliere ehrlich geweint und waren von tiefem Trennungsschmerz ergriffen, aber der Kummer hatte dennoch nicht alle lustigen Herzensregungen in ihnen ersticken können. Einer von ihnen – war es Gösta Berling, der Dichter, oder Beerencrutz, der Landsknecht spielende alte Krieger, oder der lebensmüde Vetter Kristoffer? – hatte es so angeordnet, daß weder die alte Kasja aus ihrem Stalle geholt noch das morsche Kabriolett aus seinem Wagenschuppen gezogen zu werden brauchte. Sondern ein großer, hellroter Ochse war vor einen Leiterwagen gespannt worden, und dann packte man das Gefährt mit der roten Truhe, dem grünen Tönnchen und der geschnitzten Proviantkiste, und zuletzt wurde Patron Julius, dessen Augen von Tränen überflossen, niedergesetzt, und zwar weder auf die Proviantkiste noch auf die Truhe, sondern auf den Rücken des hellroten Ochsen.

Seht, so ist der Mensch zu schwach, um den Kummer in seiner ganzen Bitterkeit auf sich zu nehmen! Wohl betrauertem die Kavaliere diesen Freund, der fortzog, um zu sterben. Doch ihrer Herzen Verklemmung löste sich, als sie ihn auf dem Rücken des großen Ochsen reitend hinziehen sahen, während sein ganzer dicker Körper vor Schluchzen erbebte, seine zu einer letzten Umarmung ausgebreiteten Arme in Verzweiflung niedersanken und seine Augen bei einem unfreundlichen Himmel Gerechtigkeit suchten.

Draußen auf der Landstraße begann der Nebel sich vor Patron Julius zu lichten, er erkannte, daß er auf dem wiegenden Rücken eines Tieres saß. Und man behauptet, daß er damals darüber nachzugrübeln begann, was doch alles in siebzehn langen Jahren gesehen könne. Die alte Kasja hatte sich augenscheinlich verändert. Sollten wohl die Kleefelder von Ekeby und das Haferfressen diese Metamorphose bewirkt haben? Und er rief – ich weiß nicht, ob die Steine auf der Land-

straße oder die Vögel im Gebüsch es gehört haben –, aber wahr ist es, daß er ausrief: „Der Teufel soll mich plagen, wenn ich nicht glaube, daß du Hörner bekommen hast, Kasja!“

Nachdem er noch eine Weile darüber gegrübelt hatte, ließ er sich langsam von dem Rücken des Ochsens hinabgleiten, stieg auf den Leiterwagen, setzte sich auf die Proviantkiste und fuhr in tiefen Gedanken weiter.

Nach einer Weile, als er sich Broby näherte, hörte er folgenden rhythmischen Gesang:

„Eins und zwei
sechs und sieben,
Värmlands Jäger
kommen drüben.“

So klang es ihm entgegen, aber es waren gar keine Jäger, sondern die fröhlichen Fräulein von Berga und ein paar schöne Töchter des Landvogts in Munkerud, die des Weges gewandert kamen. Sie hatten ihre kleinen Pakete mit Mundvorrat an langen Stöcken gefertigt, de wie Gewehre auf ihren Schultern ruhten, und marschierten mutig und taktfest singend in der Sommerhitze: „Eins und zwei, sechs und sieben – – –“

„Wohin, Patron Julius?“ riefen sie, als sie ihm begegneten, ohne auf seine kummerumwölkte Stirn zu achten.

„Ich ziehe fort von der Heimstatt der Sünde und Eitelkeit“, antwortete Patron Julius. „Ich will nicht länger unter Faulenzern und Missetätern leben. Ich kehre heim zu meiner Mutter.“

„Oh,“ riefen sie, „das ist nicht wahr, Ihr werdet Ekeby doch nicht verlassen, Patron Julius!“

„Doch“, sagte er und schlug mit der geballten Faust auf die Kleidertruhe. „Wie Lot einst aus Sodom und Gomorra floh, so fliehe ich aus Ekeby. Dort gibt es jetzt keinen einzigen Gerechten Wenn dann aber die Erde unter ihnen weichen und es Schwefel vom Himmel herabregnen wird, dann werde ich mich über Gottes gerechtes Gericht freuen. Adieu, ihr Mädchen, hütet euch vor Ekeby!“

Damit wollte er weiterfahren, das war aber durchaus nicht im Sinne der lustigen Mädchen. Sie hatten die Absicht, nach dem Dunderfelsen zu wandern, um ihn zu besteigen, jedoch der Weg war weit, und sie hatten nicht übel Lust, in Julius' Leiterwagen bis zum Fuße des Berges zu fahren.

Glücklich sind die Menschen, die sich am Sonnenschein des Lebens erfreuen können und die keinen Kürbis brauchen, um ihren Scheitel zu schützen! Ehe noch zwei Minuten vergangen waren, hatten die Mädchen ihren Willen durchgesetzt. Patron Julius wendete um und lenkte das Fuhrwerk nach dem Dunderfelsen. Lächelnd saß er auf seiner Proviantkiste, während sich der Leiterwagen mit den jungen Mädchen füllte. Längs des Weges wuchsen Gänseblümchen, Biensaug und wohlriechende Wicken. Der Ochse mußte manchmal eine Weile ausruhen. Dann stiegen die Mädchen ab und pflückten Blumen. Bald prangten Kränze auf Julius' Haupt und auf den Hörnern des Ochsens.

Weiterhin trafen sie auf helle, junge Birken und dunkles Erlengebüsch. Da stiegen sie ab und brachen Zweige, um den Leiterwagen zu schmücken. Bald war er wie ein wanderndes Waldgebüsch anzuschauen. Den ganzen Tag wurde gescherzt und gespielt.

Je weiter der Tag fortschritt, desto milder und strahlender wurde Patron Julius gestimmt. Er verteilte seine Leckerbissen unter die Mädchen und sang ihnen Lieder vor. Als sie auf dem Gipfel des Dunderfelsens standen und die weite Landschaft unten so stolz und schön vor sich liegen sahen, daß ihnen vor so viel Schönheit die Tränen in die Augen traten, da fühlte Julius sein Herz heftig schlagen, die Worte drängten sich ihm auf die Lippen, und er hielt eine Rede auf sein geliebtes Land.

„Ach Värmland,“ sagte er, „du schönes, du herrliches Land! Oftmals, wenn ich dich auf einer Landkarte vor mir sah, war ich neugierig, was du bedeuten mochtest, aber jetzt begreife ich, was du bist. Du bist ein alter, frommer Eremit, der still dasitzt und träumt. Die Beine gekreuzt, die Hände im Schoße ruhend, die spitze Mütze über deine halbgeschlossenen Augen gezogen. Du bist ein Grübler, ein

heiliger Träumer, und du bist sehr schön. Weite Wälder sind deine Gewänder. Lange Bänder von blauem Wasser und glatte Reihen blauer Berge umsäumen sie.

Du bist so einfach, daß der Fremdling gar nicht sieht, wie schön du bist. Du bist arm, wie die Frommen zu sein trachten. Stille sitzt du da, während die Wogen des Vänern deine Füße und deine gekreuzten Beine umspülen. Zur Linken breiten sich deine Erzfelder und Gruben aus. Dort ist dein pochendes Herz. Im Norden liegen die schönen, dunklen Stätten der Einsamkeit und der Heimlichkeit. Dort ist dein träumendes Haupt.

Wenn ich dich sehe, du Riesenhafter, du Ernster, so müßten sich meine Augen mit Tränen füllen. Du bist streng in deiner Schönheit, du bist die Erwägung, die Armut, die Entbehrung selber, und doch erkenne ich inmitten deiner Strenge die lieblichen Züge der Milde. Ich sehe dich und verehere dich. Blicke ich nur in deine weiten Wälder, berührt mich nur ein Zipfel deines Gewandes, so ist mein Geist gesund. Stunde für Stunde, Jahr für Jahr schaute ich in dein geheiligtes Antlitz. Welche Rätsel verbirgst du unter den gesenkten Augenlidern, du Gottheit der Entbehrung? Hast du die Rätsel des Lebens und des Todes gelöst, oder grübelst du noch über sie nach, du Heiliger, du Riesengleicher? Für mich bist du der Hüter großer, ernster Gedanken, Aber ich sehe die Menschen auf dir und um dich herumkriechen, Wesen, die niemals den majestätischen Ernst auf deiner Stirn zu erkennen scheinen. Sie sehen nur deines Antlitzes und deiner Glieder Schönheit und sind davon so berückt, daß sie alles andere darüber vergessen.

Weh mir, weh uns allen, weh den Kindern Värmlands!“! Schönheit, Schönheit und nichts anderes fordern wir vom Leben. Wir, die Kinder der Entbehrung, des Ernstes, der Armut, wir erheben unsere Hände in einem einzigen langen Gebet und begehren nur das einzige Gut: die Schönheit. Unser Leben soll nur wie ein Rosenbusch sein, es soll in Liebe, Wein und Freude blühen, und seine Rosen sollen für alle blühen! Seht, das wünschen wir, und unser Land trägt die Züge der Strenge, des Ernstes, der Entbehrung. Unser Land ist das ewige Sym-

bol der Grübele, und dennoch haben wir keine Gedanken.

O Värmland, du schönes, herrliches Land!“

So sprach er mit Tränen in den Augen und mit vor Begeisterung bebender Stimme. Die jungen Mädchen hörten ihm erstaunt und nicht ohne Rührung zu. Sie ahnten kaum die Tiefe der Empfindung, die sich unter diesem von Scherz und Lachen strahlenden Äußeren verbarg.

Als der Abend hereinbrach und sie alle wieder den Leiterwagen bestiegen hatten, wußten die jungen Mädchen kaum, wohin Patron Julius mit ihnen fuhr, bis sie vor der Freitreppe auf Ekeby anhielten.

„Jetzt müssen wir hier hinein und ein Tänzchen machen, ihr lieben Mädchen“, sagte Patron Julius.

Was aber sagten die Kavaliers, als sie Patron Julius mit einem welken Kranze um den Hut und einer Fuhre junger Mädchen anlangen sahen?

„Wir konnten es uns wohl denken, daß die Mädchen mit ihm losgezogen waren,“ sagten sie, „sonst hätten wir ihn schon vor mehreren Stunden hier gehabt.“ Denn die Kavaliers erinnerten sich, daß es gerade zum siebzehntenmal geschah, daß Patron Julius Ekeby zu verlassen suchte, einmal in jedem vergangenen Jahre, Jetzt hatte Patron Julius bereits diesen Versuch sowie alle die anderen Versuche vergessen. Sein Gewissen schlief von neuem seinen einjährigen Schlaf.

Er war ein Mordskerl, dieser Patron Julius. Ein flotter Tänzer, frisch und froh am Spieltisch. Seine Hand führte die Feder, den Pinsel und den Bogen mit gleichem Erfolg.

Er besaß ein leichtempfindliches Herz, trug schöne Worte auf der Zunge, und seine Kehle war voll von Liedern. Wohin hätten alle diese Gaben ihn führen können, wenn er nicht ein Gewissen besessen hätte, das sich nur ein einziges Mal im Jahr vernehmen ließ, jenen Eintagsfliegen gleichend, die sich aus dunklen Tiefen befreien und Flügel erhalten, um nur wenige Stunden im Tageslicht und Sonnenglanz zu leben.

Die tönernen Heiligen

Die Kirche von Svartsjö ist innen und außen weiß, weiß sind die Wände, die Kanzel, die Bänke, die Empore, die Decke, die Fensterbogen, das Altarbuch. Alles ist weiß. Man sieht keinen Schmuck, keine Bilder, keine Wappenschilder. Auf dem Altar steht nur ein Kruzifix von Holz, das mit einem weißen Linnentuch verhüllt ist. Einst war das anders. Die Decke zeigte Malereien, und eine Menge bunter Stein- und Tonbilder befanden sich in diesem Gotteshause.

Vor langer Zeit hatte ein Künstler in Svartsjö an einem Sommertage den Himmel betrachtet und den Zug der Wolken zur Sonne beobachtet. Er hatte die weißen, leuchtenden Wolken, die morgens tief unten am Horizont stehen, sich höher und höher türmen und alle die gewaltigen Riesen sich ausbreiten und zur Höhe emporstürmen sehen. Sie spannten ihre Segel wie Schiffe. Sie erhoben die Standarten wie Krieger. Sie bereiteten sich, den ganzen Himmel zu erobern. Vor der Sonne, des Weltenraumes Herrscherin, verstellten sich diese wachsenden Ungeheuer und nahmen ungefährliche Gestaltungen an. Da war ein reißender Löwe. Er verwandelte sich in eine gepuderte Dame. Da war ein Riese mit mächtigen Armen. Er legte sich wie eine träumende Sphinx nieder. Einige schmückten ihre weiße Nacktheit mit goldverbrämten Mänteln, andere legten rote Schminke auf die schneeigen Wangen. Dort waren Ebenen und Wälder. Dort waren Burgfesten mit hohen Türmen. Die weißen Wolken wurden die Herren des Sonnenhimmels. Sie erfüllten die ganze blaue Himmelswölbung. Sie nahten der Sonne und verhüllten sie.

„Oh, wie schön,“ dachte da der fromme Künstler, „wie schön wäre es, wenn die sehnsüchtigen Geister auf diesem sich türmenden Gebirge mit emporsteigen und wie wiegende Schiffe höher und Höher aufwärts getragen werden könnten!“

Und es wurde ihm plötzlich klar, daß die weißen Wolken des

Sommertages die Nachen waren, auf denen die Seelen der Verklärten dahinglitten.

Er sah sie dort. Sie standen auf den dahingleitenden Wolkenmassen mit Lilien in den Händen und goldenen Kronen auf den Häuptern. Der Weltenraum ertönte von ihren Gesängen. Die Engel schwangen sich auf ihren breiten, starken Fittichen ihnen entgegen. Oh, welch eine Menge von Verklärten! Je mehr die Wolken sich ausbreiteten, desto mehr und mehr wurden sie sichtbar. Sie ruhten auf ihren Wolkenlagern wie Seerosen auf Binnenseen. Sie schmückten sie wie Blumen das Feld. Welch ein jubelnder Aufstieg! Wolke auf Wolke glitt empor. Und alle waren voll der himmlischen Heerscharen in silbernen Rüstungen, von den unsterblichen Sängern in purpursäumten Mänteln.

Dieser Künstler hatte später die Decke der Svartsjöer Kirche gemalt. Die Hand, die den Pinsel führte, war zwar kräftig, aber auch etwas steif gewesen, deshalb glichen die Wolken des Sommerabends, die er wiedergeben wollte, auch mehr den krausen Locken in einer Allongeperücke als wachsenden Wolkenbergen von weichem Nebel. Und er vermochte es auch nicht, die Heiligen so wiederzugeben, wie seine Phantasie sie erschaut hatte, sondern er malte sie in langen, roten Mänteln und steigen Bischofsmützen oder in schwarzen Kaftanen mit gestärkten Faltenkragen. Er hatte sie mit großen Köpfen und schwächtigen Körpern gemalt und sie mit Taschentüchern und Gebetsbüchern versehen. Lateinische Sentenzen flogen ihnen aus dem Munde, und für die, die nach seiner Meinung die vorzüglichsten waren, hatte er feste Holzstühle auf den Wolkenkämmen angebracht, so daß sie bequem sitzend der Ewigkeit zufahren konnten.

Da aber jeder wußte, daß Geister und Engel sich dem armen Künstler niemals gezeigt hatten, wunderte sich niemand darüber, daß er sie nicht so überirdisch schön hatte machen können. Vielen war die fromme Malerei des guten Meisters dennoch überaus schön erschienen, und sie hatte viel heilige Rührung ausgelöst.

Aber im Jahre, da die Kavaliers auf Ekeby herrschten, ließ der Graf Dohna die ganze Kirche weiß anmalen. Da wurde die Decken-

malerei zerstört. Auch wurden alle tönernen Heiligen vernichtet.

Ach, die tönernen Heiligen! Da war ein Sankt Olaf mit Krone und Helm, mit einer Axt in der Hand, zu dessen Füßen ein Riese kniete. Auf der Kanzel stand eine Judith in rotem Wams und blauem Rock, mit einem Schwert in der einen Hand und einem Stundenglase, statt Holofernes Haupt, in der anderen. Dort war eine geheimnisvolle Königin von Saba in blauem Wams und rotem Rock, mit einem Gänsefuß an dem einem Bein und die Hand voll sybillinischer Bücher. Ein grauer Sankt Georg lag einsam auf einer Bank im Chore, denn sowohl Pferd als auch Drachen waren zerschlagen. Und dort war ein Sankt Christophorus mit dem grünenden Stabe und Sankt Erik mit Zepter und Beil, bis zu den Füßen in eine Goldgeblünte Kutte gehüllt.

Als Graf Dohna seine Ehe für null und nichtig hatte erklären lassen, anstatt seine Gattin aufzusuchen und den Ehebund zu legalisieren, hatte seine Handlungswiese allgemein Ärgernis erregt, denn man wußte, daß seine Gattin sein Haus nur verlassen hatte, um nicht totgequält zu werden! Es hatte nun den Anschein, als wolle er Gottes Gnade und die Achtung der Menschen durch ein gutes Werk wiedergewinnen, und so ließ er die Kirche von Svartsjö restaurieren. Er ließ die ganze Kirche weiß anstreichen und die Deckengemälde niederreißen. Er und seine Knechte trugen die Figuren in ein Boot hinab und versenkten sie in die Tiefe des Löfven.

Oh, daß diese Untat geschehen konnte! Führte denn die Hand, die Holofernes' Haupt abgehauen hatte, nicht mehr das Schwert? Hatte die Königin von Saba alles geheime Wissen vergessen, das gefährlicher verwundete als ein vergifteter Pfeil? Sankt Olaf, alter Wiking, Sankt Georg, alter Drachentöter, ist denn der Ruf eurer Heldentaten erstorben, die Glorie eures Wunderwirkens erloschen? Aber die Heiligen wollten wohl ihre Macht nicht gegen den Zerstörer brauchen. Da die Bauern von Svartsjö nicht länger die Farbe für ihre Kleider und die Vergoldung für ihre Kronen spenden wollten, duldeten sie es, daß Graf Dohna sie hinaustrug und sie in die bodenlose Tiefe des Löfven versenkte. Sie wollten dort nicht länger stehen und das Got-

teshaus verunzieren. Oh, die Hilflosen! Erinnerten sie sich der Zeit, da ihnen Gebete und Kniefälle beschieden waren?

Aber der Graf Dohna fühlte sich wie ein Kämpfer für die reine evangelische Lehre. Und es geschah kein Wunder zu Ehren der alten Heiligen. Stumm und mutlos sanken sie zur Vernichtung hinab.

Am Morgen des nächsten Sonntags stand die Kirche von Svartsjö leuchtend weiß da. Keinerlei Bildwerk störte fernerhin die Ruhe der inneren Betrachtung. Nur mit den Augen der Seele soll man Gottes Herrlichkeit und das Antlitz der Heiligen erschauen. Die Gebete der Menschen sollen auf eigenen starken Schwingen den Himmel erreichen. Sie sollen sich nicht an den Mantelsaum der Heiligen anklammern.

Ach, grün ist die Erde, die geliebte Wohnstätte der Menschen, blau ist der Himmel, ihrer Sehnsucht Ziel. Die Welt erstrahlt in Farben. Nur die Kirche ist weiß. Weiß wie der Winter, nackt wie die Armut, bleich wie die Angst! Sie erglänzt nicht im Reif wie der Wald zur Winterszeit. Sie strahlt nicht in Perlen und Spitzen wie eine weißgekleidete Braut. Die Kirche steht in weißer, kalter Leimfarbe da, ohne ein Heiligenbild, ohne ein Gemälde.

An jenem Sonntag saß Graf Dohna in einem blumengeschmückten Chorstuhl, um von allen gesehen und gepriesen zu werden. Jetzt würde er geehrt werden, weil er die alten Bänke hatte ausbessern lassen, die verunzierenden Figuren zerstört hatte, neues Glas in alle zerbrochenen Fenster hatte setzen lassen und die ganze Kirche mit Leimfarbe hatte streichen lassen. Es stand ihm frei, das zu tun. Wenn er den Zorn des Allmächtigen dadurch zu besänftigen suchte, daß er seinen Tempel schmückte, so gut er es verstand, so mochte es ja gut sein. Aber weshalb wollte er dafür Lob und Preis ernten?

Er, dessen Gewissen mit so unversöhnlicher Strenge belastet war, er hätte auf den Armensünderschemel niederknien und seine Brüder und Schwestern im Herrn bitten sollen, Gott anzuflehen, daß er ihn in seinem Heiligtum dulden möge. Ihm wäre besser gewesen, dort wie ein armer Missetäter zu stehen, als geehrt und gepriesen vorn im Chorstuhl zu sitzen.

Oh, Graf Hendrik Dohna, lasse dich nicht dadurch täuschen, daß die Menschen dich nicht zu tadeln wagen. Er ist noch immer der eifervolle Gott, der Steine reden läßt, wenn Menschen schweigen.

Als der Gottesdienst aus und der letzte Psalm gesungen worden war, verließ niemand die Kirche, sondern der Pfarrer bestieg die Kanzel, um dem Grafen eine Dankrede zu halten. Aber so weit sollte es denn doch nicht kommen.

Die Türen sprangen auf, und die alten Heiligen betraten wieder die Kirche, triefend vom Wasser des Löfven, besudelt von grünem Schlamm und braunem Moor. Sie hatten es wohl vernommen, daß hier das Lob dessen gesungen werden sollte, der sie in die Vernichtung hinabgestürzt hatte. Dabei wollten die alten Heiligen aber auch ein Wort mitzureden haben.

Sie lieben nicht das eintönige Plätschern der Wogen. Sie sind an Psalmengesang und an Gebete gewöhnt. Sie schwiegen und ließen alles geschehen, solange sie glaubten, es gelte der Ehre Gottes. Aber das war nicht der Fall. Hier sitzt Graf Dohna in Ansehen und Ehren vorn im Chor und will in Gottes Haus verehrt und gepriesen werden. So etwas können sie nicht dulden. Deshalb sind sie aus ihrem nassen Grabe emporgestiegen und ziehen, allen erkennbar, in die Kirche ein. Dort schreiten Sankt Olaf und Dankt Erik, Sankt Georg und Sankt Christophorus hin, niemand weiter: die Königin von Saba und Judith sind nicht gekommen.

Als die Leute sich aber ein wenig von ihrem Erstaunen erholt haben, da geht ein hörbares Flüstern durch die Kirche:

„Die Kavaliers!“

Ja, freilich sind es die Kavaliers. Und sie gehen stracks auf den Grafen zu, ohne ein Wort zu reden, und heben seinen Stuhl auf ihre Schultern, tragen ihn aus der Kirche hinaus und setzen ihn auf dem Kirchengügel nieder.

Sie sagen nichts und blicken weder nach rechts noch nach links, und sie gehen wieder fort, den nächsten Weg zum See hinunter.

Niemand rührt sie an und niemand fragt sie nach ihrer Absicht. Diese war klar und deutlich genug: „Wir die Kavaliers von Ekeby,

haben unsere eigenen Gedanken. Graf Dohna ist dessen nicht würdig, im Gotteshause gepriesen zu werden. Darum tragen wir ihn hinaus. Wer da will, möge ihn nun wieder hineintransportieren.“

Aber er wurde nicht wiedergeholt. Des Pfarrers Lobrede wurde niemals gehalten. Die Leute strömten aus der Kirche. Es gab keinen, der nicht fand, daß die Kavaliers recht gehandelt hatten.

Sie erinnerten sich der blonden jungen Gräfin, die auf Borg so grausam gepeinigt worden war, und an deren Güte gegen die armen Leute, und die so lieblich anzuschauen war, daß es schon Trost gewährte, sie zu betrachten.

Zwar war es sündhaft, in einem so wilden Aufzug zur Kirche zu kommen; aber sowohl der Pfarrer als auch die Gemeinde fühlten, daß sie selber im Begriff gewesen waren, ein noch größeres Gaukelspiel mit dem Allwissenden zu treiben. Und sie standen beschämt vor den verwilderten alten Tollköpfen.

„Wenn Menschen schweigen, müssen Steine reden“, sagten sie.

Aber nach diesem Tage konnte Graf Hendrik nicht mehr an Borg Gefallen finden. In einer dunklen Nacht, Anfang August, hielt eine verdeckte Karosse dicht vor der großen Freitreppe. Alle Diener bildeten einen Kreis um sie, und Gräfin Märta kam in Schals gehüllt und dicht verschleiert heraus. Der Graf führte sie, aber sie zitterte und schauderte. Nur mit äußerster Mühe konnte man sie bewegen, die Vorhalle und die Treppe zu betreten.

So gelangte sie in den Wagen, der Graf sprang ihr nach, die Türen wurden wieder zugeschlagen, und der Kutscher ließ die Pferde dahirasen wie der Blitz. Als die Eltern am nächsten Morgen erwachten, war sie verschwunden.

Der Graf lebte seitdem weit unten im Süden. Borg wurde verkauft und hat oft die Besitzer gewechselt. Alle mußten es lieben. Wenige aber wurden dort glücklich.

Gottes Wandersmann

Kapitän Lennart, Gottes Wandersmann, kam an einem Augustnachmittag nach dem Gasthof von Broby gewandert und trat in die Küche. Er hielt dort Rast auf dem Wege nach seinem Heim, Helgesäter, das eine Viertelmeile nordwestlich von Broby liegt, dicht am Waldesrande.

Kapitän Lennart wußte damals noch nicht, daß er auf Erden einer von Gottes Gesandten werden sollte. Sein Herz war voll von strahlender Freude, daß er sein Heim wiedersehen sollte. Ein dunkles Verhängnis hatte sein Leben beschattet, aber jetzt war er daheim, und alles würde wieder gut werden. Er wußte nicht, daß er einer von denen werden sollte, die nicht unter eigenem Dache ruhen, sich nicht am eigenen Herde wärmen dürfen.

Die Wirtin erkannte ihn gleich, aber als sie ihn zum letztenmal gesehen hatte, saß er auf einem Sträflingskarre und trug Handfesseln. Sie erinnerte sich dessen sehr gut. Vor fünfeinhalb Jahren hatten Diebe während des Winterjahrmarktes in Karlstadt den Schmuck der Frau des Landeshauptmanns gestohlen. Viele Ringe, Armbänder und Spangen, die die edle Frau liebte, denn die meisten waren Erbstücke und Geschenke, die so verloren gingen. Sie wurden niemals wiedergefunden. Aber bald tauchte ein Gerücht rings im Lande auf, daß Kapitän Lennart auf Helgesäter der Dieb sein sollte.

Die Bäuerin hatte nie begreifen können, wie ein derartiges Gerücht aufkommen konnte. War denn dieser Kapitän nicht ein guter und ehrenhafter Mann? Hatte er nicht glücklich mit seiner Frau gelebt, die er erst wenige Jahre zuvor heimgeführt hatte, weil er erst spät in der Lage war, sich zu verheiraten? Hatte er dann nicht ein gutes Auskommen mit seinem Golde und seiner Amtswohnung? Was konnte einen solchen Mann dazu verlocken, alte Armbänder und Ringe zu stehlen? Und noch wunderlicher erschien es ihr, daß ein

solches Gerücht geglaubt und so voll erwiesen werden konnte, daß Kapitän Lennart seinen Abschied bekam, seinen Schwertorden verlor und zu fünf Jahren Strafarbeit verurteilt wurde.

Er hatte selber gesagt, daß er auf dem Markt gewesen, aber abgefahren sei, ohne ein Wort von Diebstahl gehört zu haben. Auf der Landstraße habe er eine alte häßliche Spange gefunden, die er mit nach hause genommen und seinen Kindern gegeben habe. Jedoch diese Spange war von Gold und gehörte zu den gestohlenen Sachen. Das war sein Unglück. Aber eigentlich hatte Sintram alles verschuldet. Der böse Hüttenbesitzer hatte den Angeber gespielt und als Belastungszeuge wider ihn aus gesagt. Es schien, daß er Kapitän Lennart aus dem Wege schaffen mußte, denn kurz darauf wurde ein Rechtsverfahren gegen ihn selbst eingeleitet, weil es entdeckt worden war, daß er im Kriege 1814 den Norwegern Pulver verkauft hatte. Die Leute glaubten, daß er das belastende Zeugnis fürchtete, das Kapitän Lennart gegen ihn abgeben konnte. Nun wurde er auf Grund der mangelnden Beweise freigesprochen.

Die Wirtin konnte sich an dem Manne nicht satt sehen. Er hatte graues Haar bekommen, und sein Rücken war gebeugt, er hatte wohl genug Schweres durchgemacht. Aber sein freundliches Gesicht und sein fröhliches Gemüt hatte er noch immer. Er war noch derselbe Kapitän Lennart, der sie zum Altar geleitet hatte, als sie Braut war, und der auf ihrer Hochzeit getanzt hatte. Er mußte ganz sicherlich noch mit jedem Begegnenden stehen bleiben, um mit ihm zu plaudern, und mußte jedem Kinde einen Schilling zuwerfen. Er würde noch immer zu jedem runzeligen alten Weibe sagen, daß sie täglich jünger und schöner würde, und er würde sich auch noch auf eine Tonne stellen und denen zur Violine aufspielen, die um den Maibaum tanzten. Ach du lieber Gott, ja, ja!

„Nun, Mutter Karin, möget Ihr mich nicht anschauen?“ begann er.

Er war eigentlich hergekommen, um zu hören, was in seinem Heim vorgehe, und ob sie ihn erwarteten. Sie mußte es doch wissen, daß er seine Strafe jetzt abgessen hatte.

Die Wirtin gab ihm lauter gute Nachrichten. Seine Frau war tüch-

tig gewesen wie ein Mann. Sie hatte die Amtswohnung von dem neuen Inhaber gepachtet, und alles sei ihr geglückt. Die Kinder wären gesund, und es sei eine wahre Freude, sie zu sehen. Und sie erwarteten ihn sicherlich. Die Frau Kapitänin wäre eine gestrenge Frau, die niemals über das sprach, was sie zu tun dachte, aber so viel wisse sie dennoch, daß niemand mit Kapitän Lennarts Löffel essen oder auf seinem Stuhl hätte sitzen dürfen, während er abwesend war. Und in diesem Frühling sei kein Tag vergangen, ohne daß sie bis zu dem Stein, der auf dem Gipfel des Brobyhügels liegt, gegangen wäre, um auf den Weg hinauszublicken. Und neue, selbstgewebte Kleidung hatte sie für ihn vorbereitet. Daraus konnte man doch ersehen, daß sie ihn erwartete, wenn sie auch nichts sage.

„Und Sie glauben das da nicht von mir?“ fragte er.

„Nein, Kapitän, niemand glaubt es“, antwortete die Bauersfrau.

Da hielt es Kapitän Lennart nicht länger, und er wollte heimkehren.

Draußen traf er liebe alte Freunde. Die Kavaliere von Ekeby waren gerade im Gasthof angelangt. Sintram hatte sie zu seiner Geburtstagsfeier eingeladen. Und die Kavaliere zögerten keinen Augenblick, die Hand des Sträflings zu drücken und ihn willkommen zu heißen. Auch Sintram tat es. Er sagte:

„Lieber Lennart, du kannst sicher sein, daß Gott einen höheren Zweck damit verband!“

„Schäme dich, Lümmel!“ rief Kapitän Lennart. „Glaubst du denn, ich wüßte nicht, daß es nicht unser Herrgott war, der dich vor dem Schafott bewahrt hat?“

Die anderen lachten. Aber Sintram ärgerte sich nicht im geringsten. Er hatte nichts dagegen, daß man auf sein Bündnis mit dem Bösen anspielte.

Sie nahmen also Kapitän Lennart wieder mit hinein, um einen Willkommensbecher mit ihm zu leeren. Dann könnte er stracks weitergehen. Aber das bekam ihm schlecht. Er hatte seit fünf Jahren nichts dergleichen getrunken. Er hatte vielleicht den ganzen Tag nichts gegessen, und er war erschöpft von seiner langen Wanderung.

Folglich machten ihn ein paar Gläser taumelig.

Als die Kavaliere ihn so weit hatten, daß er nicht mehr recht wußte, was er tat, zwangen sie ihm Glas nach Glas auf, und sie beabsichtigten nichts Schlechtes damit, es war nur Wohlwollen für ihn, der seit fünf Jahren nichts Gutes gekostet hatte.

Er war sonst der nüchternste Mann. Mann kann es sich ja auch denken, daß er nicht die Absicht hatte, sich zu betrinken, er wollte ja zu Frau und Kindern heimkehren. Aber statt dessen blieb er auf der Bank liegen und schlief ein.

Als er nun so verlockend bewußtlos dalag, nahm Gösta eine Kohle und etwas Preiselbeersaft und malte eine richtige Verbrecherphysiognomie auf sein Gesicht.

Darüber lachten sie eine Zeitlang, und dann wollte Gösta es wieder anwaschen, aber Sintram sagte:

„Laßt ihn so, damit er es sieht, wenn er aufwacht. Es wird ihn amüsieren!“

Das Trinkgelage dauerte die ganze Nacht an. Bei Tagesanbruch machten sie sich auf den Weg. Nun war die Frage, was sie mit Kapitän Lennart anfangen sollten. „Wir wollen mit ihm nach Hause fahren“, sagte Sintram. „Denkt nur, wie froh seine Frau sein wird! Es wird eine Freude sein, ihre Wonne zu sehen. Ich bin ganz gerührt, wen ich daran denke.“

Sie waren allesamt gerührt bei dem Gedanken, wie die gestrenge Frau auf Helgesäter sich freuen würde!

Sie rüttelten Kapitän Lennart wach und hoben ihn in einen der Wagen. Dann fuhr die ganze Schar nach Helgesäter. Mit ihren stumpfen, aufgedunsenen Gesichtern sahen sie nicht viel besser aus als eine Gaunerbande.

Als sie angelangt waren, ließen sie die Pferde im Hinterhof halten und schritten mit einer gewissen Feierlichkeit auf die Treppe zu. Beerencreutz und Julius führten Kapitän Lennart.

„Ermanne dich, Lennart,“ sagten sie, „du bist ja zu Hause!“ Er öffnete die Augen und wurde fast nüchtern. Er war gerührt, daß sie ihn heimgeleitet hatten und sprach:

„Freunde, ich habe Gott gefragt weshalb soviel Unheil über mich gekommen ist.“

„Ach, schwiege, Lennart, predige nicht“, brüllte Beerencreutz.

„Laßt ihn nur dabei, er redet gut“, sagte Sintram.

„Ich fragte ihn und verstand ihn nicht, jetzt aber begreife ich es. Er wollte mir zeigen, welche Freunde ich habe. Freunde, die mich heimgeleiten, um meine und meiner Frau Freude zu sehen, denn meine Frau harret meiner. Was sind d a g e g e n fünf Jahre des Elends.“

Jetzt trommelten harte Fäuste an die Tür. Die Kavaliers hatten nicht Zeit, mehr zu hören.

Draußen erwachten die Mägde und blickten hinaus. Sie warfen ihre Kleider über, wagten es aber nicht, dieser Manneschar zu öffnen. Endlich trat Frau Lennart selber heraus.

„Was wollt ihr?“

Beerencreutz antwortete: „Wir sind hier mit deinem Mann.“

Sie sah ihn betrunken, mit einem Verbrechergesicht auf sie zutaumeln. Und erblickte hinter ihm diese ganze Schar trunkener, taumelnder Männer.

Sie trat einen Schritt zurück, er folgte ihr mit ausgebreiteten Armen.

„Du gingst als ein Dieb, und du kehrst als ein Lump zurück.“ Und mit diesen Worten wollte sie hineingehen.

Er verstand sie nicht und wollte ihr folgen, aber da stieß sie ihn zurück.

„Glaubst du, daß ich einen solchen Menschen wie dich zum Herrn über mein Haus und meine Kinder einsetzen gedenke?“

Die Tür flog wieder zu, und der Riegel wurde vorgeschoben.

Kapitän Lennart stürzte auf die Tür zu und begann daran zu rütteln.

Da konnten die Kavaliers ihr Lachen nicht unterdrücken. Er war seiner Frau so sicher gewesen, und nun wollte sie nichts von ihm wissen. Das kam ihnen so komisch vor.

Kapitän Lennart sprang auf sie zu und wollte sie schlagen, sie liefen aber davon und warfen sich in ihre Wagen. In seinem Eifer stol-

perte er über einen Stein, und in seiner Verwirrung durchfuhr ihn der Gedanke, daß nichts auf dieser Welt ohne Gottes Wille geschehe. Er sprach:

„Wohin willst du mich führen? Ich bin eine Feder, die der Hauch des Atems hin und her treibt. Ich bin dein Spielball. Wohin willst du mich führen? Warum verschließt du mir die Pforten meines Heims?“

Er wanderte von seinem Heim fort, weil er glaubte, daß es Gottes Wille sei.

Als die Sonne aufging, stand er auf dem Gipfel der Brobyhügel und schaute über das Tal hinaus. Ach, damals wußten die armen Talbewohner noch nicht, daß ihr Retter nahe. Mit angstvollen Blicken sah er, wie die Dürre alles verheerte, wie die Saaten verbrannt waren, und wie die Leute sich kaum darum zu kümmern schienen, die Erde für die neue Saat zu bearbeiten. Er blickte zu den blauen Bergen hinüber, und die grelle Morgensonne zeigte ihm die braungebrannten Flächen, über die der Waldbrand hingezogen war. Er sah, daß die Birken am Wegrande von der Dürre fast zerstört waren. Er merkte es an vielen Zeichen, am Maischgeruch, an den umgesunkenen Zäunen, an der geringen Menge von gehacktem Holz, daß die Leute nicht arbeiteten, daß die Not gekommen war, und daß die Menschen ihren Trost in der Gleichgültigkeit und im Branntwein suchten.

Vielleicht war es gut für ihn, dessen Gemüt mit tiefem Kummer belastet war, daß es andere gab, denen er Trost in ihrer Armut spenden konnte. Vielleicht war es gut für ihn, daß dies eine so bittere Zeit war, wo die Kargheit der Natur Elend und Mangel über die Ärmern gebracht hatte, und wo viele der Wohlhabenden alles taten, um sie zu verderben.

Die Kavaliers konnten später niemals begreifen, daß sie die Schuld an Frau Lennarts Härte trugen. Sintram schwieg. In der ganzen Gegend fielen oft tadelnde Worte über die Frau, die zu stolz war, einen so guten Mann wieder aufzunehmen. Man erzählte, daß jeder, der mit ihr über ihren Mann zu reden versuchte, geradezu abgewiesen wurde. Sie wollte seinen Namen nicht nennen hören. Kapitän Lennart

tat nichts, um sie auf andere Gedanken zu bringen.

Es war einen Tag später.

Ein alter Bauer in Högersbyn liegt auf seinem Sterbebett. Er hat das heilige Abendmahl empfangen, und seine Lebenskraft ist erschöpft, er muß sterben.

Seine Frau, seine Kinder und sein Gesinde stehen um sein Lager. Er ist glücklich, reich und angesehen gewesen. Der alte Mann spricht von sich selber, als stünde er vor Gottes Angesicht, und mit tiefen Seufzern und bekräftigenden Worten legen die Anwesenden Zeugnis ab, daß seine Rede Wahrheit sei.

„Ich war ein fleißiger Arbeiter und ein guter Hausherr. Ich habe meine Frau geliebt wie meine rechte Hand. Ich habe meine Kinder nicht ohne Zucht und Pflege aufwachsen lassen. Ich habe nicht getrunken. Ich habe nicht die Grenzsteine verrückt. Ich habe die Pferde nicht bergaufwärts angetrieben. Ich habe die Kühe im Winter nicht hungern lassen. Ich habe die Schafe im Sommer nicht in ihrer Wolle leiden lassen.“

Und sein weinendes Gesinde wiederholt seine Worte wie ein Echo.

Aber ein armer Mann ist ganz unbemerkt eingetreten, um ein wenig Essen zu erbitten. Auch er hört die Worte des Sterbenden, während er schweigend an der Tür stehenbleibt. Und der Alte fährt fort:

„Ich habe den Wald ausgerodet und die Wiesen trockengelegt. Ich habe gerade Furchen gepflügt. Ich baute eine dreifach größere Scheune für die dreifach größere Ernte, als meine Väter sie erbaut hatten. Ich ließ drei Silberbecher aus blanken Speziestaltern anfertigen. Mein Vater ließ nur einen machen. Gott wird mir einen guten Platz in seinem Himmel geben.“

„Unser Herrgott wird den Hausherrn gut aufnehmen“, sagt das Gesinde.

Der Mann an der Tür hört die Worte, und Schrecken erfüllt ihn. Er tritt zu dem Kranken und ergreift seine Hand.

„Mein Freund, mein Freund“, sagt er, und seine Stimme zittert vor Entsetzen. „Hast du bedacht, wer der Herr ist, vor dessen Angesicht

du bald treten wirst? Er ist ein großer Gott, ein Gott des Schreckens. Die Welten sind sein Ackerland. Die Stürme sind seine Rosse. Die weiten Himmel erbeben unter seinen schweren Fußtritten. Willst du dich vor ihm rühmen und dich mit ihm messen? Du weißt nicht, wie mächtig der Herr ist, in dessen Reich du einziehen wirst.“

Des Alten Augen erweitern sich, sein Mund zuckt vor Schrecken, sein Röcheln wird schwerer.

„Tritt nicht mit großen Worten vor deinen Gott! Die Mächtigen der Erde sind wie gedroschenes Stroh in seiner Scheuer. Sein Tagewerk ist der Tonnenbau. Er hat die Meere gegraben und die Berge aufgetürmt. Er hat die Erde mit Kräutern bedeckt. Er ist ein Arbeiter ohnegleichen. Du sollst dich nicht mit ihm messen. beuge dich vor ihm, du fliehende Menschenseele! Liege tief im Staube vor deinem Herrn, deinem Gott! Der Sturm Gottes rast über dich hin. Gottes Zorn ist über dir wie ein verheerender Blitz. Beuge dich! Fasse wie ein Kind den Saum seines Mantels und bitte um Schutz. Liege tief im Staube und flehe um Gnade! Demütige dich vor deinem Schöpfer, du Menschenseele!“

Die Augen des Kranken standen weit offen, seine Hände falteten sich, aber sein Antlitz erstrahlt, und das Röcheln hört auf.

„Menschenseele, fliehende Menschenseele, so gewiß du jetzt in deiner letzten Stunde in Demut vor deinem Gotte liegst, so gewiß wird er dich wie ein Kind auf seinen Arm nehmen und dich in seines Himmels Herrlichkeit geleiten.“

Der Alte stößt einen letzten Seufzer aus, und alles ist vorbei. Kapitän Lennart beugt das Haupt nieder und betet. Alle beten unter schweren Seufzern.

Als sie aufblicken, liegt der alte Bauer in stillem Frieden da. Seine Augen scheinen noch vom Abglanz herrlicher Gesichte zu leuchten, sein Mund lächelt, sein Antlitz ist schön.

„Er hat Gott erkannt“, sagt der Sohn und drückt des Toten Augen zu.

„Er sah den Himmel offen“, schluchzen die Kinder und das Hausgesinde.

Die alte Hausfrau legt ihre zitternde Hand in Kapitän Lennarts Rechte.

„Ihr habt ihm über das Schwerste fortgeholfen, Kapitän Lennart.“

* *
*

Das war die Stunde, die Kapitän Lennart unter das Volk trieb. Andernfalls wäre er wohl nach Hause gegangen und hätte seiner Frau sein wahres Gesicht gezeigt, aber von diesem Augenblick an glaubte er, daß Gott seiner bedürfte. Er wurde also Gottes Wandersmann, der den Armen zu Hilfe kam. Die Not der Zeit war groß, und es gab viel Elend, dem Klugheit und Güte besser abhelfen konnte als Gold und Macht.

Kapitän Lennart kam eines Tages zu den armen Bauern hinauf, die am Gurlita-Berge wohnten. Unter ihnen war die Not groß. Die Kartoffeln waren verbraucht, und die Roggensaat, die auf die abgebrannten Felder kommen sollte, mußte unterbleiben, weil man kein Korn zur Aussaat hatte.

Da nahm Kapitän Lennart einen kleinen Kahn und ruderte quer über den See nach Fors, wo er Sintram bat, den Leuten Roggen und Kartoffeln zu schenken. Sintram nahm ihn freundlich auf, führte ihn auf seine wohlversehene großen Vorratsspeicher und in den Keller, wo sich noch immer Kartoffeln von der vorjährigen Ernte befanden. Er ließ alle die mitgebrachten Säcke und Beutel füllen.

Als aber Sintram den kleinen Kahn erblickte, fand er, daß dieser für die große Last zu klein sei. Der Boshafte ließ die Säcke in eins seiner großen Boote hinabtragen und befahl seinem Knecht, dem starken Måns, über den See zu rudern. Kapitän Lennart hatte nur den leeren Kahn zu lenken.

Dennoch blieb er hinter dem starken Måns zurück, denn dieser war ein Meister im Rudern und gewaltig stark. Kapitän Lennart sitzt auch und träumt, während er über den schönen See fährt. Ach, wieviel Hunger wird durch das Saatkorn, das da im vorderen Boot liegt, einst gestillt werden.

Als Sintrams Knecht landete, kamen viele hungrige Menschen

herbei. Da sagte er, wie sein Herr es ihm befohlen hatte:

„Der Hüttenbesitzer schickt euch hier Malz und Korn. Er hat gehört, daß ihr keinen Branntwein habt.“

Da wurden die Menschen wie toll. Sie stürzten auf das Boot zu, sprangen ins Wasser, um die Beutel und Säcke an sich zu reißen, aber das hatte wahrlich nicht in Kapitän Lennarts Absicht gelegen. Er kam nun auch angerudert und wurde zornig, als er die Absicht der Leute erkannte. Er wollte die Kartoffeln zur Nahrung und den Roggen zur Saat verteilen. Er hatte niemals daran gedacht, Malz zu fordern.

Er schrie den Leuten zu, die Säcke liegen zu lassen, aber sie gehorchten ihm nicht.

„Möge der Roggen in eurem Munde zu Sand und die Kartoffeln in eurem Halse zu Stein werden“, rief er, denn er war höchst erbittert darüber, daß sie die Saat an sich rissen.

In demselben Augenblick hatte es den Anschein, als hätte Kapitän Lennart ein Wunder getan. Zwei Weiber, die sich um einen Beutel zankten, rissen ein Loch hinein und fanden nur Sand darin. Und die Männer, die die Kartoffelsäcke aufhoben, merkten, daß sie so schwer waren, als wären es Steine.

Es waren auch überall nur Steine und Sand. Die Menschen standen in stummem Entsetzen vor dem Gottesmann, der zu ihnen gekommen war und Wunder tat. Kapitän Lennart selber stand einen Moment ganz bestürzt da. Nur der starke Måns lachte.

„Fahre nach Hause, du Kerl, ehe die Bauern begreifen, daß niemals etwas anderes als Sand in diesen Säcken gewesen ist, sonst fürchte ich, daß sie dich mit deinem Boot zusammen in den See versenken“, sagte Kapitän Lennart.

„Angst habe ich wohl nicht“, sprach der Mann.

„Fahre dennoch!“ befahl Kapitän Lennart mit einer so gebieterischen Stimme, daß er abfuhr.

Dann machte Kapitän Lennart es den Leuten klar, daß Sintram ihnen nur einen Schabernack gespielt habe, aber wie es auch sein mochte, sie wollten nichts anderes glauben, als daß ein Wunder geschehen sei. Das Gerücht davon verbreitete sich sofort, und da die

Vorliebe der Leute für das Wunderbare groß ist, glaubte man allgemein, daß Kapitän Lennart Wunder tun könne. Dadurch bekam er große Macht für die Bauern, und sie nannten ihn den Wandersmann Gottes.

Der Kirchhof

Es war ein schöner Augustabend. Der Lövven lag spiegelklar da, Sonnenrauch verhüllte die Berge, die Kühlung war gekommen.

Der untersetzte, riesenstarke Oberst Beerencreutz mit dem weißen Schnurrbart, ein Kartenspiel in der hinteren Rocktasche, wanderte nach dem Seeufer hinab und nahm in einem flachen Boote Platz. Ihm folgte Major Anders Fuchs, sein alter Waffenbruder, und der kleine Ruster, der Flötenspieler, der bei den Värmländischen Jägern Trommler gewesen war und dem Oberst viele Jahre als sein Freund und Diener gefolgt war.

Auf dem Seeufer gegenüber liegt der Kirchhof, der ungepflegte Kirchhof, der Kirchhof der Gemeinde von Svartsjö. Dort sind nur wenige schiefe klirrende Eisenkreuze aufgerichtet, der Boden ist holprig wie eine niemals gepflügte Wiese, von starrem, gestreiftem Grase überwuchert, das Menschengras heißt, um immer daran zu erinnern, daß keines Menschen Leben dem des anderen gleiche, sondern so verschieden sei wie diese Grashalme. Dort gibt es keine Kieswege, keine schattigen Bäume außer der großen Linde auf dem vergessenen Grabe eines alten Pastors. Eine steile, hohe Kirchhofsmauer umschließt den ärmlichen Gottesacker. Ärmlich und trostlos ist dieser Kirchhof, häßlich wie das Gesicht eines Geizhalses, hinterbend wie der Wehruf jener, deren Glück er vernichtet hat. Und doch sind sie selig, die dort ruhen, sie, die unter Psalmengesang und Gebeten in die geweihte Erde hinabgesenkt worden sind. Acquilon, der Spieler, der im vergangenen Jahre auf Ekeby gestorben war, mußte außerhalb der Mauer begraben werden. Dieser Mann, der einst so

stolz und ritterlich gewesen war, der tapfere Krieger, der kühne Jäger, der Spieler, der das Glück an sich gefesselt zu haben schien, hatte schließlich seiner Kinder Erbe verschwendet; alles was er selber erworben, alles was seine Gattin erspart hatte, alles hatte er verspielt. Er hatte schon vor vielen Jahren Frau und Kinder verlassen, um auf Ekeby ein Kavaliersleben zu führen. Eines Abends im vergangenen Sommer hatte er auch noch den Gutshof verspielt, der seiner Familie ein bescheidenes Auskommen bot. Um die Schuld nicht einlösen zu müssen, hatte er sich lieber erschossen. Aber die Leiche eines Selbstmörders wurde hinter der moosbewachsenen Mauer des ärmlichen Kirchhofes begraben.

Seit er gestorben war, existierten nur noch zwölf Kavaliere; seit er gestorben war, war niemand gekommen, um den Platz des Dreizehnten einzunehmen, kein anderer als der Schwarze, der am Weihnachtsabend aus dem Schmelzofen herausgekrochen war.

Die Kavaliere hatten sein Geschick bitterer als das seiner Vorgänger gefunden. Zwar wußten sie, daß jedes Jahr einer von ihnen sterben müsse. Aber was war Schlimmes daran? Die Kavaliere dürfen nicht alt werden. Wenn ihre tränenden Augen nicht mehr die Karten unterscheiden, ihre zitternden Hände nicht mehr das Glas erheben können, was ist dann das Leben für sie, und was sind sie für das Leben? Aber wie ein Hund neben der Kirchhofsmauer zu liegen, nicht in Ruhe schlafen zu dürfen, wo der Rasen, der einen zudeckt, von weidenden Schafen zertreten wird, wo Spaten und Pflug ihn aufreißen, wo der Wanderer vorübergeht, ohne seine Schritte zu mäßigen, wo die Kinder spielen, ohne ihr Lachen und Scherzen zu dämpfen, dort zu ruhen, wo die Steinmauer den Schall nicht hindringen lassen wird, wenn der Engel des Jüngsten Gerichts mit seiner Posaune die Toten da drinnen erwecken wird – oh, dort zu ruhen!

Beerencreutz rudert jetzt sein Boot über den Lövven. Er fährt am Abend über den See meiner Träume, um dessen Ufer ich Götter wandeln sah und aus dessen Tiefe mein Märchenschloß emporsteigt. Er fährt an den Lagunen Lagöns vorüber, wo die Tannen kerzengerade auf den flachen, kreisförmigen Sandbänken stehend aus dem Wasser

emporzuwachsen scheinen, und wo die Trümmer einer zerstörten Seeräuberburg noch immer auf dem schroffen Berggipfel der Insel liegen. Er fährt unter dem Tannengehölz der Landzunge von Borg dahin, wo die alte Fichte mit ihren dicken Wurzeln noch immer über die Kluft hinaushängt, dort, wo einmal ein gewaltiger Bär gefangen worden ist und wo alte Bautasteine und Grabhügel von dem Alter des Ortes zeugen.

Er rudert um die Landzunge herum, steigt unterhalb des Kirchhofs aus und geht dann über abgemähte Felder, die dem Grafen von Borg gehören, nach Aquilons Grab.

Dort angelangt, beugt er sich nieder und streichelt den Rasen, so wie man zärtlich und leicht die Decke streichelt, unter der ein kranker Freund ruht. Dann zieht er ein Kartenspiel hervor und setzt sich neben das Grab.

„Er ist hier draußen so einsam, unser Johan Frederik. Er mag sich wohl nach einer Kartenpartie sehnen.“

„Es ist eine Sünde und Schande, daß ein solcher Mann hier draußen liegen muß“; sagt der große Bärenjäger Anders Fuchs und setzt sich an seiner Seite nieder.

Aber der kleine Ruster, der Flötenspieler, spricht mit bewegter Stimme, während die Tränen unablässig aus seinen kleinen, roten Augen herabtropfen:

„Nächst Euch, Herr Oberst, nächst Euch war er der beste Mensch, den ich kannte.“

Diese drei würdigen Männer sitzen nun ringsum am Grabe und verteilen voller Ernst und Eifer die Karten.

Ich schaue über die Welt hinaus, ich sehe viele Gräber. Dort ruht der gewaltige, von Marmor beschwert. Der Trauermarsch ertönt über ihm. Die Fahnen werden auf das Grab hinabgesenkt. Ich sehe die Gräber derer, die sehr geliebt worden sind. Blumen, die naß von Tränen und mit zärtlichen Küssen bedeckt worden sind, ruhen leicht auf ihren grünen Rasendecken. Vergessene Gräber sehe ich, prunkvolle Gräber, lügnerische Ruhestätten und andere, die nichtssagend sind, aber noch niemals zuvor sah ich, daß einem Toten die schwarz und

weiß gewürfelte Landsknechtkarte und der Bube mit der Schellenkappe zum Zeitvertreib angeboten wurden.

„Johan Frederik hat gewonnen“, sagte der Oberst stolz. „Habe ich es nicht gewußt. Ich habe ihn spielen gelehrt. Ja, nun sind wir tot, wir drei, und er allein ist am Leben.“

Dabei legt er die Karten zusammen, erhebt sich und kehrt, von den anderen gefolgt, nach Ekeby zurück.

Nun mag der Tote wohl doch gewußt und gefühlt haben, daß nicht alle ihn und sein verlassenes Grab vergessen haben. Wunderliche Huldigungen bringen verwilderte Herzen denen dar, die sie lieben, aber er, der außerhalb der Mauern liegt, er, dessen toter Leib nicht in geweihter Erde ruhen darf, er darf doch froh sein, daß nicht alle ihn verwerfen.

Freunde, Menschenkinder, wenn ich sterbe, darf ich sicherlich mitten auf dem Kirchhof in meiner Väter Grabe ruhen. Sicherlich habe ich weder die Meinigen ihres Eigentums beraubt, noch an mein eigenes Leben Hand gelegt, aber ganz sicherlich habe ich mir keine solche Liebe errungen, sicherlich wird keiner so viel für mich tun, wie die Kavaliere für diesen Missetäter getan haben. Ganz sicherlich wird an einem Abend, wenn die Sonne untergeht und es einsam und traurig in den Gärten der Toten sein wird, niemand kommen, um bunten Spielkarten in meine Knochenfinger zu legen.

Man wird nicht einmal, was ich noch lieber sähe, denn Karten locken mich wenig, mit der Geige und dem Fiedelbogen zum Grabe kommen, damit mein Geist, der diesen modernden Staub umkreist, sich auf der Flut der Töne wie ein Schwan auf schimmernden Wogen wiegen könnte.

Alte Weisen

Marianne Sinclair saß an einem stillen Nachmittag Ende August in ihrem Zimmer, um ihre Briefe und andere Papiere zu ord-

nen.

Sie rüstet sich für eine lange Reise. Sie wußte nicht, ob sie jemals wieder heimkehren würde. Rund um sie her herrschte große Unordnung. Riesige Lederkoffer und eisengeschlagene Wagentruhen waren hereingebracht worden. Ihre Kleider bedeckten Stühle und Sofas. Vom Boden, aus Spinden und aus den gebeizten Kommoden war allerlei hervorgezogen worden, Seide und Linnen glänzen, der Schmuck war zum Säubern herausgelegt, Schals und Pelzwerk sollten besichtigt und ausgewählt werden. Marianne stand an einem Wendepunkt ihres Lebens und wollte deshalb eine Menge alter Briefe und Tagebücher verbrennen. Sie wollte nicht die Erinnerungen an vergangene Zeiten mit sich herumschleppen.

Wie sie nun dasitzt, kommt ihr ein Stoß alter Gedichte in die Hände. Es waren Abschriften alter Volkslieder, die ihre Mutter ihr vorzusingen pflegte, als sie ein kleines Kind war. Sie löste die Schnur, die das Bündel zusammenhielt, und begann zu lesen.

Sie lächelte wehmütig. Die alten Weisen verkündigten ihr seltsame Weisheit.

„Glaube nicht an das Glück, glaube nicht den Zeichen des Glückes, glaube nicht an die Rosen und an die schönen Blätter!

Glaube nicht dem Lachen! Siehe, die schöne Jungfrau Valborg fährt in einer goldenen Karosse, aber sie ist so traurig, als sollten Hufe und Räder über ihr Lebensglück hingehen.

Glaube nicht dem Tanze! Gar mancher Fuß gleitet leicht über gebohnte Dielen hin, während das Herz schwer wie Blei ist. Klein-Kersti tanzte wild und munter, während ihr junges Leben hinschwand.

Glaube nicht dem Scherze. Mancher geht mit scherzenden Lippen zu Tische, während er vor Kummer sterben möchte. Dort sitzt die junge Adeline und läßt sich zum Scherz Herzog Fröjdenborgs Herz anbieten, sicher, daß dies ihr die Kraft verleihen wird, zu sterben.

Oh, ihr alten Volksweisen, woran soll man glauben? An Tränen und Kummer?

Leicht zwingt man einen trauervollen Mund, zu lächeln, aber der

Frohe kann nicht weinen. An Tränen und Seufzer glauben die alten Weisen. Kummer ist das Wirkliche, das Bestehende, er ist der feste Grundfels unter dem losen Sande.

Aber die Freude ist nur Kummer, der sich verstellt.

Es gibt auf Erden eigentlich nichts anderes als Kummer.“

„Oh, ihr Trostlosen,“ sagte Marianne, „wie kommt doch eure alte Weisheit der Lebensfülle gegenüber zu kurz!“

Sie trat an das Fenster und blickte in den Garten, wo ihre Eltern lustwandelten, und sie sprach:

„Dort ist nun ein Herz, das vor Kummer seufzt, während es doch niemals zuvor so glücklich war.“

Und plötzlich kam ihr der Gedanke, daß im letzten Grunde alles bei den Menschen selber läge, daß Kummer und Freude einzig und allein an der verschiedenen Art, die Dinge zu empfinden, lägen. Sie fragte sich, ob es Glück oder Unglück gewesen sei, was in diesem Jahre über sie hingegangen war. Sie wußte es selber kaum.

Sie hatte bittere Zeiten durchlebt. Ihre Seele war krank gewesen.

Ihre tiefe Erniedrigung hatte sie zu Boden gedrückt. Als sie wieder heimgekehrt war, hatte sie sich selber gesagt: „Ich will meinem Vater nichts von allem Bösen nachtragen.“ Aber ihr Herz sprach dagegen: „Er hat mir so tödlichen Kummer verursacht, er hat mich von dem Manne meiner Liebe getrennt, er hat mich zur Verzweiflung gebracht, da er meine Mutter schlug. Ich wünsche ihm nichts Böses, aber mit graut vor ihm.“ Und dann merkte sie, wie sie sich bezwingen mußte, ruhig sitzen zu bleiben, wenn ihr Vater sich neben sie setzte. Sie wollte ihm nur entfliehen. Sie versuchte, sich zu beherrschen, sie sprach mit ihm wie gewöhnlich und hielt sich fast beständig in seiner Nähe auf. Aber sie litt unsäglich. Es kam dahin, daß sie alles an ihm verabscheute: seine starke, laute Stimme, seinen schweren Tritt, seine großen Hände, die ganze mächtige Riesengestalt. Sie wünschte ihm nichts Böses, wollte ihm nicht schaden, aber sie konnte ihm nicht mehr ohne ein Gefühl von Furcht und Abscheu nahen. Ihr geknechtetes Herz rächte sich. „Du hast mich nicht lieben lassen,“ sagte es, „aber ich bin dennoch dein Herr, du wirst noch so weit

kommen, zu hassen.“

Sie fühlte, daß ihre Selbstbeherrschung eines Tages versagen und daß dann Kampf und Unglück entstehen würden.

So war der Frühling und der Sommer vergangen. Im Juli hatte sie sich mit Baron Adrian verlobt, um ein eignes Heim zu haben.

An einem schönen Vormittag war Baron Adrian auf einem prächtigen Roß in den Hof gesprengt. Seine Husarenjacke hatte in der Sonne geleuchtet, seine Sporen und sein Säbel hatten gegläntzt und gestrahlt wie sein frisches Gesicht und die lachenden Augen. Melchior Sinclaire hatte selber auf der Treppe gestanden und ihn empfangen. Marianne hatte nährend am Fenster gesessen und jedes Wort gehört, das er mit ihrem Vater sprach. Der Hüttenbesitzer hatte ihm zugerufen:

„Guten Tag, Ritter Sonnenschein! Potztausend, wie du stattlich aussiehst. Du gehst doch nicht etwa auf Freiersfüßen?“

„Ja, ja, Onkelchen, gerade das tue ich“, antwortete er lachend.

„Schämst du dich denn gar nicht, Junge? Womit willst du deine Frau ernähren?“

„Dazu habe ich nichts, Onkelchen. Hätte ich etwas, dann überließe ich es dem Henker, sich zu verheiraten.“

„Was du sagst, was du sagst, Ritter Sonnenschein. Aber die prächtige Jacke hast du dir dennoch anschaffen können?“

„Auf Kredit, Onkel.“

„Und das Pferd, das du reitest, ist auch viel Geld wert, muß ich dir sagen, mein wohlgeneigter Junker. Woher hast du es?“

„Das Pferd gehört mir nicht, Onkel.“

All dem vermochte der große Hüttenbesitzer nicht zu widerstehen und sagte: „Gott mit di, Junge! Du brauchst wirklich eine Frau, die etwas besitzt. Wenn du Marianne kriegen kannst, so nimm sie!“

Auf diese Weise war alles zwischen ihnen klar geworden, ehe Baron Adrian noch vom Pferde gestiegen war. Aber Melchior Sinclaire wußte recht gut, was er tat, denn Baron Adrian war ein braver Mensch.

Dann war der Freier mit seinem Anliegen sofort zu Marianne hin-

eingestürmt.

„O Marianne, liebe Marianne! Ich habe bereits mit Onkel gesprochen. Ich möchte dich so gern zur Frau haben. Sage, daß du einverstanden bist, Marianne!“

Sie hatte ihm die Wahrheit schnell entlockt. Der alte Baron sein Vater, hatte sich schon wieder mal bereden lassen, einige leere Gruben zu kaufen. Seine Mutter war in Sorge, er selber war in Schulden geraten, und jetzt warb er um sie, um sein Elternhaus und seine Husarenjacke zu retten.

Sein Heim war die Meierei Hedeby, auf der anderen Seite des Sees, Björne gerade gegenüber gelegen. Die beiden waren gleichaltig und einst Spielkameraden.

„Du kannst dich wirklich mit mir verheiraten, Marianne. Ich führe ein so erbärmliches Leben. Ich muß auf geborgten Pferden reiten und kann meine Schneiderrechnungen nicht bezahlen. Das kann doch nicht auf die Dauer so weitergehen. Ich werde gezwungen sein, meinen Abschied zu nehmen, und dann erschieße ich mich.“

„Aber Adrian, was soll das für eine Ehe werden? Wir sind ja nicht im geringsten verliebt ineinander.“

„Ja, was die Liebe anbetrifft, so mache ich mir aus dem Plunder nicht das geringste. Ich liebe es, ein gutes Pferd zu reiten und zu jagen, aber ich bin kein Kavalier, ich bin nur ein Mann der Arbeit. Wenn ich nur Geld bekäme, so daß ich unser Gut übernehmen und Mutter eine ruhige Existenz schaffen könnte, so wäre ich zufrieden. Ich würde dann pflügen und säen, denn ich liebe die Arbeit.“

Dabei hatte er sie mit seinen ehrlichen Augen angeblickt, und sie wußte, daß er die Wahrheit sprach, und daß er ein Mann war, auf den man sich verlassen konnte. Sie verlobte sich mit ihm, hauptsächlich, um von Hause fortzukommen, jedoch auch, weil sie ihn stets gern gehabt hatte.

Aber niemals würde sie diesen Monat vergessen, der dem Augustabend folgte, an dem ihre Verlobung bekanntgemacht wurde, diese ganze Zeit des Wahnsinns.

Baron Adrian wurde von tag zu Tag trauriger und stiller. Er kam

zwar sehr oft nach Björne, zuweilen mehrere Male täglich, aber es konnte ihr nicht entgehen, wie verstimmt er war. Im Besein anderer vermochte er noch zu scherzen, aber mit ihr allein war er die personifizierte stumme Langeweile. Sie begriff recht gut, wie es um ihn stand. Es war nicht so leicht, wie er glaubte, sich mit einer häßlichen Frau zu verheiraten. Nun hatte ihn Widerwillen gegen sie erfaßt. Niemand wußte, besser als sie selber, wie häßlich sie geworden war. Sie hatte ihm deutlich genug gezeigt, daß sie keinerlei Liebkosungen und Zärtlichkeitsbeweise wünschte, aber es peinigte ihn doch, an sie als seine Gattin zu denken, und das wurde für ihn von Tag zu Tag schlimmer. Weshalb löste er die Verlobung nicht auf? Sie hatte ihm Winke gegeben, die nicht zu missdeuten waren. Sie selber konnte nichts tun. Ihr Vater hatte einfach erklärt, daß ihr Ruf keinerlei weitere Abenteuerlichkeit in bezug auf Verlobungen verträge. Da hatte eine tiefe Verachtung für diese beiden Männer sie erfaßt, und jeder Ausweg erschien ihr gut genug, um sich ihnen zu entziehen.

Und dann war nur ein paar tage nach dem großen Verlobungschmaus ganz plötzlich der wunderbare Umschlag gekommen.

* *
*

Auf dem Kieswege mitten vor der Freitreppe auf Björne lag ein großer Stein, der viel Beschwerde und Ärger verursachte. Wagen kippten um, Pferde und Menschen stolpten darüber, die Mägde, die mit schweren Milchkübeln ankamen, stießen an und vergossen die Milch, aber dennoch blieb der Stein immer liegen, weil er schon so viele Jahre dort gelegen hatte. Er hatte ja schon zu Lebzeiten der Eltern des Hüttenbesitzers dort gelegen, lange ehe man daran dachte, das Herrenhaus auf Björne zu erbauen. Sinclair begriff nicht, weshalb er ihn ausgraben lassen sollte.

Aber an einem der letzten Augusttage stolpten zwei Mägde mit ihrem schweren Bottich über den Stein. Sie fielen hin und trugen arge Verletzungen davon.

Da befahl Frau Gustafva, während ihr Mann seine Morgenwanderung machte, einigen Männern, den großen Stein auszugraben und

den alten Friedensstörer auf den Hinterhof zu tragen. Es war eine Arbeit für sechs Männer.

Eben war der Stein fortgetragen, als der Hüttenbesitzer heimkehrte. Man kann sich vorstellen, wie wütend er wurde. Er ging direkt auf den Stein los, hob ihn mit Manneskraft, trug ihn zurück und schleuderte ihn auf den alten Platz nieder. Diese Heldentat wurde in ganz Värmland außerordentlich bewundert.

Marianne hatte am Fenster gestanden und ihm zugesehen. Noch niemals war er ihr so entsetzlich erschienen. Und er war ihr Gebieter, dieser Fürchterliche mit der unermesslichen Kraft ein unvernünftiger, launischer Mann.

Sie waren gerade beim Frühstück, und sie stand mit einem Tischmesser in der Hand da. Unwillkürlich erhob sie es.

„Marianne!“

„Was willst du, Mutter?“

„O Marianne, du sahst so sonderbar aus. Ich bekam Angst.“

Marianne betrachtete sie lange. Sie war eine kleine, dünne Frau, schon mit fünfzig Jahren grauhaarig und runzlig. Sie liebte wie ein Hund, ohne der Hiebe und Schläge zu achten. Sie war meistens guten Mutes und machte dennoch einen traurigen Eindruck. Sie war wie ein sturmgepeitschter Baum am Meeresstrande, sie hatte niemals Ruhe gehabt, zu wachsen. Sie hatte gelernt, Schleichwege zu gehen, log, wenn es nötig war, und stellte sich oft dümmer, als sie war, um Vorwürfen zu entgehen. Sie war in allem ihres Mannes Werk.

„Mutter, würdest du dich grämen, wenn Vater stürbe?“

„Marianne, du bist böse auf deinen Vater. Du bist immer böse auf ihn. Weshalb kann denn jetzt nicht alles gut werden, da du doch einen anderen Bräutigam hast?“

„O Mutter, ich kann nichts dafür, daß mir vor ihm graut. Siehst du denn nicht auf, wie er ist, Mutter? Weshalb sollte ich ihn lieben? Er ist jähzornig, er ist ungefügt, er hat dich gequält, so daß du vorzeitig gealtert bist. Warum soll er unser Herr sein? Er trägt sich ja wie ein Wahnsinniger. Warum soll ich ihn ehren und achten? Er ist nicht gültig, er ist nicht barmherzig. Ich weiß, daß er stark ist. Er kann uns tot-

schlagen. Er kann uns auf dem Hause werfen, wenn er will. Soll ich ihn deshalb lieben?“

Aber da war Frau Gustafva plötzlich wie umgewandelt. Sie bekam Kraft und Mut und sprach gebieterisch:

„Marianne, hüte dich. Es scheint mir fast, als ob der Vater recht gehabt hätte, dich im Winter auszusperren. DU wirst sehen, daß dich hierfür noch die Strafe treffen wird. Du mußt lernen, zu dulden, ohne zu hassen, zu leiden, ohne Rache zu üben, Marianne!“

„O Mutter, ich bin so unglücklich.“

Gleich darauf hörten sie das Dröhnen eines schweren Falles im Flur.

Sie erfuhren es niemals, ob Melchior Sinclair an der Flurtreppe gestanden und durch die offene Saaltür Mariannes Worte gelauscht hatte, oder ob es nur die körperliche Überanstrengung gewesen war, die den Schlaganfall verursachte. Als sie hinaustraten, lag er ohnmächtig da. Marianne wagte niemals den Gedanken auszudenken, daß sie sich unfreiwillig gerächt habe. Aber der Anblick des Vaters dort an der Treppe nahm plötzlich alle Bitterkeit von ihrem Herzen.

Er erlangte bald wieder das Bewußtsein, und als er sich ein paar tage ruhig verhalten hatte, war er wieder der alte – und sich doch gar nicht ähnlich.

* * *

Marianne sah die Eltern zusammen den garten durchwandern. So war es jetzt immer. Er ging niemals allein aus, fuhr niemals mehr fort, brummte über Fremde und über alles, was ihn von seiner Frau trennte. Das Alter war über ihn gekommen. Er konnte sich nicht dazu entschließen, einen Brief zu schreiben. Seine Frau mußte es tun. Er beschloß niemals etwas auf eigene Hand, ohne sie über alles zu befragen; und ließ alles so geschehen, wie sie es bestimmte. Und er war stets sanft und freundlich. Er merkte selbst, welche Veränderung mit ihm vorgegangen und wie glücklich seine Frau war. „Sie hat es jetzt gut“, sagte er eines Tages zu Marianne und wies auf Frau Gustafva hin.

„Ach, lieber Melchior, du weißt ganz gut, daß ich lieber wollte, du würdest wieder ganz gesund!“

Und das wünschte sie auch wirklich. Es war ihre Freude, von dem großen Hüttenbesitzer zu reden, wie er in den tagen seiner Kraft gewesen war. Sie erzählte, wie er in Saus und Braus standgehalten hätte; ganz so gut wie irgendeiner der Kavaliere auf Ekeby, wie er Geschäfte gemacht und viel Geld verdient hätte, gerade wenn sie glaubte, daß er sie alle in seiner Tollheit um Haus und Hof bringen würde. Aber Marianne wußte, daß die Mutter trotz all ihres Bedauerns glücklich war. Ihr genügte es ja, ihrem Manne alles zu sein. Sie sahen beide alt aus, vor der Zeit gebrochen. Marianne glaubte ihr weiteres Leben vor sich zu sehen. Er würde allmählich immer schwächer werden, die Schlaganfälle würden sich wiederholen und ihn immer hilfloser machen, und sie würde umhergehen und ihn pflegen und hüten bis zu seinem Tode. Aber das konnte noch einige Jahre dauern. Frau Gustafva würde ihr Glück eine Zeitlang in Ruhe genießen. Marianne meinte, das müßte so sein. Das Leben war ihr viel schuldig geblieben.

Auch mit Marianne selber war es besser geworden. Keine angstvolle Verzweiflung zwang sie, sich zu verheiraten. Ihr wundes Herz hatte Ruhe gefunden. Haß und Liebe hatten es gleichstark durchbraust, aber sie dachte nicht mehr an diese überstandenen Leiden. Sie mußte einsehen, daß ihr Menschentum ein wahres, reicheres und höheres geworden war. Was konnte sie also ungeschehen wünschen? War es also dennoch ein Gewinn, zu leiden? Konnte sich alles in Glück wandeln? Sie hatte begonnen, alles das für gut zu halten, was dazu beitragen konnte, sie selber höher zu entwickeln. Die alten Volksweisen hatten nicht recht. Kummer war nicht das einzig Bestehende. Sie würde nun reisen und sich danach umsehen, irgendeinen Platz zu finden, an dem man ihrer bedurfte. Wenn ihr Vater noch in seiner alten Verfassung gewesen wäre, so würde er ihr niemals gestattet haben, die Verlobung zu lösen. Jetzt hatte Frau Gustafva sich ins Mittel gelegt. Marianne hatte es sogar erreicht, Baron Adrian das Geld leihen zu dürfen, dessen er benötigte.

Auch an ihn konnte sie voller Freude denken. Er sollte ja von ihr befreit werden. Er hatte sie mit seiner Kühnheit und Lebenslust stets an Gösta erinnert, nun würde sie ihn wieder heiter sehen. Er sollte wieder jener Ritter Sonnenschein werden, der in seinem Glanze auf ihres Vaters Hof eingezogen war. Sie würde ihm Grund und Boden schaffen, wo er pflügen und graben konnte, soviel sein Herz begehrte, und sie würde ihn auch noch eine schöne Braut zum Altar führen sehen.

Mit solchen Gedanken setzt sie sich hin und schreibt, um ihm die Freiheit wiederzugeben. Sie schreibt milde, überredende Worte, verständlich und scherzhaft zugleich, aber doch so, daß er begreifen muß, wie ernst sie es meine.

Während sie schreibt, hört sie Hufschläge auf dem Wege und denkt:

„Mein lieber Ritter Sonnenschein, das ist das letztmal.“

Baron Adrian kommt gleich darauf direkt in ihr Zimmer.

„Nanu, Adrian, du kommst hier herein?“ Und sie sieht erschrocken auf alle die Sachen, die zum Einpacken bereit liegen.

Er wird sofort scheu und verlegen und stammelt irgendeine Entschuldigung hervor.

„Ich war gerade dabei, dir zu schreiben“, sagte sie. „Sieh, nun kannst du es gern gleich lesen.“

Er nimmt den Brief, und sie sitzt da und beobachtet ihn beim Lesen. Sie sehnt sich danach, sein Gesicht vor Freude erstrahlen zu sehen.

Aber er hat noch nicht lange gelesen, da wird sein Gesicht feuerrot, er wirft den Brief zu Boden; zertritt ihn und wettet und flucht.

Da geht ein leichtes Beben durch Mariannes Körper. Sie ist keine Anfängerin im Studium der Liebe, aber diesen unerfahrenen Knaben, dieses große Kind hatte sie doch nicht verstanden.

„Adrian, lieber Adrian, was für eine Komödie hast du mit mir gespielt? Komm und sage mir die Wahrheit.“

Er kam und erdrückte sie fast mit seinen Liebkosungen. Der arme Junge! Wie er sich gehärmt und gesehnt hatte!

Nach einer Weile blickte sie wieder hinaus. Dort ging Frau Gustafva noch immer und sprach mit dem großen Hüttenbesitzer von Blumen und Vögeln, und hier saß sie und plauderte über die Liebe. „Das Leben hat und beide seinen schweren Ernst fühlen lassen“, dachte sie und lächelte wehmütig. „Es will uns dadurch trösten, daß es uns je ein großes Kind zum Spielen gibt.“

Es tat ihr dennoch wohl, daß sie noch so geliebt werden konnte. Es war himmlisch schön, ihn von der Zauberkraft flüstern zu hören, die von ihr ausging, und wie er sich dessen schämte, was er ihr bei der ersten Unterredung gesagt hatte. Er hätte damals nicht gewußt, welche Macht sie habe. Oh, kein Mann könnte in ihre Nähe kommen, ohne sie zu lieben, aber sie hätte ihn eingeschüchtert, er hätte sich sonderbar bedrückt gefühlt.

Dies war nicht Glück und nicht Unglück, aber sie würde es versuchen, mit diesem Manne zu leben.

Sie begann sich selber zu verstehen und dachte an die Worte der alten Volksweise über die Turteltaube, diesen Vogel der Sehnsucht. Niemals trinkt sie klares Wasser, ohne es zuvor mit ihrem Fuße zu trüben, auf das es besser zu ihrem traurigen Gemüte passen möge. So würde auch ihr Leben niemals eine reine, klare Quelle sein. Von Wehmut getrübt, gefiel ihr das Leben am besten.

Der Befreier Tod

Mein bleicher Freund, der Befreier Tod, kam in den blassen Mondscheinnächten des August nach Hauptmann Ugglas Heim, aber er wagte es nicht, geradezu in dieses gastfreie Haus zu treten.

Er hat ein mutiges Herz. Es ist seine Lust und Freude, von glühenden Kanonenkugeln getragen durch die Luft zu reiten. Er nimmt die zischende Granate auf den Rücken und lacht, wenn sie zersplitternd umherfliegt. Er schwingt sich auf Kirchhöfen im Gespenstertanz und

scheut sich nicht vor den Pestsälen der Krankenhäuser, aber vor der Schwelle des Gerechten, vor der Pforte des Guten erbebt er. Er will nicht mit Tränen, sondern mit stiller Freude begrüßt werden, er, der den Geist von den Fesseln der Schmerzen, von der Bürde des Erdenstaubes befreit und in das freie, herrliche Leben in den Regionen des Weltalls kennen lehrt, will freudig empfangen werden.

Er schlich in den alten Hain hinter dem Wohnhause, wo die schlanken, weißstämmigen Birken standen. Am Tage verbarg er sich, aber nachts harrte er am Waldesrande, weiß und bleich, mit der im Mondschein blitzende Sense.

Die Tiere der Nacht sahen ihn. Abend für Abend hörten die Leute auf Berga, wie der Fuchs heulte, um seine Ankunft zu melden. Die Natter ringelte sich auf dem Kieswege bis zum Wohnhaus hin. Sie konnte nicht reden, aber sie begriffen alle, daß sie als Vorbotin des Gewaltigen käme. Und im Apfelbaum vor dem Fenster von Ferdinands Mutter krächzte die Eule, denn die ganze Natur kennt den Tod und erbebt vor ihm.

Und es geschah, daß der Oberlandrichter von Munkerund mit seiner Familie, die in dem Pfarrhof auf Bro eine Festlichkeit mitgemacht hatten, um zwei Uhr nachts bei Berga vorüberfahren und im Fenster des Gastzimmers ein brennendes Licht stehen sahen. Sie sahen deutlich die gelbe Flamme und die weiße Kerze und erzählten später, wie sie sich über dieses in der Sommernacht brennende Licht gewundert hätten.

Da lachten die fröhlichen Mädchen von Berga und sagten, die Munkeruder müßten Traumgesichte gehabt haben, denn in ihrem Hause wären die letzten Talgkerzen bereits im März verbraucht worden. Und der Hauptmann schwur, daß seit Wochen niemand das Gastzimmer bewohnt habe. Aber Frau Uggla schwieg und erblaßte, denn diese weiße Kerze mit der klaren Flamme pflegte sich zu zeigen, wenn jemand aus ihrer Familie durch den Tod, den Befreier, erlöst werden sollte.

Kurz darauf kam Ferdinand an einem strahlenden Augusttage vom Landvermessungsdienst in den nördlichen Wäldern heim. Er kam

bleich und krank, mit einem unheilbaren Lungenübel behaftet, an, und sobald seine Mutter ihn sah, wußte sie, daß er sterben müsse.

So sollte er also fort müssen, dieser gute Sohn, der seinen Eltern niemals Kummer bereitet hatte. Der Jüngling sollte der Erde Lust und Freuden lassen, die schöne, geliebte Braut, die seiner harrte, und die reichen Güter die dröhnenden Eisenwerke, die sein eigen werden sollte.

Endlich, als mein bleicher Freund einen Monat durch gezögert hatte, faßte er Mut und ging in einer Nacht bis zum Wohnhaus hin. Er dachte daran, wie der Hunger und die Not dort mit heiteren Gesichtern empfangen wurden, weshalb sollte man denn nicht auch ihn freudig empfangen?

Er kam leise auf dem Kieswege heran, einen dunklen Schatten über den Rasenplatz werfend, auf dem die Tautropfen im Licht des Mondes glänzten. Er nahte nicht wie ein munterer Schnitter, der Blumen am Hut trägt und sein Mädchen zärtlich umschlingt. Es ging gebeugt wie ein abgezehrter Kranker und verbarg die Sense in den Falten seines Mantels, während Eulen und Fledermäuse um ihn herumflatterten.

In dieser Nacht hörte Frau Uggla, die wach lag, ein Klopfen am Fensterbrett, sie richtete sich im Bett auf und fragte:

„Wer klopft da?“

Und die Alten erzählen, daß der Tod ihr antwortete: „Es ist der Tod, der anklopft.“

Da stand sie auf, öffnete ihr Fenster, sah Fledermäuse und Eulen im Mondschein flattern, sah aber nicht den Tod. Und sie sprach halblaut:

„Komm, du Freund und Befreier! Warum hast du solange gezögert? Ich habe deiner geharrt, dich gerufen. Komm und erlöse meinen Sohn!“

Da glitt der Tod ins Haus, froh wie ein armer, abgesetzter Fürst, der in der Gebrechlichkeit des Alters seine Krone wiedererlangt hat, heiter wie ein Kind, das zum Spiel gerufen wird.

Am Tage darauf setzte sich die Mutter an ihres Sohnes Kranken-

lager und sprach mit ihm von der Seligkeit des befreiten Geistes und von dessen herrlichem Leben. Sie sagte:

„Die seligen Geister arbeiten und wirken. Welche Künstler, mein Sohn, welche Künstler! Wenn du zu ihnen kommst, sage, was wirst du dort werden? Einer der Bildhauer ohne Meisel, die Rosen und Lilien erschaffen, einer der Meister der Abendröte? Und wenn die Sonne am herrlichsten untergeht, dann will ich dasitzen und denken: das hat Ferdinand vollbracht. Denke nur, mein lieber Junge, wieviel es dort zu sehen, zu tun gibt! Denke an all die Samenkörner, die im Lenz zum Leben erweckt werden sollen, an die Stürme, die gelenkt, die Träume, die gesandt werden sollen! Und denke an die langen Reisen durch das Weltall, von Welt zu Welt.

Gedenke meiner, wenn du so viel Schönes zu sehen bekommst, mein Junge! Deine arme Mutter hat niemals etwas anderes gesehen als Värmland.

Aber eines Tages trittst du vor unserem Herrn hin und bittest ihn, dir eine der kleinen Welten zu schenken, die im unendlichen Raum kreisen, und er gibt sie dir. Wenn du sie erhältst, ist sie kalt und dunkel, voller Abgründe und Felsen, und es existieren dort weder Blumen noch Tiere. Aber du arbeitest auf dem Stern, den Gott dir gegeben hat. Du bringst dort Licht und Wärme und Luft hin, du erschaffst dort Kräuter und Nachtigallen und helläugige Gazellen, du läßt Wasserfälle in die Abgründe stürzen, und errichtest Berge und besäet die Ebenen mit den leuchtendsten Rosen. Und wenn ich dann sterbe, Ferdinand, wenn meine Seele vor der langen Reise zittert und die Trennung von den geliebten Feldern fürchtet, dann wirst du, in einem mit Paradiesvögeln bespannten goldenen Wagen sitzend, vor meinem Fenster warten, mein Ferdinand. Und meine arme, unruhige Seele wird, in deinem Wagen aufgenommen, dir zur Seite sitzen, geehrt wie eine Königin. Dann fahren wir durch den Weltenraum an dem schimmernden Welten vorüber, und wenn wir und diesen himmlischen Gefilden nähern, und sie immer herrlicher und herrlicher werden, dann frage ich, die ich es ja nicht besser verstehe: ‚Werden wir nicht hier oder dort bleiben?‘

Du aber lachst leise vor dich hin und feuerst das Vogelgespann an. Endlich kommen wir zu der kleinsten der Welten, aber zugleich der allerschönsten die ich sah, und dort halten wir vor einem goldenen Schloß, und du läßt mich nun in das Heim ewiger Freude eintreten.

Dort sind die Vorratshäuser und die Bücherschränke gefüllt. Der Tannenwald verstellt uns nicht, so wie hier auf Berga, die ganze schöne Welt, sondern ich sehe auf weite Meere und sonnige Ebenen hinaus, und tausend Jahre sind dann wie ein Tag.“

Und also starb Ferdinand, von lichten Traumgesichten bezaubert, aller Herrlichkeit der Zukunft entgegenlächelnd.

Mein bleicher Freund, der Befreier Tod, hatte niemals etwas so Beglückendes gesehen. Zwar war Ferdinand Ugglas Bett von seinen weinenden Liebenden umgeben, der Kranke aber lächelte dem Manne mit der Sense zu, als er sich auf die Bettkante setzte, und seine Mutter lauschte dem Todesröcheln wie einer lieblichen Musik. Sie zitterte vor Angst, daß der Tod sein Werk nicht würde vollführen können, und als alles überstanden war, drangen Tränen aus ihren Augen, es waren jedoch Freudentränen, die auf das erstarrte Antlitz ihres Sohnes fielen.

Niemals ist mein bleicher Freund so gefeiert worden wie bei Ferdinand Ugglas Bestattung. Wenn er es gewagt hätte, sich zu zeigen, so wäre er mit federgeschmücktem Barett und in goldgesticktem Mantel erschienen, um dem Leichenzuge voranzutanzten, der alte Einsame saß jedoch zusammengekauert auf der Kirchhofsmauer in seinem alten schwarzen Mantel und blickte dem Zuge entgegen.

Oh, das war ein wunderlicher Leichenzug! Die Sonne und lichte Wolken machten den Tag strahlend heiter, lange Reihen von Roggenhocken schmückten die Felder, die Astrachaner Äpfel im Pfarrhofgarten leuchteten in durchsichtiger Klarheit, und im Rosengarten des Küsterhofes prangten Georginen und Studentennelken.

Es war ein wunderlicher Leichenzug, der zwischen den Linden herkam. Vor dem blumengeschmückten Sarge gingen schöne Kinder und streuten Blumen. Keine Trauerkleider, keine Florrüschen, keine weißen Spitzenkragen mit breiten Säumen waren zu sehen, denn Frau

Uggla hatte es gewollt, daß er, der freudig gestorben war, nicht von einem düsteren Leichengefolge, sondern von einem glänzenden Brautzuge zur ewigen Freistatt geleitet werden solle.

Dicht hinter dem Sarge ging Anna Stjärnhök, die schöne strahlende Braut des Verklärten. Sie trug ein schleppendes Brautgewand von weißer, schillernder Seide, und ihr Haupt war mit dem Brautkranz und dem Brautschleier geschmückt. So wollte sie sich dem Grabe, dem dahingeschiedenen Bräutigam vermählen.

Paar auf Paar folgte ihr, die vornehmsten Damen und stattliche Herren. Die prächtigen, strahlenden Frauen kamen mit blitzenden Spangen und Broschen, mit milchweißen Perlenketten und goldenen Armbändern. Die Straußenfedern in ihrem Kopfputz erhoben sich zwischen Seidenband und Spitzen hoch über ihren Lockenscheiteln, und von ihren Schultern hingen die zarten seidengewebten Schals, die sie einst zum Brautgeschenk erhalten hatten, bis auf die brokatseidenen Kleider herab. Und die Männer kamen in ihrem höchsten Staat, mit vollgekräuselten Jabots, in Leibröcken mit hohen Kragen und vergoldeten Knöpfen und in Westen von steifem Brokat oder gesticktem Samt. Es war ein Brautzug, wie Frau Uggla ihn gewollt hatte.

Sie selber schritt am Arm ihres Gatten dicht hinter Anna Stjärnhök dahin. Wenn sie ein Kleid von leuchtendem Brokat besessen hätte, so würde sie es getragen haben, auch Schmuck und strahlenden Kopfputz hätte sie gern angelegt, um ihren Sohn an seinem Hochzeitstage zu ehren. Aber sie besaß ja nur dieses schwarze Taftkleid und diese vergilbten Spitzen, die so viele Feste geschaut hatten, und die trug sie auch auf diesem Fest.

Ogleich alle, die unter sanftem Glockengeläut zum Grabe zogen, in Pracht und Glanz erschienen waren, blieb kein Auge trocken. Männer und Frauen weinten, nicht so sehr über den Toten, wie über sich selber. Ach, dort ging die Braut, dort trug man den Bräutigam, dort wandelten sie selber zum Gastmahl geschmückt, und dennoch – wer von all denen, die auf den grünen Pfaden der Erde hinschritten, wußte nicht, daß er der Trübsal, dem Kummer, dem Unglück und

dem Tode verfallen sei? Sie gingen dahin und weinten bei dem Gedanken, daß nichts Irdisches sie zu schützen vermochte.

Die Mutter weinte nicht, sie war die einzige, deren Augen trocken blieben.

Als die Gebete gesprochen waren und das Grab zugeschüttet war, gingen alle langsam fort. Nur Frau Uggla und Anna Stjärnhök blieben noch am Grabe zurück, um den Toten ein letztes Lebewohl zu sagen. Die alte Frau setzte sich auf den Grabhügel, und Anna setzte sich zu ihr.

„Siehe, ich habe Gott gebeten: Laß den Tod, den Befreier, kommen und meinen Sohn wegführen, mag er ihn, den ich am innigsten liebe, zu den stillen Wohnungen des Friedens geleiten, und es sollen nur Freudentränen in meine Augen kommen. IM Hochzeitsglanze will ich ihn zu seinem Grabe bringen. Und meinen, roten, reichblühenden Rosenbusch, der vor meinem Kammerfenster steht, will ich für ihn auf den Kirchhof verpflanzen.“

Und nun ist es also geschehen: mein Sohn ist tot. Ich habe den Tod wie einen Freund begrüßt, ihn mit den holdesten Namen herbeigerufen, ich habe mit Freudentränen meines Sohnes erstarrtes Antlitz benetzt, und im Herbst, wenn die Blätter abgefallen sind, werde ich meinen roten Rosenbusch hier einpflanzen. Aber weißt du, die du hier an meiner Seite sitztest, warum ich solche Gebete zu Gott sandte?“

Sie blickte Anna Stjärnhök fragend an, aber das junge Mädchen saß stumm und bleich neben ihr. Vielleicht kämpfte sie, um eine innere Stimme zu betäuben, die ihr bereits hier, auf des Toten Grabhügel, zuzuflüstern begann, daß sie nun endlich frei sei.

„Du trägst die Schuld“, sagte die alte Frau.

Da sank das Mädchen wie unter einem Keulenschlage zusammen. Sie erwiderte kein Wort.

„Anna Stjärnhök, du warst einst stolz und eigenwillig. Da spieltest du mit meinem Sohne, du nahmst ihn, und dann verstießest du ihn. Was tat das auch? Er mußte sich dareinfinden, so wie andere sich hineingefunden hatten. Vielleicht haben wir und er auch dein Geld e-

benso sehr geliebt wie dich. Aber du kehrtest wieder, du kamst, um unserem Heim Segen zu bringen, du warst mild und sanftmütig, stark und gut. Du hegtest und pflegtest uns voller Liebe, du beglücktest und so voll und ganz, Anna Stjärnhök, und wir armen Menschen lagen dir zu Füßen. Und dennoch, und dennoch hätte ich gewünscht, daß du nicht gekommen wärest. Dann hätte ich Gott nicht anzuflehen brauchen, meines Sohnes Leben zu verkürzen. Damals zu Weihnachten würde er es noch ertragen haben, dich zu verlieren, aber seit er dich kennengelernt hat, so wie du jetzt bist, hätte er nicht mehr die Kraft dazu gehabt. Wisse, Anna Stjärnhök, so wie du heute dein Brautgewand angelegt hast, um meinem Sohne zu folgen, als ob er lebte, so hättest du ihm doch niemals in diesem Gewande zur Kirche von Bro folgen dürfen, denn du liebtest ihn nicht.

Ich sah es, du kamst nur aus Barmherzigkeit, denn du wolltest unser hartes Los lindern. Du liebtest ihn nicht. Glaubst du nicht, daß ich die Liebe kenne, daß ich sie sehe, wo sie vorhanden ist, und es verstehe, wenn sie fehlt? Da dachte ich: möchte Gott meinen Sohn zu sich nehmen, ehe ihm die Augen geöffnet werden!

Oh, daß du ihn geliebt hättest! Oh, daß du niemals zu uns gekommen wärest, um unser Leben zu versüßen, da du ihn doch nicht liebtest! Ich kannte meine Pflicht. Wenn er nicht gestorben wäre, hätte ich ihm sagen müssen, daß du ihn nicht liebtest, daß du dich mit ihm verheiraten wolltest, weil du voll Güte und Milde bist. Ich hätte ihn zwingen müssen, dich frei zu geben, und dann wäre sein Lebensglück zerstört gewesen. Siehst du, darum bat ich Gott, ihn sterben zu lassen, damit ich nicht die Ruhe seines Herzens vernichten müsse. Und ich habe mich über seine eingesunkenen Wangen gefreut und über seine röchelnden Atemzüge, und habe davor gezittert, daß der Tod sein Werk nicht vollenden würde.“

Sie schwieg und wartete auf eine Antwort, aber Anna Stjärnhök konnte noch nicht reden, sie lauschte noch manchen Stimmen in der Tiefe ihrer Seele.

Da rief die alte Frau voller Verzweiflung aus:

„Oh, wie glücklich sind jene, die ihre Toten betrauern dürfen, die

Ströme von Tränen vergießen können! Ich muß mit trockenen Augen am Grabe meines Sohnes stehen, ich muß mich über seinen Tod freuen. Wie unglücklich bin ich!“ –

Da preßte Anna Stjärnhök die Hände fest gegen ihre Brust. Sie gedachte jener Winternacht, in der sie bei ihrer jungen Liebe geschworen hatte, diesem armen Menschen eine Stütze und ein Trost zu werden, und sie erbebte. War denn alles vergebens gewesen, war ihr Opfer eines von denen, die Gott verwirft? Sollte sich alles in Fluch verkehren?

Wenn sie aber a l l e s hinopferte, würde Gott dann nicht seinen Segen zu dem Werke geben und sie eine Glückspenderin, eine Stütze, eine Hilfe für die Menschen werden lassen?

„Was verlangst du, um deinen Sohn betrauern zu können?“

„Daß ich nicht mehr der Zeugenschaft meiner alten Augen trauen müßte. Wenn ich glauben könnte, daß du meinen Sohn liebtest, dann würde ich über seinen Tod trauern.“

Da erhob sich das junge Mädchen, ihre Augen flammten vor Begeisterung. Sie riß den Brautschleier herab und breitete ihn über das Grab, sie riß den Kranz und die Brautkrone aus ihren Haaren und legte beide dazu. Dann rief sie aus:

„Sieh nun, wie ich ihn liebe. Ich weihe ihm meine Krone und meinen Schleier. Ich vermähle mich ihm. Niemals werde ich einem anderen angehören.“

Da erhob sich auch die Mutter. Sie stand eine Weile stumm da, ihr ganzer Körper erzitterte und ihr Antlitz zuckte, und dann kamen die Tränen, die Tränen der Trauer.

Aber mein bleicher Freund, der Befreier Tod, erschauerte, als er diese Tränen sah. Man hatte ihn also gar nicht mit Freuden begrüßt, nicht einmal hier hatte man sich von Herzen über ihn gefreut.

Er zog die Kapuze tief über sein Antlitz herab, glitt leise von der Kirchhofsmauer nieder und verschwand zwischen den Getreidehocken auf dem Felde.

Die Dürre

Wenn leblose Dinge lieben können, wenn Erde und Wasser Freunde von Feinden zu unterscheiden wissen, so möchte ich gern deren Liebe besitzen. Ich wollte, daß die grüne Erde meine Schritte nicht als eine schwere Last empfände. Ich wollte, sie verziehe es, daß sie um meinetwillen mit Pflug und Egge verwundet wird, und ich wollte, daß sie sich für meinen toten Leib bereitwillig öffnete. Und ich wünschte, daß die Woge, deren blanker Spiegel meine Ruder zerschlagen, dieselbe Geduld mit mir hätte, wie eine Mutter sie mit einem stürmischen Kinde hat, das auf ihre Knie klettert, ohne darauf zu achten, daß es ihr seidenes Festgewand zerknittert. Mit der klaren Luft, die über den blauen Bergen zittert, möchte ich gut Freund sein, und mit der strahlenden Sonne und mit den schönen Sternen. Denn es scheint mir oft so, als ob die leblosen Dinge mit den Lebendigen fühlen und leiden könnten. Welcher Teil des Erdenstaubes ist nicht schon im Kreislauf des Lebens gewesen? Ist nicht der wirbelnde Staub der Landstraße einst als weiches Haar gestreichelt, als wohlthätige Hand geliebt worden? Ist nicht das Wasser in den Räderspuren einst als Blut durch pochende Herzen geströmt?

Der Geist des Lebens wohnt noch in den leblosen Dingen. Was vernimmt er in seinem traumlosen Schlummer? Er hört Gottes Stimme. Beachtet er auch die Stimmen der Menschen?

Wenn Unfrieden und Haß die Welt erfüllen, so müssen auch die leblosen Dinge viel leiden. Da wird die Woge wild und raubgierig wie ein Räuber, da wird der Acker karg wie ein Geizhals. Aber wehe dem, um dessentwillen die Wälder seufzen.

Es war ein merkwürdiges Jahr, als die Kavaliers herrschten. Es hatte den Anschein, als hätten die damalige Unruhe die Ruhe der leblosen Dinge gestört. Wie soll man die Ansteckung schildern, die sich über das Land ausbreitete? Muß man nicht glauben, daß die Kavalie-

re die Götter der ganzen Gegenden waren, und daß ihr Geist alles be-seelte? Der Geist der Abenteuerlichkeit, der Sorglosigkeit, der Wildheit!

Wenn man alles erzählen könnte, was sich in jenem Jahr unter den Leuten am Strand des Löfven zutrug, so würde die Welt staunen. Denn damals erwachte alte Liebe und neue flammte auf. Alter Haß erhob sich wieder, und lange aufgesparte Rache ergriff ihr Opfer. Da rasten und taumelten alle voller Gier nach Lebensgenuß: nach Tanz und Scherz, Spiel und Trinkgelagen. Da offenbarte sich alles, was die tiefste Seele bisher verborgen hatte.

Die Ansteckung dieser Unruhe ging von Ekeby aus. Sie verbreitete sich zuerst über die Hüttenwerke und die Herrnhöfe und jagte die Menschen in Unheil und Sünde. So weit lassen sie sich noch verfolgen, weil die Alten die Erinnerungen an die Ereignisse auf einigen der großen Gutshöfe aufbewahrt haben, aber wie sich diese Ansteckung unter dem Volke weiterverbreitete, davon wissen wir wenig. Jedoch niemand kann daran zweifeln, daß die Unruhe der Zeit von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte zog. Wo ein Laster verborgen war, da brach es hervor, wo ein Riß zwischen Eheleuten bestand, da wurde er zur Kluft, wo eine große Tugend oder ein starker Wille sich verbargen, da mußte auch sie hervortreten. Denn nicht alles, was geschah, war böse, doch die Zeit brachte es mit sich, daß das Gute oft so verderblich wirkte wie das Böse. Es war so, wie bei großen Stürmen tief im Walde, wo ein Baum über den andern niederstürzt, eine Föhre die andere mitreißt, und wo sogar das Unterholz von den stürzenden Riesen zu Boden gerissen wird.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß auch die Bauern und das Gesinde von der Tollheit ergriffen wurden. Überall verwilderten die Herzen, verwirrten sich die Köpfe. Niemals wurde auf den Kreuzwegen so munter getanzt, niemals wurden die Biertonnen so rasch geleert, niemals wurde so viel Korn in den Brantweinkessel geschüttet. Niemals gab es so viele Festgelage, niemals war der Weg von einem zornigen Worte bis zu einem Messerstich so kurz gewesen.

Aber die Unruhe hatte nicht nur die Menschen ergriffen. Sie ver-

breitete sich über alles Lebendige. Nie haben Wolf und Bär schlimmere Verwüstungen angerichtet, niemals haben Fuchs und Uhu unheimlicher geheult und frecher geraubt, niemals verirrt sich die Schafe so oft im Walde, niemals herrschten so viele Seuchen unter den wertvollen Vieh.

Wer den Zusammenhang der Dinge erkennen will, der muß die Städte verlassen und in einer einsamen Hütte am Waldessaume hausen. Er muß Nächte durch den Kohlenmeiler bewachen oder Tag und Nacht während eines hellen Sommermonats auf einem Holzstoß zubringen, das in langsamer Fahrt und Vänersee hinzieht, dann wird er es lernen, die Zeichen in der Natur zu beachten, und wird es begreifen, wie die leblosen Dinge von den Lebendigen abhängig sind. Wir erkennen, daß es die Unruhe auf Erden ist, die den Frieden der leblosen Dinge stört. Das Volk weiß es. In solchen Zeiten verlöscht die Waldfrau die Flamme des Kohlenmeilers, zertrümmert die Seehexe das Boot, sendet der Nöck Krankheiten, läßt das Wichtelmännchen die Kuh sterben. Und so geschah es in jenem Jahre. Niemals hatte die Frühjahrsflut schlimmere Verwüstungen angerichtet. Die Schmiede und die Mühle auf Ekeby waren nicht ihre einzigen Opfer geblieben. Kleine Flüsse, die sonst, wenn der Frühling sie stark machte, höchstens eine leere Scheune fortrissen, gingen nun um Angriff auf ganze Höfe über und spülten sie fort. Niemals hatte das Gewitter bereits vor Johanni so viel Schaden angerichtet – nach Johanni blieb es gänzlich aus. Und dann kam die Trockenheit.

Während der ganzen Zeit der langen Tage kam kein Regen. Von Mitte Juni bis Anfang September lag die ganze Gegend am Löfven in ununterbrochenem Sonnenschein da.

Der Regen wollte nicht fallen, die Erde wollte keine Nahrung geben, die Winde wollten nicht wehen. Nur der Sonnenschein strömte auf die Erde herab. Oh, dieser schöne Sonnenschein, dieser lebenspendende Sonnenschein! Wie soll ich Worte finden für das, was er Böses tat? Der Sonnenschein ist wie die Liebe: wer kennt nicht die Missetaten, die sie begeht, und wer kann es lassen, ihr zu verzeihen? Der Sonnenschein gleicht Gösta Berling: er erfreut jedes Menschen

Herz, darum verschweigt jeder das Böse, das er verursacht hat.

Eine solche Trockenheit nach Johanni wäre für andere Gegenden nicht so unheilbringend geworden wie für Värmland. Aber dort war der Frühling spät gekommen. Das Gras war noch nicht hoch aufgeschossen und konnte sich nun nicht auswachsen. Der Roggen konnte keine Nahrung aus der Erde ziehen, jetzt, wo er gerade seine Ähren ansetzen sollte. Das Frühjahrskorn, das damals das meiste Mehr zum Gebäck lieferte, trug kleine Rispen auf Halmen, die nur eine Viertel-elle lang waren. Die spät gesäten Rüben konnten nicht wachsen, und nicht einmal die Kartoffeln gediehen auf diesem versteinerten Boden.

Während solcher Zeiten beginnt die Angst in den Waldhütten aufzusteigen, und der Schrecken steigt von den Bergen zu den Bewohner der Ebene nieder. Die Leute sagen:

„Gottes Hand sucht jemand.“ Und jeder schlägt seine Brust und spricht: „Bin ich es? O Mutter, o Natur, bin ich es? Bleibt der Regen vor Entsetzen über mich fern? Eilt mit der Zorn der strengen Erde, der sie verdorren und versteinern läßt? Und strömt dieser ewige Sonnenschein Tag für Tag vom wolkenlosen Himmel herab, um feurige Kohlen auf mein Haupt zu sammeln? Oder wenn ich es nicht bin, wer ist es, den Gottes Hand sucht?“

Während die Roggenkörner in den dürrtigen Ähren verdorren, während die Kartoffeln keine Nahrung aus der Erde ziehen können, während das Vieh mit roten Augen sich vor der Hitze keuchend um die versiegenden Quellen drängt, während die Angst vor der Zukunft die Herzen zusammenpresst, werden wunderliche Gespräche in der Gegend geführt. Die Leute sagen:

„Solche Heimsuchung kommt nicht ohne Grund. Wer ist es, den Gottes Hand sucht?“

Es war ein Sonntag im August. Der Gottesdienst war vorüber. Die Leute wanderten gruppenweise auf den sonnenheißen Wegen dahin. Rund umher erblickten sie verbrannte Wälder und zerstörte Ernten. Der Roggenstand in Hocken aufgerichtet da, aber spärlich und mit dünnen Garben. Alle, die in diesem Jahre Heideboden abzubrennen hatte, konnten es mit wenig Mühe vollbringen, jedoch war es dabei

auch oft vorgekommen, daß der trockene Wald Feuer fing. Und was der Waldbrand verschonte, das hatten die Insekten vertilgt: der Nadelwald hatte die Nadeln verloren und stand nackt und bloß wie ein Laubwald im Herbst, die Blätter der Birken hingen zerfetzt mit bloßgelegten Adernetzen herab.

Es fehlte den trübsinnigen Menschengruppen nicht an Gesprächsstoffen. Dort waren viele, die davon zu erzählen wußten, wie schwer die Notjahre von 1808 und 1809 gewesen waren, und welche Not im Winter von 1812 geherrscht hatte, wo die Sperlinge erfroren zur Erde niederfielen. Hungersnot war ihnen nicht unbekannt, sie hatten schon früher ihr grimmiges Gesicht gekannt. Sie wußten, wie man Brot aus Baumrinde bereitet, und wie man die Kühe daran gewöhnen kann, Moos zu fressen.

Eine Frau hatte einen Versuch gemacht, eine neue Art von Brot aus Preiselbeeren und Gerstenmehl zu backen. Sie hatte Proben mitgebracht und ließ die Leute davon kosten. Sie war stolz auf ihre Erfindung.

Aber über ihnen allen schwebte dieselbe Frage, sie starrte aus aller Augen, und alle Lippen flüsterten:

„O Herr, wer ist es, den deine Hand sucht?“

„Du Gott der Strenge, wer hat dir die Opfer von Gebeten und guten Werken vorenthalten, daß du uns unser kärgliches Brot entziehst?“

Ein Mann aus diesen finster blickenden Gruppen, die über die Sundbrücke nach den Brobyhügeln hinaufgekommen waren, blieb einen Augenblick vor dem Wege stehen, der zu der Wohnung des geizigen Brobypfarrers führte. Er hob ein dürres Stück Holz vom Boden auf und warf es auf den Pfarrhofweg. Dabei sprach er:

„Trocken wie dieses Holz waren die Gebete, die er zu unserem Herrn emporsandte.“

Auch sein Nachbar blieb stehen, nahm einen dürren Zweig warf ihn zu dem Stück Holz und sagte:

„Das ist die rechte Opfergabe für diesen Pfarrer.“

Ein Dritter folgte dem gegebenen Beispiel.

„Er ist wie die Dürre gewesen. Späne und Stroh hat er uns gelassen, und sonst nichts mehr!“

Der Vierte sprach: „Wir geben ihm zurück, was er uns gegeben hat.“

Und der Fünfte: „Zur ewigen Schmach werfe ich ihm dieses hin. Möge er vertrocknen und verdorren wie dieser Zweig hier!“

„Trockenes Futter für den Priester der Trockenheit!“ sagte der Sechste.

Die Nachkommenden sehen, was jene tun und hören, was sie sagen. Nun bekamen sie die Antwort auf ihr langes Fragen.

„Gebt ihm, was ihm zukommt! Er hat die Dürre über uns gebracht!“

Und jeder bleibt stehen, sagt seinen Spruch und wirft seinen Zweig hin, ehe er weitergeht.

Auf der Kreuzung dieser beiden Wege liegt bald ein Haufen von Spänen und Reisig: der Schandhaufen für den Brobypfarrer.

Das war die ganze Rache der Leute. Keiner erhob seine Hand gegen den Pfarrer oder sagte ihm selber ein böses Wort. Die verzagten Herzen entledigten sich nur eines Teiles ihrer Last, indem sie einen vertrockneten Zweig auf diesen Haufen warfen. Sie nahmen nicht selber Rache. Sie bezeichneten nur dem Gott der Vergeltung den Schuldigen.

„Wenn wir dich nicht auf die rechte Art angebetet haben, siehe, so ist es die Schuld dieses Mannes. Sei barmherzig, Herr, und laß ihn allein leiden! Wir zeichnen ihn mit Schmach und Entehrung. Wir haben nichts mit ihm gemein!“

Schnell wurde es Brauch, daß jeder, der am Pfarrhof vorüberging, einen dürren Zweig auf den Schandhaufen warf. „Mögen Gott und Menschen es sehen!“ dachte jeder Wanderer. „Auch ich verachte ihn, der Gottes Zorn auf uns herabgezogen hat.“

Der alte Geizhals bemerkte bald den Haufen am Wegesrande. Er ließ ihn fortschaffen. Manche sagten, daß er seinen Küchenherd damit heize. Am nächsten Tage hatte sich ein neuer Haufen an derselben Stelle angesammelt, und sobald er ihn fortschaffen ließ, erstand wie-

derum ein neuer.

Die dürren Zweige lagen dort und sprachen: „Schande, Schande über den Brobypfarrer!“

Es waren heiße, trockene Hundstage. Rauchscher und voller Brandgeruch lag die Luft über der Gegend, es war, als atme man drückende Verzweiflung ein. Die Gedanken verwirrten sich und erhitzten das Gehirn. Der Pfarrer in Broby war zum Dämon der Dürre geworden. Die alten Bauern glaubten, der alte Geizhals säße da und bewachte die Quellen des Himmels.

Dem Brobypfarrer wurde die Absicht der Leute bald klar. Er begriff, daß sie ihn als Urheber des Unglücks bezeichneten. Gott ließe aus Zorn über ihn die Erde verschmachten. Die Schiffsmannschaft, die auf dem trügerischen Meere in Not geraten war, hatte das Los geworfen. Er war der Mann, der über Bord sollte. Er versuchte über sie und ihre Zweige zu lachen, da es aber eine Woche so weitergegangen war, lachte er nicht mehr. Oh, welche Albernheit! Was konnten ihm diese trockenen Späne schaden? Er begriff, daß der jahrelange Haß nach Gelegenheit suchte, sich Luft zu verschaffen. Was tat das? Er war nicht an Liebe gewöhnt.

Milder wurde er dadurch allerdings nicht. Vielleicht hatte er es gewünscht, sich zu bessern, nachdem das alte Edelfräulein ihn besucht hatte. Jetzt konnte er es nicht. Er wollte nicht zur Besserung gezwungen werden.

Aber ganz allmählich wurde der Haufen dort für ihn übermächtig. Er mußte beständig an ihn denken, und er begann zu glauben, daß es wahr wäre, was die Menschen dächten. Dieses Hinwerfen der dürren Zweige war das entsetzliche Zeugnis. Er gab acht auf diesen Haufen und zählte die Zweige, die täglich dazukamen. Der Gedanke daran breitete sich aus und unterdrückte alle anderen Gedanken. Der Haufen vernichtete ihn. –

Mit jedem Tage mußte er den Leuten mehr und mehr recht geben. Er verfiel und alterte in ein paar Wochen. Er bekam Gewissensbisse und Krämpfe. Es war, als ob alles mit diesem Haufen fest zusammenhinge. Es war, als würden die Gewissensbisse schweigen, und als

müsse die Last des Alters wieder von ihm weichen, wenn nur der Haufen aufhörte, anzuwachsen.

Schließlich saß er dort ganze Tage und bewachte die Stelle, Aber die Leute waren unbarmherzig, in den Nächten wurden immer einige neue Zweige dort hingeworfen.

* *
*

Eines Tages kam Gösta Berling auf diesem Wege angefahren. Der Brobypfarrer saß am Wegesrande, er sah alt und verfallen aus. Er saß da und las die trockenen Späne auf, legte sie in Reihen und Haufen und spielte damit, als wäre er wieder zum Kinde geworden. Gösta war betrübt über sein Elend.

„Was tust du da, Pfarrer?“ sagte er und springt schnell aus dem Wagen.

„Ach, ich sitze hier und sammle die Zweige. Ich tue eigentlich nichts.“

„Du solltest nach Hause gehen, Pfarrer, und nicht hier im Straßenstaube sitzen.“

„Es ist wohl am besten, daß ich für alle Fälle hier sitze.“

Da läßt sich Gösta Berling neben ihm nieder.

„Es ist nicht so leicht, Pfarrer zu sein“, sagt er nach einer Weile.

„Hier unten, wo Menschen sind, geht es wohl an“, antwortete der Pfarrer. „Dort oben ist es schlimmer.“

Gösta versteht, was er damit meint. Er kennt jene Gemeinden im nördlichen Värmland, wo man zuweilen nicht einmal ein Wohnhaus für den Pfarrer hat, jene großen Waldkirchspiele, wo die Finnen in Rauchhütten wohnen, jene armen Gegenden, in denen ein paar Menschen auf die Meile kommen, und wo der Pfarrer der einzige Gebildete ist.

Der Brobypfarrer war über zwanzig Jahre in solch einem Kirchspiel gewesen. Gösta sagte:

„Dorthin werden wir geschickt, wenn wir jung sind. Es ist unmöglich, das Leben dort zu ertragen. Und so wird man für die ganze Zukunft zerstört. Dort oben sind viele zugrunde gegangen.“

„So ist es“, sagt der Brobypfarrer. „Die Einsamkeit verdirbt einen.“

„Man kommt“, sagt Gösta lebhaft und feurig, „redet und ermahnt, und man denkt, daß alles gut werden wird, und daß die Leute bald besser werden.“

„Ja, gerade so ist es.“

„Aber dann merkt man, daß Worte nicht helfen. Die Armut steht im Wege. Die Armut verhindert alle Besserung.“

„Die Armut“, wiederholt der Pfarrer, „die Armut hat mein Leben zerstört.“

„Der junge Pfarrer kommt dort hinauf“, erklärt Gösta, „so arm wie alle anderen. Er sagt zu dem Säufer: Laß das Trinken!“

„Dann antwortet der Säufer“, fällt der Pfarrer ein, „gib mit etwas, das besser ist als Branntwein! Der Branntwein ist der Pelz im Winter, die Kühlung im Sommer. Der Branntwein ist eine warme Hütte und ein weiches Bett. Gib mir dies alles, und ich werde nicht mehr trinken.“

„Und dann“, fährt Gösta fort, „sagt der Pfarrer zum Diebe: du sollst nicht stehlen, und zum Bösewicht: du sollst dein Weib nicht schlagen, und zum Abergläubischen: du sollst an Gott glauben und nicht an den Teufel und die bösen Geister. Aber der Dieb antwortet: gib mir Brot. Und der Bösewicht sagt: Mache uns reich, und wir werden uns nicht zanken und streiten. Und der Abergläubische bittet: Lehre mich etwas Besseres! Aber wer vermag ihnen ohne Geld zu helfen?“

„Das ist wahr, jedes Wort ist wahr“, ruft der Alte aus. „An Gott glauben sie, aber noch mehr an den Teufel, und am allermeisten an die Kobolde in den Bergen und an das Wichtelmännchen in der Scheune. Alles Korn wird im Branntweinkessel vernichtet. Niemand kann das Ende dieses Elends absehen. In den meisten dieser grauen Hütten herrscht die Not. Geheime Sorge macht die Zungen der Frauen scharf und bitter. Die Unbehaglichkeit treibt die Männer in die Schenke. Äcker und Vieh verstehen sie nicht zu behandeln. Sie fürchten den Gebildeten und spotten über den Pfarrer. Was sollte man mit

ihnen anfangen? Was ich dort oben auf der Kanzel zu ihnen sprach, das verstanden sie nicht. Was ich sie lehren wollte, das glaubten sie nicht. Und dort war niemand, mit dem man sich beraten konnte, keiner, der mir half, den Mut aufrechtzuerhalten!“

„Es gibt einzelne, die es ertragen haben“, sagt Gösta. „Gottes Gnade hat über einige gewaltet, so daß sie von einem solchen Leben nicht als gebrochene Menschen zurückkehrten. Ihre Kräfte haben ausgereicht; sie haben die Einsamkeit, die Armut, die Hoffnungslosigkeit ertragen. Sie haben das wenige Gute getan, was zu tun möglich war, und verzweifelten nicht. Solche Männer hat es stets gegeben und es gibt es auch noch. Ich will sie ehren, wie man Helden ehrt, solange ich lebe. Ich hätte es nicht ertragen können!“

„Ich könnte es auch nicht“, antwortet der Pfarrer.

„Der Pfarrer dort oben denkt, daß er ein reicher Mann werden muß“, sagt Gösta nachdenklich, „ein übermäßig reicher Mann. Denn kein Armer kann das Böse bekämpfen. Und so beginnt er Geld zusammenzuscharren.“

„Wenn er das nicht täte, würde er trinken“, antwortet der Alte, „er sieht soviel Elend und Not.“

„Oder er wird geistig abgestumpft und faul und verliert alle Kraft. Es ist gefährlich für jemand, der dort nicht geboren ist, da hinaufzukommen.“

„Er muß sich hart machen, um Geld zu sammeln. Anfangs stellt er sich nur hartherzig, später wird es ihm zur Gewohnheit.“

„Er muß hart gegen sich selber und gegen andere sein“, fährt Gösta fort. „Es ist schwer, Geld zu sammeln. Er muß Haß und Verachtung erdulden, er muß hungern und frieren und sein Herz verhärten: es ist fast, als hätte er vergessen, weshalb er zu sparen begonnen hatte.“

Der Brobypfarrer blickte ihn scheu an. Er überlegte, ob Gösta dasaße und ihn zum Narren hätte. Aber Gösta war ganz Eifer und Ernst. Es war, als ob er seine eigene Sache vertrete.

„So ist es mir ergangen“, sagte der Alte leise. Und Gösta fällt ein:

„Aber Gott beschützt ihn. Wenn er genug gesammelt hat, dann

erweckt er in ihm die Gedanken seiner Jugend. Er gibt dem Pfarrer ein Zeichen, wenn die Menschen seiner bedürfen.“

„Wenn aber der Pfarrer dem Zeichen nicht gehorcht, Gösta Berling?“

„Er kann ihm nicht widerstehen“, sagt Gösta mit heiterem Lächeln. „Der Gedanke an die warmen Hütten, die er den Armen bauen helfen wird, umschwebt ihn zu verlockend.“

Der Pfarrer blickt auf die kleinen Bauten nieder, die er aus den Spänen und Zweigen des Schandhaufens zusammengesetzt und ausgeführt hat. Je länger er mit Gösta spricht, desto mehr ist er überzeugt, daß jener recht hat. Er hatte stets den Gedanken gehabt, einst, wenn er genug gesammelt hätte, Gutes zu tun. Er klammerte sich daran fest: natürlich hatte er stets diesen Gedanken gehabt. Und er fragt ängstlich:

„Warum baut er denn niemals die Hütten auf?“

„Er schämt sich. Viele könnten glauben, daß er aus Furcht vor den Leuten das täte, was zu tun er doch allzeit beabsichtigt hatte.“

„Er kann es nicht ertragen, gezwungen zu werden, so ist es.“

„Er kann aber im Verborgenen helfen. In diesem Jahre bedarf es vieler Hilfe. Es kann jemanden suchen, der seine Gaben verteilt. Ich erkenne in alledem die höhere Absicht“, ruft Gösta aus, und seine Augen strahlen. „In diesem Jahre sollen Tausende ihr Brot durch diejenigen erhalten, den sie mit Verwünschungen überhäufen.“

„So soll es sein, Amen, Gösta!“

Es kam ein Rausch über diese Männer, die sowenig den von ihnen erwählten Beruf hatten erfüllen können. Ihre Jünglingsträume, Gott und den Menschen zu dienen, schwebten über ihnen. Sie schwelgten in den Wohltaten, die sie vollbringen wollten. Gösta sollte des Pfarrers Helfer werden.

„Wir müssen nun vor allem Brot schaffen“, sagt der Pfarrer.

„Wir müssen Schullehrer besorgen. Wir müssen Feldmesser kommen lassen, die den Grund und Boden verteilen. Dann muß das Volk belehrt werden, wie man das Feld bebauen und das Vieh versorgen muß.“

„Wir werden Wege bauen und neue Dörfer errichten.“

„Wir werden unten bei den Wasserfällen Bergs Schleusen bauen, damit ein Weg zwischen dem Lövven und dem Vänern geschaffen werde.“

„Aller Reichtum unserer Wälder wird doppelten Segen bringen, wenn der Weg zum Meere offen liegt.“

„Dein Haupt wird sich unter der Last der Segenswünsche beugen.“

Der Pfarrer blickt auf. Flammende Begeisterung erstrahlt in den Augen beider.

Aber plötzlich fallen ihre Blicke gleichzeitig auf den Schandhaufen.

„Gösta,“ sagt der Alte, „zu alledem bedarf es der Kräfte eines gesunden Mannes, und ich bin dem Tode nahe. Du siehst, was mich tötet.“

„So schaffe es fort!“

„Wie das, Gösta Berling?“

Gösta tritt dicht an ihn heran, blickt ihm scharf in die Augen und sagt:

„Bitte Gott um Regen! Nächsten Sonntag predigst du in der Kirche. Alsdann bitte Gott um Regen!“

Der alte Pfarrer sinkt vor Schrecken zusammen.

„Wenn es wahr ist, daß du nicht der bist, der die Dürre über das Land gebracht hat, wenn du mit deiner Härte im Ernst nur dem Höchsten dienen wolltest, so bitte Gott um Regen! Das soll unser Zeichen sein. Danach werden wir wissen, ob Gott will, was wir wollen.“

Als Gösta wieder von den Brobybergen hinabfuhr, staunte er über sich selber und über die Begeisterung, die ihn ergriffen hatte. Das könnte wohl noch ein schönes Leben werden. Ja, aber nicht für ihn. Von seinen Diensten wollten die höheren Mächte nichts wissen.

* *
*

In der Brobykirche war die Predigt aus, und die üblichen Gebete waren beendet. Der Pfarrer war gerade bereit, die Treppe von der

Kanzel hinabzusteigen. Aber er zögerte. Schließlich sank er dort oben auf die Knie und bat um Regen.

Er bat, wie ein verzweifelter Mensch betet, mit wenigen Worten und ohne eigentlichen Zusammenhang.

„Wenn es meine Sünde ist, die deinen Zorn heraufgeschworen hat, so strafe nur mich allein! Wenn Barmherzigkeit bei dir zu finden ist, du Gott der Gnade, so lasse es regnen! Nimm die Schmach von mir! Um meines Gebetes willen lasse es regnen! Lasse den Regen auf die Äcker der Armen fallen. Gib deinem Volke Brot!“

Der Tag war heiß. Es herrschte eine unerträgliche Schwüle. Die Gemeinde hatte wie in einer Betäubung dagesessen, aber bei diesen gebrochenen Lauten, dieser bitteren Verzweiflung, erwachte jedermann.

„Wenn es für mich noch einen Weg der Auferstehung gibt, so spende Regen ...“

Er verstummte. Die Türen standen offen. Jetzt kam ein heftiger Windstoß herangebraust, der fuhr über die Erde dahin, wirbelte zur Kirche empor und trieb eine Staubwolke voll von Spänen und Zweigen mitten in die Kirche hinein. Der Pfarrer konnte nicht mehr sprechen. Er wankte von der Kanzel herab.

Die Menschen schauderten. Sollte dies eine Antwort sein?

Aber der Windstoß war nur der Vorläufer des Gewitters. Es kam mit einer unglaublichen Schnelligkeit heraufgezogen. Als der Psalm gesungen war und der Pfarrer am Altar stand, zuckten bereits die Blitze, der Donner brach los und übertönte seine Stimme. Als der Küster den Schlussgesang spielte, schmetterten bereits die ersten Regentropfen gegen die Fensterscheiben und alle Menschen strömten hinaus, um den Regen mit anzusehen. Aber sie begnügten sich nicht damit, ihn zu sehen: einige weinten, andere lachten, während sie den heftigen Gewitterregen über sich hinströmen ließen. Ach, wie groß war ihre Not gewesen! Wie waren sie unglücklich gewesen! Aber Gott ist die Güte. Er läßt den Regen fallen. Welche Freude, welche Freude!

Der Brobypfarrer ist der einzige Mensch, der nicht in den Regen

hinaustritt. Er lag vorn am Altar auf den Knien und erhob sich nicht. Die Freude war für ihn zu erschütternd gewesen. Er war vor Freude gestorben.

Des Kindes Mutter

Das Kind wurde in einer Bauernhütte, östlich von Klarälf, geboren. Anfang Juni war die Mutter des Kindes dorthin gekommen, um einen Dienst zu suchen. Sie sagte den Bauersleuten, daß es ihr übel ergangen sein, und daß ihre Mutter seitdem so hart gegen sie gewesen wäre, daß sie von Hause hätte fliehen müssen. Sie nannte sich Elisabeth Karlsdotter, wollte aber nicht sagen, woher sie sei, denn sie könnte dann vielleicht ihren Elter davon Mitteilung machen, daß sie hier wäre und wenn man sie fände, so würde sie zu Tode gepeinigt werden, das wüßte sie sicher. Sie verlangte keinen Lohn, nur Essen und ein Dach über dem Kopfe. Sie könne arbeiten: weben oder spinnen oder die Kühe besorgen, was sie wollten. Wenn sie es wünschten, könne sie auch für sich bezahlen.

Sie war schlau genug gewesen, barfuß mit den Schuhen unter dem Arm, auf den Bauernhof zu kommen, sie hatte grobe Hände, sprach den Dialekt des Landes und trug Bauertracht. Man schenkte ihr Glauben.

Der Hausherr fand, daß sie schwächlich aussehe und rechnete nicht sehr auf ihre Arbeitstauglichkeit. Aber irgendwo mußte das arme Geschöpf doch bleiben. Und so blieb sie bei ihnen.

Sie hatte etwas an sich, das bewirkte, ihr alle auf dem Bauernhof zu Freunden zu machen. Sie war an einen guten Platz gekommen. Die Menschen waren ernst und schweigsam. Die Hausfrau mochte sie gern, seit sich herausgestellt hatte, daß das Mädchen Drell weben konnte. Sie lieh sich einen Drellwebstuhl aus dem Pfarrhof, und die Mutter des Kindes saß den ganzen Sommer über am Webstuhl.

Es fiel keinem ein, daß sie der Schonung bedurfte. Sie mußte wäh-

rend der ganzen Zeit wie eine Bäuerin arbeiten. Sie hielt es auch selber für das Beste, zu arbeiten und war nicht weiter unglücklich darüber. Das Leben unter den Bauern sagte ihr zu, obgleich sie alle gewohnten Bequemlichkeiten entbehren mußte. Aber dort wurde alles einfach und ruhig hingenommen. Alle Gedanken drehten sich um die Arbeit, und die Tage gingen so gleichmäßig und einförmig dahin, daß man sich zuweilen irren konnte und sich mitten in der Woche zu befinden glaubte, wenn der Sonntag kam.

Eines Tages, Ende August, hatten sie es eilig mit der Haferernte, und des Kindes Mutter war mit hinausgegangen, um auf dem Felde beim Binden der Garben zu helfen. Dabei hatte sie sich überanstrengt, und das Kind wurde geboren, aber vorzeitig. Sie hatte es erst im Oktober erwartet.

Nun stand die Bauersfrau mit dem Kinde in der Wohnstube, um es am Feuer zu wärmen, denn das arme Kleine fror mitten in der Augustwärme. Des Kindes Mutter lag nebenan in der Kammer und horchte, was man über das Kleine sagte. Sie konnte es sich vorstellen, wie Knechte und Mägde sich hinstellten und es betrachteten:

„Ein solch kleines, armes Wesen“, sagten sie dann stets, und dann setzten sie beständig und unfehlbar dazu: „Du armes Tierchen, das keinen Vater hat!“

Sie klagten nicht über das Schreien des Kindes. Sie waren gewissermaßen überzeugt, daß das Kind schreien müsse, und wenn man alles recht bedenkt, war das Kind für sein Alter auch kräftig genug. Wenn es nur einen Vater gehabt hätte, so wäre dem Anschein nach alles recht und gut gewesen.

Die Mutter lag da, hörte zu und sann nach. Die Sache erschien ihr plötzlich unglaublich wichtig. Wie sollte das arme kleine Geschöpf durch die Welt kommen?

Sie hatte vorher ihre Pläne gemacht. In diesem ersten Jahre würde sie auf dem Bauernhofe bleiben. Später würde sie sich eine Kammer mieten und ihr Brot am Webstuhl verdienen. Sie meinte, selber genug verdienen zu können, um ihr Kind zu ernähren und zu kleiden. Ihr Mann mochte daran festhalten, zu glauben, daß sie seiner unwürdig

sei. Sie hatte gedacht, daß das Kind vielleicht ein besserer Mensch dadurch werden könne, daß sie es allein erzöge, als wenn ein dummer und hoffähiger Vater es leitete.

Aber jetzt, seit das Kind zur Welt gekommen war, konnte sie die Sache nicht so betrachten. Jetzt meinte sie, selbstsüchtig gewesen zu sein. „Das Kind muß einen Vater haben“, sagte sie sich innerlich.

Wenn der Kleine nicht ein so elendes Geschöpfchen gewesen wäre, wenn er wie andere Kinder hätte schlafen und essen können, wenn sein Köpfchen nicht beständig auf die eine Schulter gesunken wäre, und wenn er nicht dem Tode so nahe gewesen wäre, als die Krampfanfälle kamen, dann würde die Frage nicht von so unendlicher Wichtigkeit gewesen sein.

Es war nicht so leicht, sich zu entscheiden, und dennoch mußte man sogleich einen Entschluß fassen. Das Kind war drei Tage alt, und die Bauern in Värmland warteten selten länger damit, ihre Kinder zur Taufe zu tragen.

Unter welchem Namen sollte nun der Kleine im Kirchenbuch eingetragen werden, und was würde der Pfarrer von des Kindes Mutter zu wissen verlangen? Es war wohl ein Unrecht gegen das Kind, es als uneheliches Kind eintragen zu lassen. Wenn nun aus diesem Kinde ein schwacher, kränklicher Mann würde, wie könnte sie es dann verantworten, dieses Kind der Vorteile der Geburt und des Reichtumes beraubt zu haben?

Des Kindes Mutter hatte oft genug gesehen, daß große Freude und Bewegung zu herrschen pflegt, wenn ein Kind zur Welt kommt. Ihr schien es nun, daß es für diesen Kleinen schwer sein müsse, zu leben, dieses arme Kind, das alle bemitleideten. Sie möchte, daß es auf Seide und Spitzen schlummert wie ein Grafensohn. Sie möchte es von Freude und stolzem Glanze umgeben sehen.

Des Kindes Mutter begann auch zu glauben, daß sie seinem Vater eine allzu große Unbill zufüge. Hatte sie das Recht, es für sich allein zu behalten? Das Recht konnte sie nicht haben. Ein solch kostbares, kleines Ding, dessen Wert abzuschätzen nicht in Menschenmacht lag, das sollte sie nun für sich allein behalten? Das wäre wohl nicht recht-

schaffen gehandelt.

Aber sie wollte nicht gern zu ihrem Manne zurückkehren. Sie fürchtete, daß es ihr Tod werden würde. Jedoch der Kleine war in größerer Gefahr als sie. Er konnte in jedem Augenblick sterben, und er war nicht getauft.

Das, was sie von Hause fortgetrieben hatte, die schwere Sünde, die in ihrem Herzen gewohnt hatte, war verschwunden. Sie empfand ganz sicherlich für keinen anderen Liebe als für den Kleinen. Es war keine zu schwere Pflicht, den Versuch zu machen, ihm den rechten Platz im Leben zu verschaffen.

Des Kindes Mutter ließ den Bauern und die Bäuerin hereinrufen und sagte ihnen alles. Der Mann fuhr nach Borg, um den Grafen Dohna zu sagen, daß die Gräfin bei ihm lebe und daß ein Kind da sei.

Der Bauer kam spät abends zurück. Den Grafen hatte er nicht angetroffen, denn er war verreist, aber er war zum Pfarrer in Svartsjö gegangen und hatte die Sache mit ihm besprochen.

Und so erfuhr die Gräfin, daß ihre Ehe ungültig sei, und daß sie nunmehr keinen Mann habe.

Der Pfarrer hatte ihr einen freundlichen Brief geschrieben, in dem er ihr ein Heim in seinem Hause anbot.

Er sandte ihr auch einen Brief ihres eigenen Vaters an Graf Hendrik mit, der einige Tage nach ihrer Flucht in Borg angelangt sein mußte. Es war wohl gerade dieser Brief, in dem der alte Herr den Grafen bat die Legalisierung der Ehe zu beschleunigen, der dem Grafen auf die leichteste Art ermöglichte, seine Frau loszuwerden.

Man kann es sich denken, daß des Kindes Mutter mehr Zorn als Kummer empfand, als sie den Bericht des Bauern hörte.

Sie lag die ganze Nacht schlaflos da. Das Kind mußte einen Vater haben, dachte sie immer und immer wieder.

Am nächsten Morgen mußte der Bauer auf ihre Kosten nach Ekeby fahren und Gösta Berling holen.

Gösta stellte dem schweigsamen Manne viele Fragen, erfuhr aber nichts Genaueres. Ja, die Gräfin wäre den ganzen Sommer in seinem Hause gewesen. Sie wäre gesund gewesen und hätte gearbeitet. Jetzt

sei ein Kind geboren. Das Kind wäre schwächlich, aber die Mutter würde bald wieder gesund sein.

Gösta fragte, ob die Gräfin wüßte, daß die Ehe geschieden sei.

Ja, sie wüßte es jetzt. Sie hätte es gestern erfahren.

Und solange die Fahrt dauerte, schüttelten Gösta Fieberschauer.

Was wollte sie von ihm? Weshalb sandte sie nach ihm?

Er dachte an das Sommerleben dort oben am Strande des Löfven. Mit Scherz und Spiel und lustigen Gesellschaften hatten sie die Tage verbracht, während s i e gearbeitet und gelitten hatte.

Er hatte niemals na die Möglichkeit gedacht, sie wiederzusehen. Ach, wenn er es doch gewagt hätte, darauf zu hoffen! Dann würde er als ein besserer Mensch vor sie hingetreten sein. Und nun konnte er auf nichts anderes zurückblicken als auf die gewöhnlichen Torheiten!

Gegen acht Uhr abends langte er an und wurde sogleich zu des Kindes Mutter geführt. Es war dämmerig im Zimmer. Er konnte sie kaum noch erkennen. Die Bäuerin und der Brauer waren auch hereingekommen.

Nun muß man wissen, daß ihr weißes Antlitz, das ihm aus der Dämmerung entgegenleuchtete, immerdar das Höchste und Reinste gewesen war, was er kannte, die schönste Seele in einer irdischen Hülle. Als er nun wieder den Segen ihrer Gegenwart empfand, hätte er sich auf die Knie niederwerfen mögen, um ihr zu danken, daß sie sich ihm aufs neue offenbart habe, er aber war vor Rührung so überwältigt, daß er nichts sagen oder tun konnte und nur ausrief:

„Liebe Gräfin Elisabeth!“

„Guten Abend, Gösta!“

Sie reichte ihm ihre Hand, die wieder weich und durchsichtig geworden zu sein schien. Sie lag schweigend da, während er mit seiner Rührung kämpfte.

Des Kindes Mutter wurde durch keinerlei heftige Gefühle erschüttert, als sie Gösta wiedersah. Es setzte sie nur in Verwunderung, daß er sein Hauptaugenmerk auf s i e zu richten schien, während er doch wohl begreifen mußte, daß es sich hier einzig und allein um das Kind handle. Sie sagte in sanftem Tone:

„Gösta, du mußt mir nun helfen, wie du es mir einmal versprochen hast. Du weißt, daß mein Mann mich aufgegeben hat, so daß mein Kind vaterlos ist.“

„Ja, Gräfin, aber dem muß man ja abhelfen können. Jetzt, da ein Kind vorhanden ist, kann man den Grafen ganz sicherlich zwingen, die Ehe zu legalisieren. Sie können sicher sein, daß ich Ihnen darin beistehen werde, Gräfin!“

Die Gräfin lächelte. „Glaubst du, daß ich mich dem Grafen Dohna aufdrängen möchte?“

Das Blut stieg Gösta zu Kopfe. Was wünschte sie also? Was verlangte sie von ihm?

„Komm hierher, Gösta!“ sagte sie und streckte wieder ihre Hand aus. „Du mußt mir nicht böse über das sein, was ich dir jetzt sagen will aber ich dachte, daß du, der ein, der ein ...“

„Ein angesetzter Pfarrer, ein Held im Trinken, ein Kavalier, der Mörder Ebba Dohnas ist, ich kenne die ganze Liste meiner Vorzüge ...“

„Bist du nun schon böse, Gösta?“

„Ich möchte lieber nicht, daß Sie mehr sagten, Gräfin.“

Aber des Kindes Mutter fuhr fort:

„Es gibt viele, Gösta, die dich aus Liebe geheiratet hätten, aber mit mir ist es nicht so. Wenn ich dich liebte, würde ich es nicht wagen, mit dir so zu reden, wie ich jetzt rede. Um meiner selbst willen würde ich dich nicht um so etwas bitten, Gösta, aber siehst du, um des Kindes willen vermag ich es. Du verstehst sicherlich schon, um was ich dich bitten wollte. Es ist zwar eine Erniedrigung für dich, weil ich, die Unverheiratete, ein Kind habe. Ich dachte nicht daran, daß du es gern tun würdest, weil du schlimmer als andere bist oder doch, auch das dachte ich. Aber hauptsächlich glaubte ich, daß du es tun könntest, weil du gut bist, Gösta, weil du ein Held bist und dich aufopfern kannst. Doch ist es vielleicht zuviel verlangt. So etwas ist ja wohl unmöglich für einen Mann. Wenn du mich zu sehr verachtetest, wenn es dir zu sehr widerstrebt, als Vater des Kindes eines anderen genannt zu werden, so sage es nur! Ich werde nicht böse sein! Ich be-

greife wohl, daß das zuviel verlangt ist, aber das Kind ist so krank, Gösta. Es ist so grausam, daß man bei seiner Taufe nicht den Namen des Gatten seiner Mutter nennen kann.“

Während er zuhörte, hatte er dasselbe Gefühl wie damals an jenem Frühlingstage, als er sie an Land setzen und sie ihrem Schicksal überlassen mußte. Jetzt mußte er ihr helfen, ihre Zukunft zu zerstören, ihre ganze Zukunft. Er, der sie liebte, mußte es tun.

„Ich tue alles, was Sie wollen, Gräfin“, sagte er. –

Am nächsten Tage sprach er mit dem Probst in Bro, denn Bro ist die Muttergemeinde von Svartsjö, und dort mußte das Aufgebot erfolgen.

Der gute, alte Probst war von seiner Geschichte gerührt, und versprach, die ganze Verantwortung als Vertreter des Vaters mit allem, was dazu gehörte, auf sich zu nehmen. Er sagte:

„Ja, Gösta, du mußt ihr beistehen, das mußt du. Sie könnte sonst wahnsinnig werden. Sie glaubt, dem Kinde damit geschadet zu haben, daß sie es seiner Stellung im Leben beraubte. Diese Frau hat ein äußerst zartes Gewissen.“

„Aber ich weiß, daß ich sie unglücklich machen werde“, rief Gösta aus.

„Das darfst du wahrlich nicht tun, Gösta. Du mußt nun ein besonnener Mann werden, der für Weib und Kind sorgt.“

Inzwischen mußte der Probst nach Svartsjö hinunterfahren und sowohl mit dem Pfarrer als auch mit dem Oberrichter sprechen. Und das Resultat war, daß am nächsten Sonntag, dem 1. September, das Aufgebot zwischen Gösta Berling und Elisabeth von Thurn in Svartsjö verkündigt wurde.

Dann wurde des Kindes Mutter mit der größten Vorsicht nach Ekeby gebracht, und dort wurde das Kind getauft.

Der Probst hatte eine Unterredung mit ihr, in der er ihr sagte, daß sie ihren Entschluß, sich mit einem solchen Manne wie Gösta Berling zu vermählen, noch zurücknehmen könne. Sie mußte doch vor allem an ihren Vater schreiben. Sie aber sagte:

„Ich kann es nicht bereuen. Denken Sie nur, wenn mein Kind ster-

ben sollte, ehe es einen Vater bekommen hätte.“

Als das dritte Aufgebot erfolgte, war des Kindes Mutter bereits seit mehreren Tagen gesund und durfte aufstehen. Am Nachmittag kam der Probst nach Ekeby und traute sie mit Gösta Berling. Aber da war niemand, der daran dachte, daß dies eine Hochzeit sei. Gäste waren nicht eingeladen worden. Man verschaffte dem Kinde einen Vater, das war alles.

Des Kindes Mutter strahlte in stiller Freude, als hätte sie ein großes Lebensziel erreicht. Der Bräutigam war betrübt. Er dachte daran, wie sie durch diese mit ihm geschlossene Ehe, ihre ganze Zukunft vernichtet habe. Er merkte mit Entsetzen, daß er eigentlich kaum für sie existierte. Alle ihre Gedanken galten dem Kinde.

Ein paar Tage später bekamen die Eltern Trauer. Das Kind war während eines Krampfanfalles gestorben.

Da waren viele, die fanden, daß des Kindes Mutter nicht so heftig und so tief trauerte, wie man erwartet hatte. Es lag eine Art von strahlendem Triumph über ihr. Es war, als juble sie darüber, daß sie um des Kindes willen ihre ganze Zukunft vernichtet habe. Wenn nun der Kleine zu den Engeln emporstiege, würde er sich doch dessen erinnern, daß er auf Erden eine Mutter gehabt hatte, die ihn liebte.

* *
*

All das ging still und unbemerkt vorüber. Als das Aufgebot von Gösta Berling und Elisabeth von Thurn unten in Svartsjö erfolgte, wußten die meisten nicht einmal, wer die Braut sei. Die Geistlichen und die Herrschaften, die von der Sache wußten, sprachen wenig davon. Es war, als fürchtete sie, daß irgend jemand, der den Glauben an die Macht des Gewissens verloren hatte, die Handlungsweise der jungen Frau übel deuten könnte. Man war so ängstlich, so ängstlich, daß jemand mit den Worten kommen könnte: „Seth ihr, es war doch so, daß sie ihre Liebe zu Gösta nicht unterdrücken konnte, nun hat sie sich unter einem trügerischen Vorwand mit ihm vermählt.“ Ach, die Alten waren ja stets so besorgt um die junge Frau. Sie konnten es niemals ertragen, daß man etwas Böses von ihr sagte. Sie wollten

kaum zugeben, daß sie gesündigt habe. Sie wollten es nicht wahr haben, daß irgendeine Schuld diese Seele beflecke, die sich so sehr von dem Bösen fürchtete.

Auch trat gerade damals ein anderes großes Ereignis ein, das bewirkte, daß über Göstas Heirat wenig gesprochen wurde.

Es geschah, daß Major Samzelius von einem Unglück betroffen wurde. Er war immer wunderlicher und menschenscheuer geworden. Er beschäftigte sich meistens mit Tieren und hatte sich unten auf Sjö einen ganzen kleinen Tierpark eingerichtet.

Er war aber auch gefährlich, denn er hatte beständig seine geladene Büchse bei sich, die er wiederholt abschoß, ohne irgendwie darauf zu achten, worauf er zielte. Eines Tages wurde er von einem zahmen Bären gebissen, den er unabsichtlich angeschossen hatte. Das verwundete Tier stürzte sich auf ihn, während er draußen dicht am Gitter stand, und brachte ihm durch seinen Biß eine mächtige Armwunde bei. Das Tier war gleich danach ausgebrochen und in den Wald gerannt.

Der Major war lange bettlägerig und starb schließlich an dieser Wunde, aber erst ganz kurz vor Weihnachten.

Hätte die Majorin gewußt, daß er krank läge, so hätte sie die Herrschaft in Ekeby wieder übernehmen können, jedoch die Kavaliere wußten genau, daß sie nicht wiederkehren würde, ehe das Jahr ihrer Herrschaft beendet wäre.

Amor vincit omnia

Unter der Treppe, die zu den Emporen der Svartsjökirche führt, befindet sich eine Rumpelkammer, angefüllt mit abgenutzten Spaten des Totengräbers, zerbrochenen Kirchenbänken, weggeworfenen Blechschildern und anderem Gerümpel.

Da drinnen, wo dicker Staub liegt, steht ganz verborgen eine Truhe in reichstem Mosaik mit Perlmutter ausgelegt. Wenn man die

Staubschicht davon entfernt, so scheint sie zu leuchten und zu schimmern wie eine Grottenwand im Märchen. Die Truhe ist verschlossen, und der Schlüssel befindet sich in gutem Gewahrsam, er darf nicht benutzt werden! Niemand weiß, was in dieser Truhe liegt. Kein Sterblicher darf einen Blick hineinwerfen. Erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts darf der Schlüssel ins Schloß gesteckt und der Deckel gelüftet, und dann dürfen die dort bewahrten Schätze von den Menschen erschaut werden.

So hat es der Eigentümer der Kiste angeordnet.

Auf einer Messingplatte im Deckel steht eine Inschrift: „Labor vincit omnia.“ Aber eine andere Inschrift würde besser passen: „Amor vincit omnia“, sollte dort stehen.

Auch diese alte Truhe legt Zeugnis ab für die Allmacht der Liebe.

Du, o Liebe, bist sicherlich die urewige. Seit alters her wandeln die Menschen auf Erden, doch du folgest ihnen durch alle Zeiten.

Wo sind die Götter des Orients, die starken Helden, die Blitze als Waffen führten, denen an den Ufern der heiligen Ströme Milch und Honig geopfert wurde? Sie sind tot. Tot ist Baal, der starke Krieger, und Thot, der geierköpfige Recke. Tot sind die Herrlichen, die auf den Wolkenlagern des Olympos ruhten und hinter den mächtigen Zinnen Walhallaas wohnten. Alle die alten Götter sind tot, außer Eros, Eros, dem Allbeherrschenden,

Alles was du erblickst, ist sein Werk. Er erhält die Geschlechter. Erkenne ihn überall! Auf welchen Pfaden fändest du nicht die Spur seines Fußes? Was könnte dein Ohr vernehmen, ohne in der Tiefe seinen Ton zu erkennen? Er wohnt in den Herzen der Menschen und um schlummernden Saatkorn. Erkenne mit Beben seine Gegenwart in den leblosen Dingen!

Was existiert wohl, das sich nicht sehnte und das nicht lockte? Was wäre da, das seiner Gewalt entginge? Alle Götter der Rache werden fallen, alle Mächte der Kraft und Gewalt. Du, o Liebe, bist sicherlich die urewige Gottheit!

* *
 *

Der alte Onkel Eberhard sitzt an seinem Schreibpult, einem herrlichen Möbelstück mit hundert Laden, mit Marmorplatte und dunklen Messingbeschlägen. Voller Eifer und Fleiß sitzt er oben im Kavaliersflügel allein bei seiner Arbeit.

O Eberhard, warum schwärmst du nicht in den letzten Tagen des schwindenden Sommers im Wald und Feld umher wie die anderen Kavaliere? Niemand huldigt ungestraft der Göttin der Weisheit, das weißt du ja. Dein Rücken ist gebeugt, obgleich du erst in den Sechzigern bist, das Haar, das deinen Scheitel bedeckt, ist nicht dein eignes Haar, Runzeln sind auf deiner Stirn eingegraben, die sich über den eingesunkenen Augenhöhlen wölbt, und die tausend Fältchen um deinen zahnlosen Mund deuten darauf hin, daß du dem Greisentum verfallen bist.

O Eberhard, warum schwärmst du nicht in Wald und Feld umher? Der Tod scheidet dich nur desto eher von deinem Schreibpult, wenn du dich nicht durch das Leben davon fortlocken läßt.

Onkel Eberhard macht einen dicken Tintenstrich unter seine letzte Zeile. Aus den unzähligen Laden seines Pultes zieht er vergilbte, vollgekritzelte Manuskripte hervor, alle die verschiedenen Teile seines großen Werkes, des Werkes, das Eberhard Berggrens' Namen durch alle Zeitalter tragen soll. Aber gerade als er Stoß auf Stoß gelegt hat und alles in stummen Entzücken anstarrt, öffnet sich die Tür, und die junge Gräfin tritt herein.

Da ist sie, die junge Gebieterin der alten Herren. Sie, der sie mehr dienen und die sie mehr vergöttern, als Großeltern es bei dem ersten Enkelsohn zu tun pflegen. Da ist sie, die sie in Armut und Krankheit aufgenommen hatten und der sie nun alle Herrlichkeit der Welt geschenkt haben, wie der König im Märchen es mit der armen, schönen Jungfrau tut, der er im Walde begegnet. Um ihretwillen erklingen nun auf Ekeby Waldhorn und Violine. Nur für sie bewegt sich alles, für sie atmet und arbeitet jeder auf dem großen Gutshof.

Sie ist jetzt gesund, aber noch immer sehr schwach. Die Einsamkeit in dem großen Hause lastet auf ihr, und da sie weiß, daß alle Kavaliere fort sind, will sie sehn, wie es dort oben in dem berüchtigten

Zimmer des Kavaliersflügels aussieht.

Sie tritt leise herein und blickt auf die schadhafte Wände und die gelbgewürfelte Bettvorhänge, wird aber verlegen, als sie merkt, daß das Zimmer nicht leer ist.

Onkel Eberhard geht ihr feierlich entgegen und geleitet sie zu dem großen Haufen beschriebener Papiere.

„Sehen Sie, Gräfin, nun ist meine Arbeit beendet. Jetzt soll das, was ich schrieb, in die Welt hinaus. Nun werden große Dinge geschehen.“

„Was soll denn geschehen, Onkel Eberhard?“

„O Gräfin, das wird niederfahren wie ein Blitz, ein Blitz der erhellt und tötet. Der alte Jehova hat allzeit sicher dagesessen, seit Moses ihn aus der Gewitterwolke auf dem Sinai hervorgeholt und ihn auf den Thron der Gnade im Allerheiligsten des Tempels gesetzt hatte, doch nun werden die Menschen erkennen, was er ist: Einbildung, Nichtigkeit, Dunst, das totgeborene Geschöpf unseres Gehirns. Er wird in nichts zusammensinken“, sagte der Greis und legte seine runzelige Hand auf den Manuskripthaufen. „Hier steht es, und wenn die Menschen das lesen werden, dann müssen sie es glauben. Sie werden aus ihrer eigenen Dummheit auffahren, sie werden die Kreuze als Brennholz verbrauchen, sie werden die Kirchen als Getreidespeicher benutzen, und die Prediger werden die Erde pflügen.“

„O Onkel Eberhard,“ sagt die Gräfin mit einem leichten Schauer, „seid Ihr ein so schrecklicher Mensch? Stehen so schreckliche Dinge darin?“

„Schreckliche,“ wiederholt der Greis, „es ist ja die Wahrheit. Aber wir gleichen kleinen Buben, die ihr Gesicht in den Kleiderfalten ihrer Begleiterin verbergen, sobald sie einem Fremden begegnen. Wir haben uns daran gewöhnt, uns unablässig vor der Wahrheit, vor dieser ewig Fremden, zu verbergen. Aber nun wird sie kommen und mitten unter uns wohnen, nun wird sie von allen gekannt sein.“

„Von allen?“

„Nicht nur von den Philosophen, sondern von allen, verstehen Sie, Gräfin, von allen.“

„Und Jehova soll also sterben?“

„Er und alle Engel, alle Heiligen, alle Teufel, alle Lügen.“

„Wer wird dann die Welt regieren?“

„Glauben Sie, Gräfin, daß vorher jemand sie regiert hat? Glauben Sie an diese Vorsehung, die da aufpaßt, daß kein Sperling vom Dache und kein Haar vom Haupte falle, es sei denn nach ihrer Bestimmung? Niemand hat die Welt regiert, niemand wird sie regieren.“

„Aber wir, wir Menschen, was wird denn aus uns?“

„Dasselbe was wir waren – Staub. Wer ausgebrannt ist, der kann nicht mehr brennen, er ist tot. Wir sind Brennholz, das von den Flammen des Lebens umlodert wird. Der Lebensfunke fliegt von einem zum anderen. Man wird angezündet, brennt und erlischt. Das ist das Leben.“

„O Onkel Eberhard, gibt es denn kein Geistesleben?“

„Nichts.“

„Kein Leben jenseits des Grabes?“

„Nichts.“

„Nichts Gutes, nichts Böses, kein Ziel, keine Hoffnung?“

„Nichts.“

Die junge Frau tritt ans Fenster. Sie blickt über das gelbe Herbstlaub, über die Georginen und Asters, die mit schweren Häuptionen an den von Herbstwinden zerbrochenen Stengeln hängen. Sie betrachtet die schwarzen Wogen des Lofven, den von dunklem Sturmgewölk bedeckten Herbsthimmel, und einen Moment neigt sie sich der Philosophie der Verneinung zu.

„Onkel Eberhard, wie grau und häßlich ist doch die Welt, wie zwecklos ist alles! Ich möchte mich niederlegen und sterben.“

Aber dann vernimmt sie gleichsam ein Klagen in ihrer Seele. Die starken Kräfte des Lebens und die überströmenden Gefühle rufen laut nach den Wonnen des Daseins.

„Gibt es denn nichts, was dem Leben Schönheit verleihen kann, wenn Ihr uns Gott und die Unsterblichkeit genommen habt?“

„Die Arbeit“, antwortet der Greis.

Sie aber blickt wieder hinaus, und ein Gefühl von Verachtung für

diese armselige Weisheit überschleicht sie. Das Unergründliche steigt vor ihr empor, sie empfindet den Geist, der in allem lebt, sie spürt die Macht, die gebunden in der scheinbar toten Materie liegt, die sich aber in tausendfältig wechselndem Leben entwickeln kann. Mit taumelnden Gedanken sucht sie nach einem Ausdruck für die Gegenwart des göttlichen Geistes in der Natur.

„O Onkel Eberhard, was ist die Arbeit? Ist sie ein Gott? Ist sie sich Selbstzweck? Nenne mir etwas anderes.“

„Ich weiß nichts anderes“, antwortet der Greis.

Da hat sie den Ausdruck gefunden, den sie suchte, einen armen, so besudelten Namen.

„Onkel Eberhard, warum nennt Ihr nicht die Liebe?“

Da gleitet ein Lächeln um den zahnlosen Mund, das über die Runzeln huscht.

„Hier“, sagt der Philosoph und schlägt mit der geballten Faust auf das schwere Paket, „hier sterben alle Götter, und ich habe Eros nicht vergessen. Was ist Liebe anderes als eine fleischliche Begierde? Warum sollte sie höher stehen als andere körperliche Bedürfnisse? Macht den Hunger zu einem Gott! Macht die Müdigkeit zu einer Göttin! Sie sind dessen ebenso würdig. Möge es aus sein mit solchen Torheiten! Die Wahrheit möge leben!“

Da senkt die junge Gräfin ihr Haupt. Es ist nicht so, das alles ist nicht wahr, aber sie vermag nicht, es abzustreiten. Sie sagt nur:

Da senkt die junge Gräfin ihr Haupt. Es ist nicht so, das alles ist nicht wahr, aber sie vermag nicht, es abzustreiten. Sie sagt nur:

„Eure Worte haben meine Seele verwundet, und dennoch glaube ich Euch nicht. Ihr werdet die Götter der Rache und der Gewalt töten können, aber keine anderen mehr.“

Der Greis faßte ihre Hand, legte sie auf das Manuskript und antwortete mit dem Fanatismus des Unglaubens:

„Wenn Sie das da lesen werden, Gräfin, dann müssen Sie daran glauben.“

„So möge es mir nimmer vor die Augen kommen, denn wenn ich das glaube, könnte ich nicht weiterleben.“

Und voll tiefen Kummers verläßt sie den Philosophen. Er aber sitzt noch lange grübelnd da, nachdem sie gegangen ist.

Diese alten, mit ketzerischen Ansichten vollgekritzelten Scharten sind noch immer nicht von der Welt geprüft worden. Onkel Eberhards Name ist noch nicht zu den Gipfeln des Ruhmes emporgestiegen.

Sein großes Werk liegt verborgen in einer Truhe, die in der Rumpelkammer unter der Treppe zu den Emporen in der Svartsjökirche steht. Dieses Werk soll erst am Ende des Jahrhunderts das Tageslicht erblicken.

Aber weshalb hat er das getan? Fürchtete er, seine Sache nicht klar erwiesen zu haben? Ängstigte er sich vor Verfolgungen? Wie wenig kennt ihr Onkel Eberhard! –

Wisset nun: Er liebte die Wahrheit und nicht den eigenen Ruhm. Den hat er geopfert, nicht aber die Wahrheit, damit ein väterlich geliebtes Kind bis zum Tode an das glauben konnte, woran sein Herz hing.

O Liebe, du bist sicherlich die urewige Gottheit!

Das Nygårdmädchen

Niemand kennt den Platz im Gebirge, wo die Tannen am dichtesten wachsen und tiefe Moosschichten die Erde bedecken. Wie sollte ihn auch jemand kennen? Er ist niemals zuvor von eines Menschen Fuß betreten worden, keines Menschen Zunge hat ihm einen Namen gegeben. Kein Fußpfad führt zu dem verborgenen Platz. Felsblöcke türmen sich ringsumher empor, dicht bewachsene Wacholderbäume bewachen ihn, sturmgefällte Bäume sperren ihn ab, der Hirt findet ihn nicht, der Fuchs verschmäht ihn. Es ist die ödeste Gegend des Waldes, und nun suchen ihn Tausende von Menschen.

Welch ein unendlicher Zug von Suchenden! Sie könnten die Kirche von Bro füllen, nicht nur die von Bro, sondern auch noch die

Kirchen von Löfvik und Svartsjö.

Die Herrschaftskinder, die dem Zuge nicht folgen dürfen, stehen am Wegrande oder sind auf die Zäune geklettert, an denen der Zug vorüberkommt. Die Kleinen haben nicht geahnt, daß diese Welt eine solche Schar von Menschen faßte, eine solche unzählige Menge. Sie werden sich dieser langen, wogenden Menschenflut noch erinnern, wenn sie erwachsen sind. Bei der bloßen Erinnerung werden sich ihre Augen mit Tränen füllen, es lag etwas so Überwältigendes darin, diesen unendlichen Zug auf Wegen dahinziehen zu sehen, auf denen sonst nur vereinzelte einsame Wanderer, einige Bettlerkarren oder irgendein Bauernwagen zu sehen waren.

Alle die am Wege wohnen, stürzen aus den Häusern und fragen: „Ist ein Unglück über das Land gekommen? Ist der Feind über uns? Wohin geht's, ihr Wandersleute? Was wollt ihr tun?“

„Wir suchen“, antworten sie. „Wir haben zwei Tage lang gesucht. Wir werden auch heute noch suchen, aber dann halten wir es nicht länger aus. Wir werden den Wald von Björne absuchen und die fichtenbekleideten Höhen westlich von Ekeby.“

Der Zug ist zuerst von Nygård, einer armseligen Gegend weit oben in den östlichen Bergen, aufgebrochen. Das schöne Mädchen mit dem schweren schwarzen Haar und den roten Wangen ist seit acht Tagen nicht gesehen worden. Das Besenmädchen, das Gösta Berling zu seiner Braut machen wollte, hat sich in den großen Wäldern verirrt. Seit einer Woche hat niemand sie gesehen.

Da brachen die Leute aus Nygård auf, um den Wald zu durchsuchen. Und jeder Mensch, dem sie begegneten, folgte ihnen, um zu suchen zu helfen. Aus jeder Hütte traten Menschen, die sich dem Zuge anschließen.

Und oft geschieht es, daß ein neu Dazugekommener fragt:

„Ihr Männer aus Nygård, woher ist das alles gekommen? Warum liebet ihr das schöne Mädchen einsam und allein auf den unbekanntenen Wegen wandern? Der Wald ist tief, und Gott hat sie ihres Verstandes beraubt.“

„Niemand behelligt sie,“ antworteten sie dann, „sie wird von nie-

mand geschädigt. Sie geht sicher wie ein Kind. Wer geht sicherer als der, den Gott selber behüten muß? Sie ist bisher stets wiedergekommen.“

So ist der Zug durch die östlichen Wälder gezogen, die Nygård von der Ebene trennen. Jetzt, am dritten Tage, zieht er an der Kirche von Bro vorüber und steigt zu den Wäldern westlich von Ekeby hinauf.

Aber wo der Zug vorübergeht, wird er mit verwunderten Fragen bestürmt. Beständig muß ein Mann aus dem Haufen stehen bleiben, um die Fragen zu beantworten. „Was wollt ihr? Was sucht ihr?“

„Wir suchen das blauäugige, dunkelhaarige Mädchen. Sie hat sich im Walde zum Sterben niedergelegt. Sie ist seit acht Tagen verschwunden.“

„Warum hat sie sich zum Sterben im Walde niedergelegt? War sie hungrig? War sie unglücklich?“

„Not hat sie nicht gelitten, aber im Frühling hat ein Unglück sie getroffen. Sie hat den tollen Pfarrer Gösta Berling gesehen, den sie seit mehreren Jahren liebte. Sie wußte es nicht besser. Gott hat sie ihres Verstandes beraubt.“

„Gott hat sie wahrlich des Verstandes beraubt, ihr Männer von Nygård.“

„Im Frühling kam das Unglück. Er hatte sie niemals zuvor gesehen. Da sagte er zu ihr, daß sie seine Braut werden solle. Es war nur zum Scherz, er ließ sie wieder gehen, sie aber konnte sich nicht trösten. Sie kehrte beständig nach Ekeby zurück. Sie folgte ihm auf Schritt und Tritt. Sie wurde ihm lästig. Als sie zuletzt dort war, hetzten sie die Hunde auf sie. Seitdem hat niemand sie gesehen.“

Heraus ihr Männer, heraus ihr Männer! Es gilt ein Menschenleben! Ein Mensch hat sich im Walde zum Sterben niedergelegt. Vielleicht ist sie bereits tot? Vielleicht irrt sie noch umher, ohne den rechten Weg zu finden? Der Wald ist groß, und ihr Verstand ist bei Gott.

Folgte dem Zuge, folgte ihm! Laßt den Hafer auf dem Hocken hängen, bis die dünnen Körner aus den Rispen fallen, laßt die Kartoffeln in der Erde faulen, bindet die Pferde los, damit sie nicht im Stall

verdursten, laßt die Türen der Sennereien offen, damit die Kühe zur Nacht unter Dach kommen können, laßt die Kinder mitgehen, denn die Kinder gehören Gott an. Gott ist mit den Kleinen, er leitet deren Schritte. Sie werden helfen, wo Menschenweisheit machtlos ist.

Kommt alle, Männer, Weiber und Kinder! Wer kann es wagen, zu Hause zu bleiben? Wer weiß, ob Gott nicht gerade i h n zu seinem Werkzeug machen will? Kommt alle, die ihr der Barmherzigkeit bedürftig seid, auf daß eure Seele einst nicht hilflos auf dürren Pfaden umherirrt, ohne die gesuchte Ruhe finden zu können! Kommt! Gott hat ihr den Verstand genommen, und der Wald ist groß.

Wer findet den Platz, wo die Tannen am dichtesten stehen und wo das weiche Moos liegt? Liegt dort etwas Dunkles dicht am Abhang der Felsenwand? Es ist nur der Tannennadelhaufen der braunen Ameisen. Gelobt sei er, der die Wege der Tore lenkt, es ist nichts anderes!

O welch ein Zug! Kein feierlich geschmückter Festzug, der den Sieger bewillkommnet, der Blumen auf seinen Weg streut und der sein Ohr mit Jubelrufen erfüllt, kein Pilgerzug mit Psalmengesängen und pfeifenden Geißelhieben auf dem Wege zu den heiligen Gräbern, kein Auswandererzug auf knarrenden Lastwagen, der ein neues Heim für die Notleidenden sucht, keine Armee mit Trommeln und Waffen, nein, es sind nur Bauern in Arbeitskitteln von grobem Wollstoff und abgetragenen Schurzfellen, nur Frauen mit dem Strickzeug in der Hand, die ihre Kinder auf dem Rücken oder an den Rockfalten schleppen.

Es ist ein erhabener Anblick, Menschen für ein großes Ziel vereinigt zu sehen. Mögen sie ausziehen, ihre Wohltäter zu bewillkommen, Gott zu loben und zu preisen, Land zu suchen, ihr Vaterland zu verteidigen, mögen sie hinausziehen! Aber diese Menschen hat weder Hunger noch Gottesfurcht, weder Not noch Unfrieden hinausgetrieben. Ihre Mühe bringt keinen Gewinn, ihr Streben bleibt unbelohnt. Sie wandern nur dahin, um eine Törlin zu finden. So viele Schweißtropfen, so viele Schritte, so viel Angst, so viele Gebete es auch kostet, so werden sie dennoch durch nichts anderes belohnt

werden, als durch das Wiederfinden einer armen Verirrten, deren Verstand bei Gott ist.

Oh, mußte man diese Leute nicht lieben? Mußten dem, der am Wegrande stand und den Zug vorbeiziehen sah, nicht die Tränen in die Augen kommen, wenn er sie später in Gedanken wiedersah, Männer mit strengen Zügen und harten Händen, Trauen mit vorzeitig gefurchten Stirnen und mit den müden Kindern, die Gott zur richtigen Stelle führen sollte.

Dieser Zug der betrübten Suchenden füllte die Landstraße. Mit ernstesten Blicken messen sie den Wald, finster schreiten sie dahin, denn sie wissen, daß die Gesuchte eher tot als lebend sein könne.

Ist das Schwarze dort an der Felswand etwa doch kein Tannennadelhaufen der Ameisen, sondern ein umgestürzter Baum? Gelobt sei der Himmel, es ist nur ein umgestürzter Baum! Aber man kann es ja nicht so genau erkennen, da die Tannen gar zu dicht zusammenstehen.

Der Zug ist so lang, daß die ersten, der starken Männer, am Walde westlich von Björne angelangt sind, während die letzten, die Krüppel, die abgearbeiteten Greise und die Frauen, die ihre kleinen Kinder tragen, kaum bei der Kirche von Broby vorübergegangen sind.

Und dann verschwindet der ganze langsam vorwärts kriechende Zug im dunklen Walde. Die Morgensonne leuchtet ihnen unter den Tannen – die sinkende Abendsonne wird den Scharen begegnen, wenn sie aus dem Walde heraustreten.

Sie suchen den dritten Tag: sie sind nun schon an diese Arbeit gewöhnt. Sie suchen unter den abschüssigen Feldwänden, wo der Fuß ausgleiten kann, unter sturmgefällten Bäumen, wo man leicht Arme und Beine brechen kann, unter den Zweigen der dichten Tannen, die, über weichem Moose niederhängend, zur Ruhe einladen.

Die Bärenhöhle, den Fuchsbau, den tiefen Graben des Dachses, den schwarzen Grund des Kohlenmeilers, den roten Preiselbeerhügel, die Fichte mit den weißen Nadeln, den bewaldeten Berg, den der Waldbrand vor einem Monat verheert hat, den Sten, der einst der Riese hingeworfen hat: das alles haben sie gefunden, nur nicht den

Platz unter der Felswand, wo das Schwarze liegt. Niemand ist dort gewesen, um nachzusehen, ob es ein Ameisenhaufen oder ein Baumstamm oder ein Mensch ist. Ach, es ist dennoch ein Mensch, aber niemand war dort, und keiner hat es erkannt.

Die Abendsonne sieht die Leute auf der anderen Seite des Waldes, aber das junge Wie, dem Gott den Verstand genommen hat, ist nicht gefunden worden. Was wollen sie nun tun? Sollen sie den Wald nochmals durchsuchen? Der Wald ist in der Dunkelheit gefährlich: es sind dort grundlose Sümpfe und steile Klüften. Und was würden sie, die nichts fanden, als die Sonne leuchtete, finden können, da sie verschwand? Da rief einer aus dem Haufen:

„Laßt uns nach Ekeby gehen!“

„Laßt uns nach Ekeby gehen!“ riefen sie dann allesamt. „Laßt uns nach Ekeby gehen!“

„Laßt uns diese Kavalier fragen, warum sie die Hunde auf sie die Hunde auf ein Weib losließen, dessen Verstand Gott genommen hat, warum sie eine Törlin zur Verzweiflung trieben. Unsere armen, hungerigen Kinder weinen, unsere Kleider sind zerrissen, das Getreide hängt in Hocken, bis das Korn aus den Rispen fällt, die Kartoffeln verfaulen in der Erde, unsere Pferde laufen wild umher, unsere Kühe sind ohne jede Wartung, wir selber sind nahe daran, vor Müdigkeit umzukommen, und all das durch ihre Schuld. Laßt uns nach Ekeby gehen und mit ihnen Abrechnung halten! Laßt uns nach Ekeby gehen!“

In diesem Jahr der Verdammnis kommt alles Böse über uns Bauern. Gottes Hand ruht schwer auf uns, der Winter wird uns die Hungersnot bringen. Wer ist es, den Gottes Hand sucht? Der Brobypfarrer war es nicht. Seine Gebete konnten Gottes Ohr noch erreichen. Wer wäre es denn, wenn es nicht die Kavalier sind? Laßt uns nach Ekeby gehen!

Sie haben das Gut verwüstet, sie haben die Majorin als Bettlerin auf die Landstraße hinausgetrieben. Es ist ihre Schuld, daß wir ohne Arbeit sind. Es ist ihre Schuld, daß wir hungern müssen. Die Not ist das Werk der Kavalier. Laßt uns nach Ekeby gehen!“

Und dann drängen sich finstere, verbitterte Männer nach dem gro-

ßen Gutshof von Ekeby hin; hungernde Frauen, mit weinenden Kindern auf den Armen folgen ihnen, und zuletzt kommen die Krüppel und die abgearbeiteten Alten. Und die Erbitterung fließt wie ein wachsender Strom durch die Reihen, von den Alten zu den Frauen, von den Frauen zu den starken Männern an der Spitze des Zuges.

Das ist die Herbstflut, die naht! Kavalier, erinnert ihr euch der Frühlingsflut? Jetzt kommen neue Wogen von den Bergen herabgeströmt, jetzt zieht neue Verheerung über Ekebys Ehre und Macht hin.

Ein Kötner, der einen Weideplatz am Waldessaum pflügt, hört das wütende Geschrei der Leute. Er spannt das eine Pferd aus, schwingt sich hinauf und galoppiert nach Ekeby hinunter.

„Das Unheil naht,“ schreit er, „die Bären kommen, die Wölfe kommen, die Trolle kommen und nehmen Ekeby!“

Er reitet irr vor Schrecken um den ganzen Hof herum. „Alle Trolle im Walde sind losgelassen!“ ruft er. „Die Trolle kommen und nehmen Ekeby! Rette sich, wer kann! Die Trolle kommen um das Gut in Brand zu stecken und die Kavalier totzuschlagen!“

Und hinter ihm hört man das Getöse und Geschrei der heranstürmenden Menschenscharen. Die Herbstflut braust nach Ekeby herab.

Weiß sie denn, was sie will, diese heranstürmende Flut der Erbitterung? Will sie Feuer, will sie Mord, will sie Plünderung?

Das sind nicht Menschen, die dort nahen: das sind Waldtrolle, die wilden Tiere der Wüste. „Wir, die dunklen Mächte, die wir uns unter der Erde verborgen halten müssen, wir sind für eine einzige selige Stunde frei. Die Rache hat unseren Bann gelöst.“

Das sind die Berggeister, die uns das Erz gewinnen ließen. Das sind die Waldgeister, die die Bäume gefällt und die Kohlenmeiler bewacht haben, das sind die Feldgeister, die das Korn zum Brot wachsen ließen: sie sind frei, sie wenden sich der Zerstörung zu. Tod für Ekeby, Tod den Kavalieren!

Hier fließt der Branntwein in Strömen. Hier liegt das Geld in den Kellergewölben aufgehäuft. Hier sind die Speicher voller Getreide und Fleisch. Warum sollen die Kinder der Gerechten hungern und die Missetäter Überfluß haben?

Aber nun ist eure Zeit vorbei, daß Maß ist übertoll, ihr Kavalere. Ihr Lilien, die ihr niemals gesät habt, ihr Vögel, die ihr niemals geerntet habt, das Maß ist voll. Kavalere. Eure Richterin liegt im Walde; wir sind ihre Sendboten. Kein Richter und kein Lehnsmann wird euer Urteil fällen. Sie, die im Walde liegt hat euch verurteilt.

Die Kavalere stehen oben im Hauptgebäude und sehen das Volk herankommen. Sie wissen bereits, wessen man sie anklagt. Aber diesmal sind sie unschuldig. Wenn das arme Mädchen sich im Walde zum Sterben hingelegt hat, so geschah es nicht deshalb, daß sie es mit Hunden gehetzt hätten – sie hatten das niemals getan –, sondern es geschah, weil Gösta Berling sich vor acht Tagen mit Gräfin Elisabeth vermählt hatte.

Aber was nutzt es, mit diesen Rasenden zu reden? Sie sind müde, sie sind hungrig. Die Rache stachelt sie an, die Raublust lockt sie. Sie kommen mit wilden Rufen herangestürmt, und vor ihnen her reitet der Kötner, den der Schreck wahnsinnig gemacht hat.

„Die Bären kommen, die Wölfe kommen, die Trolle kommen und nehmen Ekeby!“

Die Kavalere haben die junge Gräfin in ihrem entlegensten Zimmer versteckt. Löwenbrog und Onkel Eberhard sollen dort sitzen und über sie wachen, die übrigen gehen zu der Volksmenge hinaus. Sie stehen auf der Treppe vor dem Herrenhause. Die erste lärmende Schar, die dort anlangt, sieht sie unbewaffnet, lächelnd dastehen.

Und die Leute bleiben vor dieser kleinen Schar ruhiger Männer stehen. Das sind sie, die sie in glühender Erbitterung hätten zu Boden schleudern wollen, um sie mit ihren eisenbeschlagenen Absätzen zu zertreten, wie es die Leute auf dem Hüttenwerk zu Sund vor fünfzig Jahren mit dem Verwalter und dem Inspektor gemacht hatten. Aber sie hatten sich auf versperrte Türen, entschlossen erhobene Waffen gefaßt gemacht, sie hatten Widerstand und Kampf erwartet.

„Liebe Freunde,“ sagen die Kavalere, „liebe Freunde, ihr seid müde und hungrige Leute, laßt uns euch einen Bissen zu essen geben und versucht vor allem einen Schluck von Ekebys eigenem, selbstgebrautem Branntwein!“

Die Leute wollen auf solche Reden nicht hören; sie schreien und drohen. Aber die Kavalere verlieren nicht ihren Humor, sie sagen:

„Wartet nur, wartet nur eine Sekunde! Seht, Ekeby steht euch offen. Die Kellertür ist offen, das Vorratshaus, die Milchammer sind offen. Eure Weiber sinken vor Müdigkeit um, die Kinder schreien. Laßt uns vor allem Essen für sie herbeischaffen! Später könnt ihr uns töten. Wir werden euch nicht entlaufen. Aber wir haben den Boden voller Äpfel. Laßt uns Äpfel für die Kinder holen!“

* *
*

Eine Stunde später war das Fest auf Ekeby in vollem Gange. Das größte Fest, das der große Gutshof je geschaut hatte, wurde dort in der Herbstnacht unter dem großen leuchtenden Vollmond gefeiert.

Sie haben niedergerissene Holztafeln angezündet, auf dem ganzen Hof flammt Holzstoß neben Holzstoß. Die Leute sitzen dort in Gruppen, Wärme und Ruhe genießend, während alle guten Gaben der Erde über sie ausgestreut werden.

Entschlossene Männer sind in die Viehställe gegangen und haben alles genommen, dessen sie bedurften, Kälber und Schafe und auch das eine und andere große Rind haben sie geschlachtet. Die Tiere werden zerlegt und im Handumdrehen gebraten. Hunderte von Hungerigen verschlingen das Essen. Tier nach Tier wird herausgeführt und geschlachtet. Es sieht aus, als sollten die ganzen Viehställe in einer Nacht geleert werden.

Sie hatten gerade in diesen Tagen das große Herbstbacken auf Ekeby hinter sich. Seit die junge Gräfin Elisabeth hingekommen war, waren die inneren häuslichen Obliegenheiten wieder ins rechte Geleise gekommen. Es war, als erinnere sich die junge Frau nicht einen Augenblick daran, daß sie nun Gösta Berlings Gattin sei. Weder er noch sie ließen etwas davon merken, aber dagegen hatte sie sich zur Hausherrin von Ekeby gemacht. Wie eine gute und tüchtige Frau es stets tun sollte, suchte sie mit brennendem Eifer der Verschwendung und Nachlässigkeit zu steuern, die auf dem Gute herrschte. Und man gehorchte ihr. Die Leute empfanden eine gewisse Befriedigung, wie-

der eine Herrin über sich zu haben.

Jedoch was half es nun, daß sie in diesem Monat September, solange sie dort war, einen großen Vorrat von Brot gebacken hatte, daß sie buttern, Käse bereiten und Bier brauen ließ? Was half es?

Heraus mit allem, was da ist, zu den Leuten, damit sie nicht Ekeby in Brand stecken und die Kavaliers totschiagen! Heraus mit Brot, Butter, Käse! Heraus mit den Dünnbiertonnen und den Fässern mit starkem, bitterem Bier, heraus mit den Schinken aus den Räucher- kammern, heraus mit den Branntweintönnchen und mit den Äpfeln!

Kann aller Reichtum Ekebys genügen, um die Wut des Volkes zu mäßigen? Wenn wir die Leute von hier fortbekommen, ohne daß et- was Schlimmes geschehen ist, so können wir froh sein.

Alles was nun getan wurde, ist doch schließlich nur für sie ge- schehen, die jetzt Herrin auf Ekeby ist. Die Kavaliers sind mutige und waffenkundige Männer; wenn es nach ihnen gegangen wäre, hät- ten sie sich verteidigt. Sie würden diese raubgierigen Haufen lieber mit einigen scharfen Schüssen verjagt haben, wenn sie, die mild und weich ist, nicht für die Leute gebeten hätte.

Je weiter die Nacht fortschreitet, desto sanftmütiger werden die Scharen. Die Wärme und die Ruhe, das Essen und der Branntwein mildern ihre entsetzliche Erregung. Sie beginnen zu scherzen und zu lachen. Sie sind bei der „Gräff“^{*} des Nygårdmädchens. Schmach und Schande über den, der es bei einer „Gräff“ am Trinken und Scherzen fehlen läßt! Dabei bedarf man dessen.

Die Kinder werfen sich auf diese Masse von Früchten, die ihnen gebracht werden. Arme Tagelöhnerkinder, die Hagebutten und Preiselbeeren für Leckereien halten, werfen sich auf helle Astrachaner Äpfel, die im Munde zergehen, und längliche, süße Paradiesäpfel, gelblichweiße Zitronenäpfel, Birnen und mit roten Backen und Pflaumen aller Art, gelbe, rote, blaue. Oh, nichts ist genügend gut für das Volk, wenn es ihm gefällt, seine Macht zu zeigen.

Gegen Mitternacht hat es den Anschein, als wollten die Scharen

aufbrechen. Die Kavaliers hören auf, Essen und Wein zu bringen, Flaschen zu entkorken und Bier zu zapfen. In dem Gefühl, daß die Gefahr überstanden ist, atmen sie erleichtert auf.

Aber gerade jetzt erscheint ein Licht in einem der großen Fenster des Herrenhauses. Alle die es sehen schreien auf. Es ist ein junges Weib, das ein Licht trägt.

Es war nur ein Augenblick. Die Erscheinung verschwindet, aber die Leute glauben, sie erkannt zu haben.

„Sie hat starkes schwarzes Haar und rote Wangen“, rufen sie. „Sie ist hier. Sie haben sie her versteckt.“

„O ihr Kavaliers, habt ihr sie hier? Habt ihr unser Kind, dem Gott den Verstand genommen hat, hier auf Ekeby? Ihr Gottlosen, was tut ihr mit ihr? Ihr laßt es zu, daß wir uns eine ganze Woche lang um sie ängstigen, sie drei ganze Tage suchen? Fort mit Wein und Essen! Weh uns, daß wir etwas aus euren Händen angenommen haben! Vor allem heraus mit ihr, dann werden wir wissen, was wir mit euch zu tun haben.“

Das gezähmte Raubtier heult und brüllt. Mit einigen wilden Sprüngen stürzt es auf Ekeby los.

Das Volk ist schnell, jedoch die Kavaliers sind noch schneller. Sie stürzen hinauf und verrammeln die Haustür. Aber was können sie gegen diese anstürmenden Haufen ausrichten? Tür auf Tür wird eingeschlagen. Die Kavaliers werden fortgestoßen: sie haben keine Waf- fen. Sie werden von den dichten Haufen so fest umschlossen, daß sie sich nicht rühren können. Die Leute wollen hinein, um das Nygård- mädchen zu finden.

In dem entlegensten Zimmer fällt sie ihnen in die Hände. Niemand hat Zeit, zu beachten, ob sie blond oder dunkelhaarig sei. Sie heben sie empor und tragen sie hinaus. Sie sollte sich nicht fürchten, sagen sie. Es ginge nur den Kavalieren an den Kragen. Sie wären hier, um sie zu retten.

Aber die Hinausströmenden begegnen einem anderen Zuge.

Auf dem einsamsten Platz im Walde ruht nicht mehr die Leiche dieses Mädchens, das vom hohen Felsenabhang dort hinabgestürzt

* Trauermahlzeit (mecklenburgischer Ausdruck). Anmerk. d. Übers.

und im Sturze gestorben ist. Ein Kind hat sie aufgefunden. Einige der Suchenden, die noch ermattet im Walde zurückgeblieben waren, hatten sie auf ihre Schultern gehoben. Dort kommen sie.

Das Mädchen ist im Tode noch schöner als im Leben. Wie anmutig sie mit ihrem langen dunklen Haar daliegt! Herrlich ist ihre Gestalt, und der ewige Friede ruht auf ihrem Antlitz.

Sie wird doch auf den Schultern der Männer durch die Volkshaufen getragen. Wo sie vorübergetragen wird, herrscht Schweigen und Ruhe. Gesenkten Hauptes huldigen alle der Majestät des Todes.

„Sie ist soeben gestorben“, flüstern die Männer. „Sie ist noch heute im Walde umhergewandert. Wir glauben, daß sie vor uns fliehen wollte, die wir sie suchten, und so kam es, daß sie von dem steilen Abhang niederstürzte.“

Wenn aber diese Tote das Nygårdmädchen ist, wer war jene, die sie von Ekeby forttrugen?

Der Zug aus dem Walde trifft mit dem Zuge aus dem Herrenhause zusammen. Holzstöße flammen rund um den ganzen Hof. Die Leute können beide Frauen sehen und erkennen sie. Diese andere ist ja die junge Gräfin von Borg.

„Oh, was bedeutet das? Ist es eine neue Missetat, der wir auf die Spur kommen? Warum ist die junge Gräfin hier auf Ekeby? Warum hat man uns gesagt, daß sie weit fort oder vielleicht tot sei? Im heiligen Namen der Gerechtigkeit, sollten wir uns nicht auf die Kavaliers werfen und sie mit unseren eisenbeschlagenen Absätzen zu Staub zertreten?“

Da vernimmt man eine weithin tönende Stimme, Gösta Berling ist auf das Treppengeländer gestiegen und redet von dort aus zu der Volksmenge:

„Hört mich, ihr Ungeheuer, ihr Teufel! Glaubt ihr nicht, daß wir auf Ekeby Flinten und Pulver haben, ihr Verrückten? Glaubt ihr nicht, daß ich die größte Lust hätte, euch allesamt wie tolle Hunde niederzuschießen, wenn sie dort nicht für euch gebeten hätte? Oh, wenn ich es gewußt, daß ihr sie anrühren würdet, so hätte ich keinen von euch am Leben gelassen.“

Warum macht ihr heute abend soviel Wesens, fallt wie Räuber über uns her und droht mit Mord und Brand? Was habe ich mit euren tollen Mädeln zu schaffen? Weiß ich denn, wo sie umherlaufen? Ich war zu gut gegen sie, das ist die Sache. Ich hätte die Hunde auf sie hetzen sollen – das wäre besser für uns beide gewesen –, aber das habe ich nicht getan. Noch weniger habe ich ihr versprochen, sie zu heiraten, das habe ich niemals getan. Das merkt euch!

Aber nun sage ich euch, daß ihr sie loslassen sollt, die ihr aus diesem Hause geschleppt habt. Laßt sie los, sag ich, oder mögen die Fäuste, die sie berühren, im ewigen Feuer brennen! Begreift ihr denn nicht, daß sie so hoch über euch steht, wie der Himmel über der Erde? Sie ist ebenso zart, wie ihr roh seid, ebenso gut, wie ihr schlecht seid.

Ich werde euch nun sagen, wer sie ist. Erstens ist sie ein Engel vom Himmel, zweitens ist sie die Frau, die mit dem Grafen auf Borg verheiratet war. Aber ihre Schwiegermutter peinigte sie Tag und Nacht. Sie mußte am See stehen und Wäsche spülen wie eine gewöhnliche Magd, sie wurde geschlagen und gemartert, daß keins von euren Weibern es schlimmer haben könnte. Ja, es war nahe daran, daß sie sich in den Fluß stürzte, wie wir alle wissen, weil man sie zu Tode quälte. Ich möchte wissen, wer von euch Kanaillen da zur Stelle war, ihr das Leben zu retten? Da war keiner von euch, aber wir Kavaliers, wir taten es. Jawohl, wir taten es.

Und als sie dann auf einem entlegenen Bauernhof ein Kind gebar, da ließ der Graf sie grüßen und ihr sagen: ‚Wir haben uns im Ausland verheiratet, wir haben dabei Gesetz und Vorschriften nicht streng genug beachtet. Du bist nicht meine Ehefrau, ich bin nicht dein Mann. Um dein Kind kümmere ich mich nicht!‘ Ja, als es so stand und sie nicht wollte, daß das Kind im Kirchenbuch als vaterlos bezeichnet werden sollte, da wäret ihr wohl hoffärtig gewesen, wenn sie zu einem von euch gesagt hätte: ‚Komm und verheirate dich mit mir! Ich muß dem Kinde einen Vater geben!‘ Sie aber wählte keinen von euch. Sie nahm Gösta Berling, den armen Pfarrer, der niemals mehr Gottes Wort verkündigen darf! Ja, das sage ich euch, ihr Bauern, daß

ich niemals im Leben eine schwerere Aufgabe gehabt habe, denn ich war ihrer so unwürdig, daß ich es nicht wagte, ihr in die Augen zu blicken, aber noch weniger wagte ich es, nein zu sagen, denn sie war in großer Verzweiflung.

Und nun mögt ihr von uns Kavalieren soviel Schlechtes glauben, wie ihr wollt, jedoch ihr haben wir alles Gute angetan, was wir konnten. Und ihr Verdienst ist es, daß wir euch alle heute nach nicht über den Haufen geschossen haben. Aber nun sage ich euch: laßt sie los und geht eurer Wege, denn sonst glaube ich, daß die Erde sich öffnen und euch verschlingen könnte. Und wenn ihr nun fortgeht, so fleht Gott an, euch zu vergeben, daß ihr sie erschreckt und betrübt habt, die so gut und unschuldig ist. Und nun fort mit euch! Wir haben genug von euch gehabt!“

Lange bevor er seine Rede beendet hatte, war die Gräfin auf einer der Stufen der Freitreppe niedergesetzt worden, und jetzt trat ein starker Bauer ganz bedächtig vor sie hin und reichte ihr seine große Hand.

„Danke, gute Nacht!“ sagte er. „Wir wollten der Frau Gräfin kein Leids antun.“

Nach ihm kam ein anderer und drückte ihr behutsam die Hand. „Schönen Dank und gute Nacht! Sie dürfen uns nicht böse sein!“

Gösta sprang herab und stellte sich an ihre Seite. Da reichten sie auch ihm die Hand.

Und nun kommen sie langsam und bedächtig heran, einer nach dem anderen, um ihnen vor dem Weggehen „gute Nacht“ zu sagen. Sie waren wieder gebändigt, waren wiederum dieselben Menschen wie am Morgen, als sie ihr Heim verließen, ehe Junger und Rache-durst sie zu wilden Tieren gemacht hatten.

Sie schauten der Gräfin frei ins Gesicht, und Gösta merkte, wie der Ausdruck von Unschuld und Frömmigkeit, der auf ihrem Antlitz lag, viele Tränen in die Augen trieb. Es war wie eine stumme Anbetung des Edelsten, das sie je gesehen.

Es waren Menschen, die sich dessen freuten, daß jemand eine so große Liebe zum Guten habe.

Nicht alle konnten ihr die Hand schütteln. Es waren so schrecklich viele, und die junge Frau war müde und schwach. Aber alle sollten sie doch sehen, und dann konnten sie Göstas Hand fassen, seine Arme konnten wohl das Handschütteln vertragen.

Gösta stand wie träumend da. In seinem Herzen wuchs an diesem Abend eine neue Liebe.

„O mein Volk,“ dachte er, „o mein Volk, wie liebe ich dich!“ Er fühlte, wie er diese ganze Schar liebte, die im Nachtdunkel dahinzog und das tote Mädchen an der Spitze des Zuges forttrug, alle diese Menschen in groben Kleidern und in schlechtriachendem Schuhwerk, alle diese Armen, die in den grauen Hütten am Waldessaume wohnten, sie alle, die keine Feder führen und oft genug auch nicht einmal lesen konnten, sie alle, die des Lebens Fülle und Reichtum nicht kannten, sondern nur das Streben nach dem täglichen Brot.

Er liebte sie mit einer so schmerzlichen, inbrünstigen Zärtlichkeit, daß er weinte. Er wußte nicht, was er für sie tun wollte, aber er liebte sie, einen wie den anderen, mit ihren Fehlern, Lastern und Gebrechen. O Herrgott, wenn der Tag kommen könnte, da auch er von ihnen geliebt würde!

Er erwachte aus seinem Traume: seine Gattin legte ihre Hand auf seinen Arm. Die Leute waren alle fort. Die beiden waren allein auf der Treppe.

„O Gösta, Gösta, wie konntest du!“ Sie barg ihr Gesicht in den Händen und weinte. Er rief aus:

„Was ich sagte, das ist wahr. Ich habe dem Nygårdmädchen niemals versprochen, sie zu heiraten. Alles, was ihr zu ihr sagte, war: ‚Komm nächsten Freitag her, dann wirst du etwas Lustiges zu sehen bekommen.‘ Ich kann nicht dafür, daß sie mich gern hatte.“

„Oh, das war es nicht, aber wie konntest du zu den Leuten sagen, daß ich so gut und rein sei? Gösta, Gösta, weißt du nicht, daß ich dich liebte, als ich es noch nicht durfte? Ich schämte mich vor den Leuten, Gösta. Ich wollte vor Scham vergehen!“

Und sie bebte vor Schluchzen.

Er stand da und blickte sie an. Dann sprach er leise:

„O meine Freundin, meine Geliebte! Wie glücklich bist du, die du so gut bist! Wie glücklich mußt du sein, da dein Inneres eine so schöne Seele birgt!“

Kevenhüller

Der späterhin so gelehrige und vielseitige Kevenhüller wurde etwa 1770 in Deutschland begoren. Er war der Sohn eines Burggrafen und hätte in hohen Schlössern wohnen und zur Seite des Kaisers reiten können, wenn er dazu Lust gehabt hätte, aber dazu hatte er keine Lust.

Dagegen würde er gern auf der höchsten Spitze der Burg Windmühlenflügel angebracht, den Rittersaal in eine Schlosserei umgewandelt und das Frauengemach als Uhrmacherwerkstatt eingerichtet haben. Er hätte die Burg gar zu gern mit schnurrenden Rädern und mit Hebehämmern angefüllt. Da sich aber dergleichen nicht so leicht tun läßt, wandte er der ganzen Pracht und Herrlichkeit den Rücken und ging zu einem Uhrmacher in die Lehre. Dort lernte er alles, was man in bezug auf Zahnräder, Federn und Pendel lernen konnte. Er erlernte die Anfertigung von Sonnenuhren und Sternuhren, Pendülen mit pfeifenden Kanarienvögeln und waldhornblasenden Hirten, Glockenspielen, die mit ihrer wunderlichen Maschinerie einen ganzen Kirchturm ausfüllten, und so kleinen Uhrwerken, daß sie in ein Medaillon gefaßt werden konnten.

Als er seinen Meisterbrief erhalten hatte, schnallte er sein Ränznel auf den Rücken, nahm den Knotenstock in die Hand und wanderte von Ort zu Ort, um alles zu studieren, was sich auf Rollen und Rädern bewegte. Kevenhüller war kein gewöhnlicher Uhrmacher, er wollte ein großer Erfinder und Weltverbesserer werden.

Nachdem er viel Länder durchwandert hatte, begab er sich auch nach Värmland in Schweden, um Mühlenwerke und Bergwerkanlagen zu studieren. An einem schönen Sommermorgen ging er quer ü-

ber den Markt in Karlstadt. Aber zu derselben schönen Morgenstunde hatte es der Waldfrau beliebt, auch ihre Wanderung bis auf die Stadt zu erstrecken. Die hohe Frau kam gerade auch quer über den Marktplatz, jedoch von der entgegengesetzten Seite, und so begegnete sie Kevenhüller.

Das war eine Begegnung für einen Uhrmachergesellen! Sie hatte leuchtende, grüne Augen und wallendes blondes Haar, das fast die Erde berührte, und sie war in grünschimmernde Seide gekleidet. Sie war ein Trollweib und Heidin, und war doch schöner als alle christlichen Weiber, die Kevenhüller jemals gesehen hatte. Er stand wie geblendet da und blickte die ihm Entgegenkommende an.

Sie kam geradeswegs aus dem Waldesdickicht, wo die Farn so hoch wie Bäume werden, wo die riesengleichen Föhren das Sonnenlicht absperrten, so daß es nur wie ein goldener Sprühregen auf das gelbliche Moos fallen kann, und wo die Linnaee* über die mit Flechten bewachsenen Steine kriecht.

Ich hätte wohl an Kevenhüllers Stelle sein mögen, um sie zu sehen, wie sie dort, mit Farnkrautblättern und zarten Fichtenzweigen im wallenden Haar und einer kleinen schwarzen Natter um den Hals, ankam. Ihr Gang war so geschmeidig wie der eines Raubtieres, und sie war eingehüllt in einen Duft von Harz und Erdbeeren, Linnaeen und Moos.

Wie müssen die Menschen sie doch angestarrt haben, als sie über den Marktplatz in Karlstadt wanderte. Gewiß wurden die Pferde scheu durch das Schimmern ihrer langen, im Sommerwind wehenden Haare. Die Gassenjungen liefen ihr sicherlich nach. Die Männer ließen wohl Wage und Fleischaxt im Stich, um sie anzugafften. Die Weiber liefen natürlich schreiend zum Bischof und Domkapitel, um den Unhold aus der Stadt jagen zu lassen.

Sie selber jedoch schritt ruhig und majestätisch dahin und lächelte nur über den Aufstand, wobei Kevenhüller ihre kleinen spitzen Raubtierzähne hinter den roten Lippen blitzen sah.

* Linnea borealis = Erdkrönchen. Anmerk. d. Übers.

Sie hatte einen Mantel über den Rücken geworfen, damit niemand merkte, wer sie sei, aber zum Unglück hatte sie vergessen, ihren Schwanz zu verbergen, der nun auf den Straßensteinen nachschleppte.

Auch Kevenhüller sah den Schwanz, da es ihn aber kränkte daß eine so hochgeborene Dame sich dem Gelächter der Stadtbewohner preisgeben sollte, verbeugte er sich vor der Schönen und sprach voll höfischen Anstandes:

„Möge es Ihro Gnaden belieben, die Schleppe aufzunehmen!“

Die Waldfrau ward nicht minder durch sein Wohlwollen als durch seine Höflichkeit gerührt. Sie blieb dicht vor ihm stehen und blickte ihn an, so daß er vermeinte, leuchtende Funken führen aus ihren Augen in sein Gehirn. Und sie sprach: „Merke wohl, Kevenhüller, von nun an wirst du mit deinen beiden Händen jedes dir beliebige Kunstwerk vollenden, jedoch nur e i n s jeder Art.“

So sprach sie, und sie vermochte es, ihr Wort zu halten. Denn wer wüßte nicht, daß die aus dem Dickicht des Waldes kommende Frau in grünem Gewande die Macht besitzt, allen den Menschen Genie und wunderbare Kräfte zu verleihen, die sich ihre Gunst zu erringen wissen?

Kevenhüller blieb in Karlstadt und mietete sich dort eine Werkstatt. Er hämmerte und arbeitete Tag und Nacht. Nach acht Tagen hatte er ein Wunderwerk vollendet. Es war ein selbsttätiger Wagen. Er ging bergauf und bergab, er ging schnell und langsam, konnte sich selber lenken und umwenden, anhalten und in Bewegung setzen, alles was man wollte. Ein vorzüglicher Wagen war es.

Nun wurde Kevenhüller ein berühmter Mann und gewann sich Freunde in der ganzen Stadt. Er war so stolz auf seinen Wagen, daß er nach Stockholm fuhr, um ihn dem König zu zeigen.

Er brauchte nicht auf Postpferde zu warten oder sich mit den Postillionen zu zanken. Er brachte sich nicht die Knochen durchrütteln zu lassen oder in der Posthaltere auf Holzbänken zu schlafen. Er fuhr in seinem eigenen Wagen dahin und war in ein paar Stunden angelangt.

Er fuhr geradewegs zum Schlosse hinauf, und der König trat mit den Hofdamen und Hofherren heraus, um ihn fahren zu sehen. Sie fanden des Rühmens kein Ende.

Da sagte der König: „Den Wagen könntest du mir wohl geben, Kevenhüller.“ Und obwohl er es ablehnte, beharrte der König darauf, daß er den Wagen haben wolle.

Da sah Kevenhüller im Gefolge des Königs eine Hofdame mit blondem Haar und grünem Gewande. Er erkannte sie sofort wieder und begriff, daß sie es sei, die dem König eingegeben hatte, ihn um seinen Wagen zu bitten. Aber er war verzweifelt. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein anderer mit seinem Wagen fahren sollte, und noch weniger wagte er es, dem König diese Bitte auf die Dauer zu verweigern. Darum fuhr er mit solcher Vehemenz gegen die Schloßmauer, daß der Wagen in tausend Stücke zersprang.

Als er wieder nach Karlstadt zurückkam, versuchte er, einen neuen Wagen zu bauen. Aber er vermochte es nicht. Da war er entsetzt über die Gabe, die ihm die Waldfrau verliehen hatte. Er hatte das Faulenzlerleben in seines Vaters Schloß aufgegeben, um ein Wohltäter für viele zu werden, aber nicht, um Hexenkünste zu treiben, die nur e i n e m zugute kamen. Was half es ihm, denn er ein großer Meister, ja der größte aller Meister würde, wenn er seine Wunderwerke nicht vervielfältigen konnte, so daß sie Tausenden Nutzen brächten?

Und der gelehrte, kenntnisreiche Mann sehnte sich so sehr nach ruhiger, vernünftiger Arbeit, daß er Steinhauer und Maurer wurde. Damals erbaute er den großen steinernen Turm unten an der Västrabücke nach dem Modell des Rundturmes auf seines Vaters Ritterburg, und es lag wohl auch in seiner Absicht, Häuserreihen, Portale, Burghöfe, Wälle und Turmverliese zu erbauen, so daß eine ganze Ritterburg am Ufer des Klarälf erstände.

Und drinnen würde er seinen Kindheitstraum verwirklichen. Alles was Industrie oder Handwerk hieß, sollte in den Sälen des Schlosses sein heim haben. Weiße Müllersknechte und schwarze Schmiedegezellen, Uhrmacher mit grünen Schirmen für die angestregten Augen, Färber mit dunklen Händen, Weber, Drechsler, Metallfeiler, alle soll-

ten ihre Werkstätten in seinem Schloß haben.

Und alles ging gut. Aus den Steinen, die er selber mit eigener Hand bearbeitet hatte, mauerte er seinen Turm. Er hatte Windmühlenflügel daran befestigt – denn der Turm sollte eine Mühle werden – , und nun wollte er die Schmiede in Angriff nehmen.

Da stand er eines Tages da und beobachtete, wie die leichten, starken Windmühlenflügel sich im Winde drehten. Und sein altes Übel überkam ihn.

Ihm war, als sähe er wieder die Waldfrau im grünen Gewande mit ihren leuchtenden Augen vor sich stehen, bis sein Gehirn wieder Feuer fing. Er schloß sich in seiner Werkstatt ein, rührte kein Essen an, gönnte sich keine Ruhe und arbeitete ohne Unterbrechung. So hatte er nach acht Tagen ein neues Wunderding geschaffen.

Eines Tages bestieg er das Dach seines Turmes und begann Flügel an seinen Schulter zu befestigen.

Zwei Gassenjungen und ein Gymnasiast, die auf dem Brückenpfeiler saßen und Fische angelten, erblickten ihn und schrien los, daß man es in der ganzen Stadt hörte. Sie jagten davon, rannten keuchend Straße auf, Straße ab, klopfen an alle Türen und riefen, während sie weiterliefen: „Kevenhüller wird fliegen!“

Diese stand ganz ruhig auf dem Turmdach und umspannte sich mit den Flügeln, während sich bereits die Menschenscharen aus den engen Straßen in Karlstadt herbeidrängten.

Die Mägde ließen die kochenden Töpfe und den gärenden Teig stehen. Die Greisinnen ließen den Strickstrumpf fallen, setzten die Brillen aus und liefen auf die Straße hinaus. Die Ratsherren und die Bürgermeister verließen den Ratstisch. Der Rektor schleuderte die Grammatik in den Winkel, die Schuljungen rannten ohne Erlaubnis aus den Klassen. Die ganze Stadt war auf dem Sprunge, nach der Västrabücke zu laufen.

Die Brücke war sofort schwarz von Menschen. Der Salzmarkt war vollgepackt, und das ganze Flussufer bis zum Bischofshof wimmelte von Menschen. Es war ein größeres Gedränge als zur Petersmesse, man sah noch mehr Schaulustige als damals, da König Gustav III. in

seinem mit acht Pferden bespannten Wagen in so wilder Fahrt durch die Stadt jagte, daß der Wagen nur nich in zwei Rädern hing.

Kevenhüller hatte endlich die Flügel befestigt und stieß ab. Er machte ein paar Flügelschläge, und dann schwebte er in der freien Luft. Liegend schwamm er im Luftmeer hoch über der Erde.

Er atmete die Luft in vollen Zügen ein, sie war kräftig und rein. Seine Brust weitete sich, und das alte Ritterblut begann in seinem Innern zu sieden. Er kreiste wie eine Taube, er schwebte wie ein Habicht, seine Schwingen waren so schnell wie die einer Schwalbe; er steuerte so sicher seines Weges wie ein Falke. Und er blickte auf den ganzen erdgebundenen Haufen nieder, der zu ihm emporsah, wie er dort lag und in der Luft schwamm. Hätte er nur einem jeden von ihnen ein Paar gleiche Schwingen verfertigen können! Hätte er nur jedem von ihnen die Macht verleihen können, sich in diese frische Luft hinaufzuschwingen! Was für Menschen könnten sie dann werden! Die Erinnerung an das Elend seines Lebens verließ ihn nicht einmal in diesem Augenblick des Triumphes. Er konnte nicht für sich allein des Genusses froh werden. Wenn er doch nur der Waldfrau begegnen könnte!

Da sah er mit den vom grellen Sonnenschein und der schimmernenden Luft fast geblendeten Augen, wie etwas geradewegs auf ihn zugeflogen kam. Große Schwingen, ganz ähnlich seinen eigenen, bewegten sich, und zwischen ihnen schwamm ein Menschenkörper. Goldgelbes Haar flatterte, grüne Seide wogte, wilde Augen funkelten. Dort war sie, dort war sie!

Kevenhüller überlegte nicht lange. Mit wildem Schwunge stürzte er auf das Ungeheuer los, um es zu küssen oder zu schlagen – er wußte nicht recht, welches von beiden –, aber jedenfalls wollte er sie dazu zwingen, den Fluch von seinem Dasein zu nehmen. In diesem wilden Sturm schwanden ihm Besinnung und Überlegung. Er sah nicht, wohin er lenkte, er beachtete nicht das fliegende Haar und die wilden Augen. Er kam ganz dicht an sie heran und streckte die Arme aus, um sie zu ergreifen. Da blieben seine Schwingen in ihren stecken, und diese waren stärker. Seine Schwingen brachen und wurden

vernichtet, er selber wurde umhergewirbelt und stürzte nieder, ohne zu wissen, wohin er sank.

Als er wieder zur Besinnung kam, da lag er auf seinem Turmdach, die zerbrochene Flugmaschine neben sich. Er war nämlich auf seine eigene Mühle zugeflogen: deren Flügel hatten ihn erfaßt, ein paarmal herumgeschleudert und dann auf das Turmdach niederstürzen lassen.

Damit war das Spiel beendet.

Kevenhüller war nun wieder ein verzweifelter Mann. Ehrliche Arbeit machte ihn unlustig, und seine Wunderkünste wagte er jetzt nicht anzuwenden. Wenn er nun noch ein Wunderwerk vollbrächte und dieses vernichtet werden würde, dann müßte sein Herz vor Kummer brechen. Und wenn er es auch nicht zerstörte, so würde er doch wohl bei dem Gedanken toll werden, daß er keinem anderen damit zu nützen vermöchte.

Er suchte sein Gesellenrännel und den Knotenstock wieder hervor, ließ die Mühle stehen, wie sie stand, und beschloß hinauszuziehen, um nach der Waldfrau zu forschen.

Er schaffte sich Wagen und Pferd an, denn er war nicht mehr so jung und leichtfüßig wie früher. Und man erzählt, daß er bei jedem Walde aus seinem Wagen stieg, ins Dickicht ging und nach der Waldfrau im grünen Gewande rief:

„Waldfrau, Waldfrau, ich bin es, Kevenhüller, Kevenhüller! Komm, komm!“ Sie aber kam nicht.

Auf diesen Reisen kam er nach Ekeby, einige Jahre bevor die Majorin verjagt wurde. Dort wurde er gut aufgenommen, und dort blieb er. Und die Schar im Kavaliersflügel wurde durch eine lange, kräftige Rittergestalt vermehrt, einen Kavalier, der bei der Biertonne und bei Jagdpartien seinen Mann stand. Seine Kindheitserinnerungen kehrten wieder: er gestattete, daß man ihn Graf titulierte, und er bekam immer mehr das Aussehen eines alten deutschen Raubritters. Mit seiner großen Adlernase, seinen starken Augenbrauen, seinem Vollbart, der unter dem Kinn spitz herabhing und über den Lippen emporgewirbelt warm, wirkte er nicht wenig imponierend.

Er wurde ein Kavalier unter den Kavalieren, und war nicht besser

als irgendein anderer des Hauses, von dem das Volk glaubte, die Majorin bereite ihn zu Nutz und Frommen des bösen Feindes vor. Sein Haar ergraute, und sein Gehirn schlief. Er war so alt, daß er nicht mehr an seine Jugendtaten zu glauben vermochte. Es sei ja nicht der Mann, der die Kraft besessen hatte, Wunderwerke zu schaffen. Er wäre auch nicht jener, der den selbständigen Wagen und die Flugmaschine geschaffen hatte. O nein, Märchen, Märchen!

Aber nun geschah es, daß die Majorin aus Ekeby vertrieben wurde, und daß die Kavaliere Herren über das große Gut wurden. Da begann dort ein Leben, wie es niemals schlimmer gewesen war. Es ging ein Sturm über das Land hin; alle alte Torheit brach sich in Jugentollheit Bahn, alles Böse kam in Bewegung, alles Gute schauderte zurück, die Menschen kämpften auf Erden und die Geister im Himmel. Die Wölfe kamen von Dovre herab und trugen Trollweiber auf dem Rücken, die Mächte der Natur wurden freigegeben, und die Waldfrau kam nach Ekeby.

Die Kavaliere kannten sie nicht. Sie glaubten, daß sie ein armes, bedrängtes, von einer grausamen Schwiegermutter zur Verzweiflung getriebenes Weib sei. Und sie gewährten ihr Schutz, verehrten sie wie eine Königin und liebten sie wie ein Kind.

Kevenhüller allein sah, wer sie war. Zu Anfang war auch er geblendet wie alle die anderen. Aber eines Tages trug sie ein Gewand von grüner, schillernder Seide, und als er sie so erblickte, da erkannte Kevenhüller sie wieder.

Dort saß sie auf seidenen Kissen auf dem besten Sofa von Ekeby, und alle die alten Männer machten sich zu narren, um ihr zu dienen. Einer war Koch und ein anderer Kammerdiener, ein Vorleser, ein Hofmusikant, ein Schuhmacher waren da; sie alle hatten ihr Amt.

Es hieß, daß sie krank sei, daß böse Trollgeschöpf, aber Kevenhüller wußte schon, wie es mit dieser Krankheit bestellt war. Sie hatte sie allesamt zum besten.

Er warnte die Kavaliere vor ihr und sagte: „Seht nur die kleinen scharfen Zähne und die wilden, funkelnden Augen an. Sie ist die Waldfrau, in dieser schrecklichen Zeit ist alles Böse in Bewegung.“

Ich sage euch, es ist die Waldfrau, die zu unserem Verderben hergekommen ist. Ich habe sie einst gesehen.“

Aber sobald Kevenhüller die Waldfrau gesehen und wiedererkannt hatte, überkam ihn die Arbeitslust. Es begann in seinem Gehirn zu brennen und zu siedeln, seine Finger zogen sich fast schmerzhaft zusammen vor Sehnsucht, sich um Hammer und Feile zu krümmen, er konnte sich nicht mehr beherrschen. Mit bitteren Gefühlen im Herzen zog er einen Arbeitskittel an und schloß sich in einer alten Schlosserwerkstatt ein, die seine Werkstatt werden sollte.

Da verbreitete sich ein Gerücht von Ekeby über ganz Värmland hin: „Kevenhüller hat angefangen zu arbeiten!“

Und man lauschte atemlos dem Hammerschlag aus der verschlossenen Werkstatt, dem Raspeln der Feilen und dem Keuchen der Blasebälge.

Ein neues Wunderwerk sollte geboren werden. Worin mochte es bestehen? Wir er uns lehren, auf dem Wasser zu gehen oder eine Leiter zum Siebengestirn zu errichten?

Einem solchen Manne ist nichts unmöglich. Wir haben ihn mit eigenen Augen auf Schwingen in der Luft schweben sehen. Wir haben einen selbsttätigen Wagen durch die Straßen tosen sehen. Er hat die Gabe der Waldfrau; ihm ist nichts unmöglich.

In der Nacht des ersten oder zweiten Oktobers hatte er sein Wunderwerk beendet. Er trat aus der Werkstatt heraus und hatte es in der Hand. Es war ein Rad, das sich unaufhörlich drehte. Die Speichen leuchteten wie Feuer, sie strahlten Licht und Wärme aus. Kevenhüller hatte eine Sonne geschaffen. Als er damit aus der Werkstatt trat, wurde die Nacht so hell, daß die Sperlinge zu zwitschern begannen und die Wolken im Morgenrot erglüheten.

Das war eine herrliche Erfindung. Auf Erden würde niemals mehr Dunkel und Kälte herrschen. Ihm schwindelte der Kopf bei diesem Gedanken. Die Tagessonne würde fortfahren, auf und unter zu gehen, aber wenn sie verschwand, würden Tausende seiner Feuerräder über das Land hinflammen, und die Luft würde vor Wärme beben wie am heißesten Sommertage. Dann würde man mitten im Winter unter dem

Sternenhimmel die reifen Saaten einern können, und Erdbeeren und Preiselbeeren würden das ganze Jahr durch die Waldhügeln bedecken, kein Wasserspiegel würde nunmehr durch das Eis entfesselt werden.

Da diese Erfindung nun gelungen sei, würde sie eine neue Welt schaffen. Sein Feuerrad würden der Pelz der Armen und die Sonne des Grubenarbeiters werden. Es würde den Fabriken die Triebkraft, der Natur neues Leben und der Menschheit ein reiches, glückliches Dasein verliehen. Aber in demselben Moment wurde es ihm klar, daß all das nur ein Traum sei, und daß die Waldfrau ihm niemals gestatten würde, sein Feuerrad zu vervielfältigen. Und in seiner Wut und Rachsucht beschloß er, sie zu töten, er wußte nunmehr kaum, was er tat.

Er ging zum Herrenhause hinüber und legte das Feuerrad dicht unter die Treppe der Vorhalle nieder. Seine Ansicht war, daß das Haus Feuer fangen, und das Trollweib darin verbrennen sollte.

Alsdann ging er wieder in seine Werkstatt und saß dort in stummen Lauschen.

Bald erhob sich Lärm und Geschrei auf dem Hofe. Nun begannen sie zu merken, daß eine große Tat geschehen war.

La, lauft, schreit, läutet Sturm!

Jetzt verbrennt sie drinnen dennoch, die Waldfrau, die ihr auf Seide gebettet habt.

„Möge sie sich in Qualen winden, möge sie vor den Gluten von Zimmer zu Zimmer fliehen! Ah, wie das grünseidene Gewand lohen wird, und wie die Flammen in den langen Haaren spielen werden! Frischen Mut, ihr Flammen, frischen Mut, ergreift sie, steckt sie ins Feuer! Hexen müssen verbrennen!“ Fürchtet euch nicht vor ihren Zauberworten, ihr Flammen! Laßt sie brennen! Hier ist jemand, der um ihretwillen sein ganzes Leben durch brennen mußte.“

Die Glocken läuteten Sturm, Wagen rasselten, Feuerspritzen wurden herbeigeschafft, Wasser aus dem See geholt, aus allen Dörfern strömten die Leute herbei, Geschrei und Jammer erhob sich, Befehle ertönten, eben stürzte das Dach ein, es war das entsetzliche Knattern

und Dröhnen der Feuersbrunst. Aber Kevenhüller störte es nicht. Er saß auf dem Hauklotz und rieb sich die Hände.

Dann hörte er ein Krachen, als stürze der Himmel ein, und er fuhr voller Jubel empor: „Nun ist es vollbracht!“ rief er aus. „Jetzt kann sie nicht entkommen, jetzt ist sie von den Balken zermalt oder von den Flammen verzehrt worden. Nun ist es vollbracht!“

Und er dachte an Ekebys Ehre und Macht, die geopfert werden mußte, um sie aus der Welt zu schaffen. Die herrlichen Säle, in denen soviel Freude geherrscht hatte, die Räume, die von fröhlichen Erinnerungen widerhallten, die Tische, die sich unter leckeren Speisen bogen, die kostbaren alten Möbel, Silber und Porzellan, das nicht mehr wiederhergestellt werden konnte ...

Und da fuhr er mit einem Angstschrei auf. Sein Feuerrad, seine Sonne, sein Modell, auf welchem alles beruhte, hatte er es nicht unter die Treppe gelegt, um die Feuersbrunst zu bewerkstelligen?

Kevenhüller blickte versteinert vor Entsetzen um sich. „Bin ich toll?“ sprach er. „Wie konnte ich so etwas tun?“

In demselben Moment öffnete sich die wohlverschlossene Tür der Werkstatt, und die Frau im grünen Gewande trat herein. Lachend sprach sie:

„Jetzt brennt Ekeby!“

Kevenhüller hatte den Hammer erhoben und wollte ihn nach ihrem Kopfe schleudern, da sah er aber, das sie sein Feuerrad in der Hand trug.

„Sieh, was ich für dich gerettet habe“, sagte sie.

Kevenhüller warf sich vor ihr auf die Knie. „Du hast meinen Wagen zertrümmert, du hast meine Schwingen zermalmst, und du hast mein Leben zerstört. Sei gnädig, erbarme dich meiner!“

Sie kletterte auf den Haublock und saß dort ebenso jung und schelmisch wie damals, als er sie zum erstenmal auf dem Marktplatz zu Karlstadt erblickte.

„Ich merke, daß du weißt, wer ich bin“, sagte sie.

„Ich kenne dich, und ich habe dich immer gekannt“, sagte der arme Mann. „Du bist das Genie. Doch gib mich nun frei! Nimm deine

Gabe von mir! Entziehe mir die Gabe, Wunderwerke machen zu können! Laß mich ein Alltagsmensch werden! Warum verfolgst du mich? Warum verfolgst du mich?“

„Wahnsinniger!“ sagte die Waldfrau. „Ich habe dir niemals Übles gewollt. Ich ließ dir eine große Wohltat zukommen, ich kann sie jedoch wieder zurücknehmen, wenn sie dir nicht zusagt. Aber denke es wohl! Du wirst es noch bereuen!“

„Nein, nein,“ rief er aus, „nimm diese Wunderkraft von mir!“

„Erst mußt du dies hier zerstören“, sprach sie und warf das Feuerrad zu Boden.

Er zögerte nicht. Er schwang den Hammer über der funkelnden Feersonne, die nur ein böses Zauberwerk war, da sie nicht zu Nutz und Frommen von Tausenden dienen konnte. Die Funken flogen im Zimmer umher, die Splitter und Feuerflammen umtanzten ihn, und dann lag schließlich auch sein letztes Wunderwerk in Trümmern.

„Ja, nun nehme ich meine Gabe von dir“, sagte die Waldfrau.

Sowie sie dort in der Tür stand, um hinauszugehen, und der Schein der Feuersbrunst sie von draußen überflutete, blickte er ihr zum letztenmal nach.

Sie schien ihm schöner als je zuvor, und nicht mehr boshaft, sondern nur streng und stolz.

„Wahnsinniger“, sagte sie. „Habe ich dir jemals verboten, deine Werke von anderen nachahmen zu lassen? Was wollte ich denn anderes, als das Genie vor handwerksmäßiger Arbeit zu behüten?“

Damit ging sie. Kevenhüller war ein paar Tage wahnsinnig. Später wurde er wieder ein Alltagsmensch.

Aber während seines Wahnsinns hatte er Ekeby niedergebrannt. Menschen wurden allerdings dabei nicht verletzt. Gleichwohl war es ein großer Kummer für die Kavaliere, daß diese gastfreie Haus, in dem sie soviel Gutes genossen hatten, gerade zu ihrer Zeit soviel Schaden erlitten hatte.

„Ach, ihr Kinder späterer Zeiten, wenn ich oder ihr es doch gewesen wäret, die der Waldfrau auf dem Marktplatz zu Karlstadt begegneten! Glaubt ihr nicht, daß ich in den Wald gegangen wäre und ge-

rufen hätte: „Waldfrau, Waldfrau, ich bin es, Kevenhüller, Kevenhüller!“ Aber wer sieht sie wohl noch in heutiger Zeit? Wer klagt heutzutage darüber, daß sie ihm zuviel von ihren Gaben verliehen habe?

Der Jahrmarkt von Broby

Am ersten Freitag im Oktober beginnt der große Jahrmarkt in Broby, der acht Tage dauert. Das ist die große Festzeit des Herbstes. In jedem Hause wird er durch Schlachten und Backen eingeleitet, die neuen Wintersachen sind dann fertig und werden zum erstenmal getragen, Feiertagsgerichte, wie Käsekringel und Obstkuchen, stehen den ganzen Tag auf dem Tische, die Branntweirationen werden verdoppelt, die Arbeit ruht. Es ist auf jedem Hof ein fest. Das Gesinde und die Arbeiter bekommen ihren Lohn und halten lange Beratungen darüber, was sie auf dem Markte einkaufen werden. Von weither kommen Leute, die in kleinen Gruppen gemeinsam wandern, das Ränzel auf dem Rücken, den Stab in der Hand. Viele treiben ihr Vieh zu Markte. Kleine eigensinnige junge Ochsen und Ziegen, die stillstehen und die Vorderbeine zurückziehen, bereiten des Besitzern viel Verdruß und den Zuschauern großes Vergnügen. Die Gastzimmer auf den Herrenhöfen sind von lieben Gästen überfüllt, es werden Neuigkeiten ausgekramt, man diskutiert über die Preise von Vieh und Hausgerät, die Kinder gehen umher und träumen von Jahrmarktsgeschenken und Jahrmarktsgeld.

Und am ersten Markttag – welche ein Gewimmel von Menschen auf den Brobyer Hügeln und auf dem weiten Jahrmarktsgelände! Da sind Buden und Zelte errichtet, in denen die städtischen Kaufleute ihre Waren auslegen, während die dalekarlischen und westgotländischen Händler ihre Waren auf unendlich langen Reihen von „Platten“, die mit weißen, flatternden Stoffdecken belegt sind, aufstapeln. Seiltänzer, Leierkästen und blinde Violinspieler sind genügend vorhanden, ebenso Wahrsager, Bonbonverkäufer und Branntweinschen-

ken. Hinter den Buden sind Steingut- und Holzgefäße aufgestellt. Zwiebeln und Meerrettich, Äpfel und Birnen werden von den Gärtnermeistern der großen Gutshöfe feilgeboten. Weite Quadratflächen sind von rotbraunen, blankverzinnten Kupfergefäßen besetzt.

Dennoch merkt man bei dem Marktumsatz recht gut, daß in Svartsjö und Bro und in Lösvik und in den anderen Löfsjö-Kirchenspielen Not herrscht: der Handel bei den Buden und in den Standreihen geht schlecht. Der stärkste Verkehr herrscht auf dem großen Viehmarkt, denn viele müssen sowohl ihre Kuh als auch ihr Pferd verkaufen, um in nächsten Winter leben zu können. Dort geht auch der wilde, aufregende Pferdetausch vor sich.

Lustig ist es auf dem Jahrmarkt in Broby. Wenn man nur Geld zu einigen Schnäpsen hat, so braucht man nicht den Mut zu verlieren. Und es ist nicht nur der Branntwein, der die Freude hervorruft: wenn die Menschen aus den einsamen Waldhütten zu den Jahrmarktsgelände mit seinen wogenden Menschenmassen herabkommen und das Brausen dieser ganzen schreienden, lachenden Scharen hören, werden sie gleichsam taumelig vor Freude, halbtoll von diesem wirbelnden Jahrmarktsleben.

Zwischen so vielen Menschen gibt es natürlich auch allerlei Umsatz, aber das ist doch kaum die Hauptsache. Das Wichtigste ist, eine Schar von Verwandten und Freunden im Leiterwagen mitzunehmen und sie in den Buden mit Schafwurst, Käseringeln und Branntwein zu traktieren, oder sein Mädels zu überreden, ein Gesangbuch oder einen Seidenschal anzunehmen, oder für die Kleinen zu Hause Jahrmarktsgeschenke auszusuchen.

Alle Menschen, die nicht zu Hause bleiben mußten, um auf Haus und Vieh zu achten, sind zu diesem Jahrmarkt nach Broby gekommen. Da sind die Kavaliere von Ekeby und Waldbauern aus Nygård, Pferdehändler aus Norwegen, Finnen aus den nördlichen Wäldern, Gauner von der Landstraße.

Zuweilen zieht sich das ganze brausende Menschenmeer zu einem Wirbel zusammen, der im Taumel um einen Mittelpunkt kreist. Keiner weiß, was in der Mitte vorgeht, bis ein paar Polizisten die Haufen

durchbrechen, um einer Schlägerei ein Ende zu machen oder einen umgeworfenen Wagen aufzurichten. Und im nächsten Augenblick umringt ein neuer Volksauflauf einen Kaufmann, der mit einer jungen Dirne schwatzt und handelt.

Und dann, gegen Mittag, beginnt die große Schlägerei. Die Bauern haben sich eingeredet, daß die westgotländischen Händler sich durch zu knapps Ellenmaß bereichern, und so entsteht zuerst Zank und Streit an deren Warenlagern, dann kommt es zu Gewalttätigkeiten. Jeder weiß, daß es für die vielen, die in diesen Tagen nur Not und Elend vor sich sehen, geradezu eine Freude ist, zuzuschlagen, es war ihnen gleich, wen oder was sie trafen. Und sobald die Starken und Streitlustigen sehen, daß eine Schlägerei im Gange ist, strömen sie von allen Seiten herbei. Die Kavaliere wollen sich gerade durchdrängen, um auf ihre Manier Frieden zu stiften, und die Dalekarlier eilen den Westgotländern zur Hilfe.

Der starke Måns aus Fors ist am eifrigsten bei der Sache. Er ist betrunken, und wütend ist er auch. Jetzt hat er einen Westgotländer umgerissen und beginnt ihn durchzuprügeln, aber auf dessen Notschrei eilt sein Landsmann herbei und versucht, den starken Måns von einer der Holzplatten die Stoffballen herunter, ergreift die Platte selber, die eine Elle breit und acht Ellen lang und aus dicken Planken zusammengefügt ist, und beginnt sie als seine Waffe herumzuschwingen.

Der starke Måns ist ein entsetzlicher Mensch. Er war es, der im Arrest von Filipstadt mit den Füßen eine Wand eintrat, der ein Boot aus der See heben und es auf seinen Schultern nach Hause tragen konnte. Nun kann man sich vorstellen, wie der ganze Volkshaufen und die Westgotländer vor ihm flohen, als er mit der schweren Holzplatte um sich schlug. Aber der starke Måns ist hinter ihnen her, immer mit der schweren Platte um sich schlagend. Für ihn handelt es sich nicht mehr um Freunde oder Feinde: Seit er nun die Waffe hat, will er nur jemand haben, auf den er losschlagen kann.

Voller Verzweiflung fliehen die Leute vor ihm. Männer und Weiber schreien und laufen. Aber wie sollte es den Weibern möglich sein, zu fliehen, da sie ihre Kinder an der Hand haben? Buden und

Wagen stehen ihnen im Wege, Ochsen und Kühe, die von dem Lärm wild geworden sind, hindern sie daran, zu entkommen.

In einer Ecke zwischen den Buden ist ein Haufen von Weibern eingeklemmt worden, und gegen diese stürmt der Riese vor. Er glaubt, mitten in der Schar einen Westgotländer zu sehen. Er hebt die Platte auf und läßt sie niederfallen. In bleicher, schaudernder Angst erwarten die Frauen den Angriff und kauern sich unter dem tödlichen Schläge zusammen.

Als jedoch die Platte pfeifend auf sie niederfällt, bricht sich ihre Kraft an den emporgestreckten Armen eines Mannes. Dieser Mann hat sich nicht niedergekauert, sondern sich über die Menge erhoben, ein Mann hat freiwillig den Schlag aufgefangen, um die vielen zu retten. Weiber und Kinder stehen unversehrt da. Ein Mann hat die Heftigkeit des Schlages gebrochen, aber nun liegt er auch bewußtlos am Boden.

Und der starke Måns erhebt seine Platte nicht, um weiterzustürmen. Er begegnet dem Blick des Mannes gerade, als die Platte auf dessen Scheitel fiel, und dieser Blick lähmt ihn. Er läßt sich binden und ohne Widerstand fortführen.

Aber mit rasender Schnelligkeit verbreitet sich auf dem ganzen Markt das Gerücht, der starke Måns habe Kapitän Lennart totgeschlagen. Man sagt, daß er, der des Volkes Freund war, gestorben sei, um die Frauen und die wehrlosen Kinder zu retten.

Und es wurde still auf dem weiten Gelände, wo das Leben eben noch in wildester Hast hinbrauste: Der Handel stockt, die Prügelei hört auf, der Festschmaus in den Erfrischungsbuden ist aus, die Seiltänzer locken vergebens die Zuschauer an.

Der Freund des Volkes ist tot, alle haben nun Trauer bekommen.

In stummem Gedränge strömen alle nach dem Platze, wo er gefallen ist. Er liegt ausgestreckt am Boden, gänzlich bewußtlos, man bemerkt keine Wunde, aber der Schädel selbst scheint plattgeschlagen zu sein.

Einige Männer legen ihn vorsichtig auf die Holzplatte, die der Riese hatte fallen lassen.

„Wohin sollen wir ihn tragen?“ fragten sie einander.

„Nach Hause“, antwortet eine barsche Stimme aus dem Haufen.

O ja, ihr guten Leute, tragt ihn heim! Hebt ihn auf eure Schultern und tragt ihn heim! Er ist Gottes Spielball gewesen, wie eine Feder ist er vor dem Hauch seines Atems hergetrieben worden. Tragt ihn nun heim!

Das verletzte Haupt hat auf der harten Pritsche im Gefängnis, auf dem Strohbündel in der Scheune geruht. Laßt es nun in seinem Heim auf einem weichen Kissen ruhen! unverschuldet hat er Schmach und Pein erlitten, von seiner eigenen Tür ist er verjagt worden. Er ist ein irrender Flüchtling gewesen, auf Gottes Wegen wandelnd, wo er sie finden konnte, aber das Land seiner Sehnsucht war dieses Heim, das Gott ihm verschlossen hatte. Vielleicht steht sein Heim für den Mann offen, der starb, um Frauen und Kinder zu retten.

Nun kommt er nicht wie ein Verbrecher, von taumelnden Zechbrüdern geleitet: Ein trauerndes Volk geleitet ihn, in dessen Hütten er gewohnt, dessen Leiden er geheilt hat. Tragt ihn nun heim!

Und sie tun es. Sechs Männer heben die Holzplatte, auf der er liegt, auf ihre Schultern und tragen ihn fort. Wo sie hinkommen, treten die Menschen beiseite und stehen still: Männer entblößen das Haupt, Frauen neigen sich, wie sie es in der Kirche tun, wenn der Name Gottes genannt wird. Viele weinen und trocknen ihre Augen, andere fangen an, davon zu reden, welcher Mann er gewesen ist, so gut, so heiter, so hilfsbereit, so gottesfürchtig. Es ist auch merkwürdig, zu beobachten, wie jedesmal, wenn einer der Träger müde wird, sofort ein anderer ganz leise herantritt und seine Schulter unter die Platte schiebt.

So kommt Kapitän Lennart auch an dem Platze vorüber, wo die Kavaliere stehen. Und Beerencreutz spricht:

„Es wird gut sein, mitzugehen und aufzupassen, daß er richtig nach Hause gelangt.“ Und er verläßt seinen Platz, um mit nach Helgesäter zu gehen. Viele folgen seinem Beispiel.

Das Jahrmarktsgelände ist verödet. Das Volk zieht mit Kapitän Lennart nach Helgesäter hinauf. Man müsse doch zusehen, daß er

heimkäme. All das Notwendige, das gekauft werden sollte, wird nicht besorgt: Die Jahrmarktsgeschenke für die Kleinen zu Hause werden vergessen, der Gesangbuchkauf wird niemals abgeschlossen, das Seidentuch, das der jungen Dirne die Augen blendete, bleibt auf dem Warentisch liegen. Alle müssen mitgehen und zusehen, wie Kapitän Lennart nach Hause kommt.

Als der Zug in Helgesäter anlangt, ist es dort still und leer. Die Fäuste des Obersten trommeln wiederum an der verschlossenen Haustür. Das ganze Gesinde ist auf dem Jahrmarkt, die Gattin des Kapitäns ist allein zu Hause und bewacht das Heim. Und sie öffnet nun auch die Tür.

Dann fragt sie, wie sie schon früher einmal gefragt hatte:

„Was wollt ihr?“

Und der Oberst antwortet wie einst:

„Wir sind mit deinem Manne hier.“

Sie blickt ihn an, wie er dort aufrecht, stark und sicher wie immer steht. Sie betrachtet die weinenden Träger und die ganze Volksmasse, die dahinterstehen. Von der Treppe aus blickt sie in Hunderte weinender Augen, die angstvoll zu ihr hinaufstarren. Zuletzt gewahrt sie den Mann, der ausgestreckt auf der Bahre liegt, und presst ihre Hand ans Herz. Dann murmelt sie:

„Das ist sein wahres Gesicht.“

Ohne weiter zu fragen, beugt sie sich nieder, zieht eine Riegel hoch, öffnet beide Haustürflügel und schreitet dann den anderen voran in das Schlafzimmer.

Der Oberst und die Frau des Kapitäns ziehen das Doppelbett auseinander, schütteln die Polster auf, und dann wird Kapitän Lennart wieder auf weiche Daunen und weißen Linnen gebettet.

„Lebt er?“ Fragt sie.

„Ja“, antwortet der Oberst.

„Ist noch Hoffnung?“

„Nein. Es ist nichts mehr zu tun.“

Eine Weile bleibt es still, dann kommt ihr plötzlich ein Gedanke.

„Weinen all diese Menschen um seinetwillen?“

„Ja.“
„Was hat er denn getan?“
„Das letzte, was er tat, war, sich von dem starken Måns totschiagen zu lassen, um Weiber und Kinder vom Tide zu erretten.“
Sie sitzt wieder eine Weile still und sinnt nach.
„Was hatte er doch nur für ein Gesicht, Oberst, als er vor zwei Monaten heimkehrte?“
Der Oberst zuckte zusammen. Jetzt begreift er. Erst jetzt versteht er.
„Gösta hatte ihn ja angemalt.“
„SO habe ich ihm also um eines Kavaliereiches willen sein Haus verschlossen. Wie wollt Ihr das verantworten, Oberst?“
Beerencreutz hob die breiten Schultern.
„Ich habe sehr viel zu verantworten.“
„Ich glaube aber, daß dies das schlimmste ist, was du getan hast.“
„Darum bin ich auch noch niemals einen schwereren Weg gegangen als heute den nach Helgesäter. Übrigens haben noch zwei andere schuld daran.“
„Wer sind die?“
„Sintram ist der eine, und du selber bist die andere, Kusine. Ich weiß, daß viele es versucht haben, mit dir über deinen Mann zu sprechen.“
„Das ist wahr“, antwortet sie.
Dann bittet sie ihn, von dem Trinkgelage in Broby zu erzählen.
Er berichtet alles, so gut er sich dessen erinnern kann, und sie hört schweigend zu. Kapitän Lennart liegt noch immer bewußtlos auf dem Bett. Das Zimmer ist ganz von weinenden Menschen angefüllt. Niemand denkt daran, diese betäubten Scharen auszusperren. Alle Türen stehen offen, alle Zimmer, Treppen und Flure sind von schweigenden, banger Menschen überfüllt, bist weit auf den Hof hinaus stehen sie in dichten Haufen.
Als der Oberst mit seinem Bericht fertig ist, erhebt die Frau des Kapitäns ihre Stimme und sagt:
„Falls sich hier im Zimmer einige Kavaliere befinden sollten, so

bitte ich sie, fortzugehen. Denn es wird mir schwer, sie zu sehen, während ich am Sterbelager meines Gatten sitze.“

Ohne ein weiteres Wort erhebt sich der Oberst und geht. Gösta Berling und einige andere Kavaliere, die Kapitän Lennart gefolgt waren, tun ein Gleiches. Die Leute weichen vor der kleinen Schar gedemütigter Männer scheu beiseite.

Nachdem sie sich entfernt haben, sagt die Frau des Kapitäns: „Will jemand von denen, die meinen Mann während dieser letzten Zeit gesehen haben, mir sagen, wo er sich aufgehalten und womit er sich beschäftigt hat?“

Und nun beginnen sie dort drinnen für Kapitän Lennart vor seinem Weibe, das ihn verkannt und ihr Herz in Strenge gegen ihn verhärtet hatte, Zeugnis abzulegen. Nun erklingt sie wieder, die Sprache der alten Hymnen. Männer reden dort, die niemals ein anderes Buch lasen als die Bibel. In der Bildersprache aus dem Buch Hiob, mit Redewendungen aus den Tagen der Patriarchen erzählen sie von Gottes Wandersmann, der umherging und dem Volke half.

Es währte lange, bis sie fertig sind. Während die Dämmerung niedersinkt und der Abend hereinbricht, stehen sie dort und erzählen: Einer nach dem anderen tritt vor und berichtet seiner Gattin vor ihm, dessen Namen sie zuvor nicht nennen hören wollte.

Dort waren etliche, die erzählen konnten, wie er sie auf dem Krankenlager gefunden und geheilt hatte. Dort sind wilde Raufbolde, die er gezähmt hat, Betrübte, die er aufgerichtet, Säufer, die er zur Nüchternheit gezwungen hatte. Ein jeder, der sich in unerträglicher Not befunden hatte, ließ Botschaft an Gottes Wandersmann gelangen, und er hatte zu helfen vermocht oder zum mindesten Hoffnung und Glauben erwecken können.

Den ganzen Abend über klingt drinnen im Krankenzimmer die Sprache der Hymnen.

Draußen auf den Höfen stehen die dichten Haufen und warten auf das Ende. Sie wissen, was dort drinnen vor sich geht. Das, was am Sterbebette laut gesprochen wird, flüstert draußen einer dem andern zu. Wer etwas zu sagen hat, der tritt leise vor. „Das ist einer, der zeu-

gen kann“, sagt man und macht ihm Platz. Und sie treten aus dem Dunkel hervor, legen Zeugnis ab und versinken wieder im Dunkel.

„Was sagt sie nun?“ fragen die Draußenstehenden, wenn jemand herauskommt. „Was sagt sie nun, die strenge Frau auf Helgesäter?“

Sie strahlt wie eine Königin. Sie lächelt wie eine Braut. Sue hat seinen Lehnstuhl an sein Bett gestellt und ihm die Sachen hingelegt, die sie selber für ihn gewebt hat.“

Aber dann breitet sich plötzlich Schweigen über alle hin. Niemand sagt es, aber alle wissen es auf einmal: „Er stirbt.“

Kapitän Lennart schlägt seine Augen auf, er sieht, und er sieht genug. Er sieht sein heim, das Volk, seine Gattin, seine Kinder, die Sachen – und lächelt. Aber er ist nur erwacht, um zu sterben. Ein röchelnder Atemzug, und er gibt den Geist auf.

Da verstummen die Berichte, eine Stimme beginnt jedoch einen Totensalm zu singen.

Alle stimmen ein, und von Hunderten starker Stimmen getragen, steigt der Gesang zur Himmelshöhe empor.

Das ist der Abschiedsgruß der Erde an die entfliehende Seele.

Die Kötnerhütte im Walde

Es war viele Jahre vor der Herrschaft der Kavaliers. Der Hirtenknabe und das Hirtenmädchen spielten zusammen im Walde, bauten Häuser aus flachen Steinen, pflückten Waldbeeren und schnitzten Flöten und Hörner aus Erlenholz. Sie waren beide im Walde geboren. Der Wald war ihr Heim und ihr Sennhof. Dort lebten sie in Frieden mit allem, mit dem Gesinde und den Haustieren.

Die Kleinen betrachteten Luchs und Fuchs als ihre Hofhunde, das Wiesel als ihre Katze, Hasen und Eichhörnchen waren ihr Viehstand. Uhus und Birkhühner saßen in ihrem Vogelbauer, die Tannen waren ihre Diener, und die jungen Birken die Gäste bei ihren Festgelagen. Sie kannten die Höhlen in denen die Nattern zusammengeringt ihre

Winterruhe hielten, und als sie badeten, hatten sie die Wasserotter durch das klare Wasser hindurchschwimmen sehen, sie aber fürchteten weder Nattern noch Kobolde, die gehörten nun einmal zum Walde, und der Wald war ihr Heim. Dort konnte sie nichts schrecken.

Tief inmitten des Waldes lag die Kötnerhütte, wo der Knabe wohnte. Ein hügeliger Waldweg führte dorthin, Berge umringten sie und verdunkelten die Sonne, ein grundloses Moor lag in der Nähe und entsandte das ganze Jahr durch seine frostkalten Nebel.

Der Hirtenknabe und das Hirtenmädchen sollten eines Tages die Ehe eingehen, dort in der Kötnerhütte im Walde wohnen und von ihrer Hände Arbeit leben. Aber ehe sie sich verheirateten, kam Kriegsunglück über das Land, und der Jüngling ließ sich anwerben. Zwar kam er ohne Wunden und mit heilen Gliedern wieder heim, aber diese Kriegsfahrt hatte ihn für sein ganzes Leben gezeichnet. Er hatte gar zuviel von der Schlechtigkeit der Welt und von der gegenseitigen Grausamkeit der Menschen gesehen. Und es wurde ihm unmöglich, das Gute zu erkennen.

Anfangs bemerkte man an ihm keine Veränderung. Er ging mit seiner Lugendliebsten zum Pfarrer und bestellte das Aufgebot. Die Kötnerhütte im Walde oberhalb Ekeby wurde ihr Heim, wie sie es längst besprochen hatten, aber in diesem Heim herrschte niemals frohes Behagen.

Die Frau ging dort umher und sah auf ihren Mann wie auf einen Fremden. Seit er aus dem Kriege heimgekehrt war, vermochte sie ihn nicht wiederzuerkennen. Er hatte ein hartes Lachen und sprach wenig. Sie fürchtete sich vor ihm.

Er machte keinen Verdruß oder Schaden und war ein fleißiger Arbeiter. Dennoch war er wenig beliebt, denn er traute allen Menschen Böses zu. Er selber kam sich wie ein verhasster Fremdling vor. Nun waren die Tiere des Waldes seine Feinde. Der Berg, der die Sonne verdunkelte, und das Moor, das seine Nebel emporsandte, waren seine Widersacher. Der Wald wird eine unheimliche Wohnstätte für den, der böse Gedanken nährt.

Mögen lichte Erinnerungen den umschweben, der in der Wildnis

lebt. Denn sonst wird er nur Mord und Gewalt zwischen Pflanzen und Tieren gewahren, wie er es zuvor unter den Menschen gesehen hat. Er ist bei allem, was ihn begegnet, des Bösen gewärtig.

Jan Hök, der Soldat, konnte sich selbst nicht erklären, was ihm fehlte, aber er merkte, daß ihm nichts nach Wunsch ging. Sein heim war wenig friedlich. Die Söhne, die dort aufwuchsen, wurden starke, aber wilde Menschen. Sie waren abgehärtete, mutige Männer, aber auch sie lebten mit jedermann in Streit und Hader.

Sein Weib ließ sich in ihrem Kummer dazu verlocken, die Geheimnisse der Wildnis zu erforschen. Im Moor und im Dickicht suchte sie heilbringende Kräuter. Sie grubelte über das Wesen und Sein der Unterirdischen nach, und sie wußte, welche Opfer ihnen lieb waren. Sie konnte Krankheiten heilen und denen, die Liebeskummer hatten, gute Ratschläge erteilen. Sie galt als zauberkundig, und man scheute sich vor ihr, obgleich sie den Menschen großen Nutzen brachte.

Einmal überwand sich die Frau, um mit ihrem Manne über seinen Kummer zu reden.

„Seit du in den Krieg zogst, bist du ganz wie ausgetauscht. Was haben sie dort mit dir getan?“ sagte sie.

Da fuhr er auf und war nahe daran, sie zu schlagen, und so war es jedesmal, wenn sie vom Kriege sprach. Er geriet dann in wahnsinnige Wut. Er ertrug es von niemand, das Wort „Krieg“ anzuhören, und bald wurde es bekannt, daß er davon nicht reden hören konnte. Die Menschen nahmen sich vor diesem Gesprächsthema in acht.

Aber niemand von seinen Kriegskameraden konnte erzählen, daß er mehr Böses getan hatte als andere. Er hatte wie ein guter Soldat gekämpft. Nur hatte all das Schreckliche, das er gesehen, das ihn entsetzte, bewirkt, daß er nur noch das Böse sah. Sein ganzer Kummer rührte vom Kriege her. Er glaubte, daß die ganze Natur ihn hasse, weil er an solchem Unding teilgenommen habe. Diejenigen, die mehr Wissen haben, können sich damit trösten, daß sie für Vaterland und Ehre kämpfen. Was wußte er von solchen Dingen? Er wußte nur, daß ihn alles haßte, weil er Blut vergossen und Schaden angerichtet hatte.

Zur Zeit, als die Majorin von Ekeby vertrieben wurde, wohnte er einsam und allein in seiner Hütte. Sein Weib war tot, und die Söhne waren fortgezogen. Zur Jahrmarktszeit war die Kötnerhütte im Walde aber immer voller Gäste. Die schwarzhaarigen, dunkelfarbigen Gauner zogen dort ein. Sie fühlten sich am wohlsten bei denen, die von den meisten gescheut werden. Kleine, langhaarige Pferde kletterten dann auf den Waldwegen empor und zogen Wagenkarren, die mit Verzinnungswerkzeug, mit Kindern und Lumpenbündeln beladen waren. Die vorzeitige gealterten Weiber mit ihrem vom Rauchen und von der Trunksucht aufgeschwemmten Gesichtern, und die Männer mit bleichen, scharfen Zügen und sehnigen Leibern folgten den Wagen. Wenn diese Landstreicher nach der Waldhütte kamen, entstand dort munteres Leben. Sie führten Branntwein und Spielkarten mit sich und wußten von Diebstählen, Pferderaub und blutigen Schlägereien zu erzählen.

Am Freitag hatte der Jahrmarkt zu Broby begonnen, und gleich am ersten Tage war Kapitän Lennart erschlagen worden. Der starke Måns, der den Totschlag begangen hatte, war der Sohn des Greises in der Waldhütte. Als die Gauner und Landstreicher am Sonntag nachmittag dort oben zusammensaßen, reichten sie dem alten Jan Hök deshalb die Branntweinflasche öfter als gewöhnlich und sprachen mit ihm über das Gefängnisleben und die Gefangenenkost und die Untersuchung, denn sie hatte all das schon oft erprobt.

Der Alte saß auf dem Kauklotz in der Herdecke und redete wenig. Seine großen, glanzlosen Augen starteten über die wilde Schar hin, die den Raum füllte. Die Dämmerung war angebrochen, aber das dürre, flackernde Holz verbreitete hellen Feuerschein und bestrahlte erbarungslos Lumpen, Elend und Grimm.

Da öffnete sich leise die Tür, und zwei Frauen traten herein. Es war die junge Gräfin Elisabeth mit der Tochter des Brobypfarrers. Es berührte den Alten seltsam, als sie anmutig und in holder Schönheit strahlend in den Lichtkreis des Feuers trat. Sie erzählte dort, daß Gösta Berling seit Kapitän Lennarts Tode nicht auf Ekeby gesehen worden sei. Sie und ihre Dienerin wären in den Wald hinausgegangen

und hätten ihn den ganzen Nachmittag gesucht. Nun sähe sie, daß hier Männer wären, die viel umherwanderten und die alle Wege kannten. Hatten sie ihn gesehen? Sie sei hereingekommen, um auszu-ruhen und zu fragen, ob sie ihn gesehen hätten.

Es war eine vergebliche Frage. Keiner von ihnen hatte ihn gesehen.

Sie rückten ihr den Stuhl hin. Auf diesen sank sie nieder und saß eine Weile schweigend da. Der Lärm in der Hütte war verstummt. Alle blickten nach ihr und wunderten sich über sie. Da erschrak sie vor dem Schweigen, zuckte zusammen und suchte nach einem gleichgültigen Gesprächsstoff.

Sie wandte sich an den Greis in der Ofenecke. „Ich glaube gehört zu haben, daß Ihr Soldat gewesen seid, Väterchen, so erzählt doch etwas vom Kriege“, sagte sie.

Ein noch lähmenderes Schweigen lastete auf allen. Der Greis saß, als habe er nichts gehört.

„Es würde mich sehr interessieren, jemanden, der selber dabei war, vom Kriege erzählen zu hören“, fuhr die Gräfin fort, aber sie brach plötzlich ab, denn die Tochter des Brobypfarrers schüttelte ab-wehrend den Kopf. Sie mußte etwas Unpassendes gesagt haben. Alle dort versammelten Menschen blickten sie an, als habe sie sich gegen die einfachsten Anstandsregeln vergangen. Plötzlich erhob eine Landstreicherin ihre scharfe Stimme und fragte:

„Das ist gewiß jene, die mal Gräfin von Borg war.“

„Das wäre sie gewesen.“

„Das war etwas anderes, als dem tollen Pfarrer im ganzen Walde nachzulaufen. Pfui über so ‚n Tausch!“

Die Gräfin erhob sich und sagte adieu. Sie habe sich schon ausge-ruht. Das Weib, das gesprochen hatte, folgte ihr nach. Vor der Tür sagte sie:

„Frau Gräfin verstehen, ich mußte etwas sagen, denn es geht nicht an, mit dem alten Vater vom Kriege zu reden. Er kann es nicht ver-tragen, das Wort zu hören. Ich habe es gut gemeint.“

Gräfin Elisabeth eilte von dannen, aber bald blieb sie stehen. Sie

sah den drohenden Wald, den verdunkelten Berg, den qualmenden Sumpf. Für den, der schlimme Erinnerungen hatte, mußte es unheim-lich sein, hier zu wohnen. Sie fühlte Mitleid mit dem Alten, der dort drinnen in Gesellschaft der finsternen Landstreicher saß.

„Anna-Lisa, laß und umkehren! Sie waren da drinnen gut gegen uns, aber ich habe mich schlecht benommen. Ich will mit dem Alten von froheren Dingen reden“, sagte sie.

Und glücklich, jemand gefunden zu haben, den sie trösten konnte, ging sie wieder in die Hütte hinein, wo sie sagte:

„Wißt ich, ich glaube, daß Gösta Berling mit der Absicht in den Wald gegangen ist, sich das Leben zu nehmen. Darum ist es wichtig, daß er bald gefunden und daran gehindert werde. Ich und Anna-Lisa glauben, ihn heute bisweilen gesehen zu haben, aber er ist dann immer wieder verschwunden. Er hält sich in der Gegend auf dem Berge verborgen, wo das Nygårdmädchen abstürzte. Nun fiel mir ein, daß ich wohl nicht erst nach Ekeby hinunterzugehen brauche, um Hilfe zu schaffen. Hier sitzen viele rüstige Männer, die ihn leicht einfangen könnten.“

Macht euch auf den Weg, ihr Männer!“ rief das Gauklerweib. „Wenn die Gräfin sich nicht für zu gut hält, uns um einen Dienst zu bitten, sollt ihr sofort gehen.“

Die Männer erhoben sich schnell und gingen, um Gösta zu suchen.

Der alte Jan Hök saß still da und starrte mit glanzlosem Blick vor sich hin. Dort saß er erschreckend finster und hart. Die junge Frau wußte ihm kein Wort zu sagen. Da sah sie, daß ein krankes Kind auf einem Strohbündel lag, und sie bemerkte auch, daß eine Frau eine schlimme Hand hatte. Sie begann sofort, die Kranken zu versorgen. Bald war sie vertraut mit den schwatzenden Weibern und ließ sich die kleinsten Kinder zeigen.

Nach einer Stunde kamen die Männer wieder. Sie führten Gösta Berling gefesselt in die Hütte. Vor dem Feuer legten sie ihn auf den Fußboden.

Seine Kleider waren zerrissen und beschmutzt, das Gesicht abge-zehrt, und die Augen blickten wild. Er hatte in diesen Tagen ein

schreckliches Leben gehabt: er hatte auf der feuchten Erde gelegen, er hatte die Hände und das Gesicht in den Moosboden hineingebohrt, er hatte sich über Felsplatten hingeschleppt, sich durch das dichteste Gestrüpp hindurchgezwängt. Er war den Männern nicht gutwillig gefolgt, aber sie hatten ihn übermannt und gebunden.

Als seine Gattin ihn so wiedersah, ward sie zornig. Sie ließ ihn auf dem Boden liegen, ohne seine Bande zu lösen. Voller Verachtung wandte sie sich von ihm ab und sprach:

„Wie du aussiehst!“

„Ich hatte nicht die Absicht, dich noch einmal zu sehen“, antwortete er.

„Bin ich denn nicht deine Frau? Ist es nicht mein Recht, daß du mit deinem Kummer zu mir kommst? Ich habe dich in diesen zwei Tagen mit bitterer Angst erwartet.“

„Ich habe ja Kapitän Lennarts Unglück verschuldet. Wie konnte ich es wagen, mich vor dir zu zeigen? Wie konnte ich das?“

„Furcht hattest du selten, Gösta!“

„Der einzige Dienst, den ich dir erweisen konnte, Elisabeth, ist doch der, dich von mir zu befreien.“

Unsägliche Verachtung blickte unter ihren zusammengezogenen Augenbrauen auf ihn herab.

„Zur Gattin eines Selbstmörders willst du mich machen!“

Seine Gesichtszüge verzerrten sich.

„Elisabeth, laß uns in den stillen Wald gehen und miteinander reden!“

„Warum sollten diese Menschen uns nicht hören können?“ rief sie mit schriller Stimme aus. „Sind wir besser als irgendeiner von ihnen? Hat jemand von ihnen mehr Kummer und Schaden angerichtet als wir? Sie sind Kinder des Waldes und der Landstraße, sie werden von jedermann gehaßt. Laß sie hören, wie Sünde und Kummer auch den Gebieter von Ekeby folgt, dem von allen geliebten Gösta Berling! Glaubst du, daß deine Frau dich für besser hält als irgendeinen von ihnen – oder hältst du dich für besser?“

Er richtete sich ein wenig auf und stützte sich mühsam mit dem

Ellenbogen. Mit aufflammendem Trotz blickte er sie an und sprach: „Ich bin nicht so erbärmlich, wie du glaubst.“

Und alsdann bekam sie die Geschichte dieser zwei Tage zu hören. Am ersten Tage trieb sich Gösta Berling, von Gewissensbissen gejagt, im Walde umher. Er konnte es nicht ertragen, dem Blick eines Menschen zu begegnen. Aber er dachte noch nicht daran, zu sterben. Er beabsichtigte, in ein fernes Land zu ziehen. Am Sonntag stieg er dennoch von den Bergen herab und ging in die Kirche von Broby. Noch einmal wollte er die Leute sehen: das arme, hungrige Volk des Löfsjödistrikts, dem zu dienen er geträumt hatte, als er an dem Schandhaufen des Brobypfarrers saß, dem Volk, das er zu lieben anfing, als es mit dem toten Nygårdmädchen in die Nacht hinauszog.

Der Gottesdienst hatte begonnen, als er zur Kirche kam. Er schlich zu einer der Emporen hinauf und sah auf die Leute unten nieder. Da ergriff ihn grausame Pein. Er hätte zu ihnen reden wollen, sie in ihrer Armut und Hoffnungslosigkeit trösten mögen. Wenn er nur in Gottes Haus hätte reden dürfen, so würde er, trotz seiner eigenen Hoffnungslosigkeit, dennoch echte Worte der Hoffnung und der Erlösung für alle gefunden haben.

Als er die Kirche verließ, ging er in die Sakristei und schrieb die Kundmachung, die seine Frau bereits kannte. Er hatte versprochen, daß die Arbeit in Ekeby wieder aufgenommen werden und daß an die Bedürftigen Getreide verteilt werden sollte. Er hatte gehofft, daß seine Frau und die Kavaliere sein versprechen erfüllen würden, wenn er fortgezogen wäre.

Als er heraustrat, sah er einen Sarg vor dem Gemeindehause stehen. Es war ein roher, in Eile gezimmerter Sarg, aber er war mit schwarzem Trauerflor und mit Kränzen von Preiselbeerkraut geschmückt. Er erkannte, daß es Kapitän Lennarts Sarg sei. Die Leute hatten seine Gattin wohl gebeten, die Beerdigung zu beschleunigen, auf daß die große Menge der Jahrmarktsbesucher der Grablegung beiwohnen könne.

Er stand da und betrachtete den Sarg, da legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter. Sintram war an ihn herangetreten. Er sagte:

„Gösta, wenn du einem Menschen einen richtigen Schabernack spielen willst, so lege dich hin und stirb! Es gibt nichts so Überschlaues, nichts, was einen ehrlichen Mann, der nichts Böses ahnt, so prellen kann. Lege dich hin und stirb, sage ich dir!“

Entsetzt hörte Gösta dem Gerede des Boshaften zu. Dieser klagte über das Misslingen wohlüberlegter Pläne. Er hätte wüste Gegenden am Ufer des Lövven sehen wollen. Deshalb hätte er die Kavaliere zu Herren des Distrikts gemacht, deshalb hätte er den Brobypfarrer das Volk aussaugen lassen, deshalb hätte er die Dürre und die Hungersnot heraufbeschworen. Auf dem Jahrmarkt zu Broby sollte der entscheidende Schlag geführt werden. Von all den Unglücksfällen aufgehetzt, würde das Volk sich dem Mord und dem Diebstahl zugewendet haben. Alsdann wären die Rechtshändler gekommen und hätten die Leute noch ärmer gemacht. Hungersnot, Aufruhr und allerlei Unglück hätten alles verheert. Das Land wäre schließlich so abscheulich und verhaßt geworden, das niemand dort wohnen könnte, und all das wäre Sintrams Werk gewesen. Das wäre seine Freude und sein Stolz geworden, denn er wäre der Böse. Er liebte wüste Gegenden und unbebaute Felder. Aber jener, der zur rechten Zeit zu sterben mußte, hätte ihm alles verdorben.

Da fragte Gösta ihn, was all das bezweckt hätte.

„Es hätte mir wohlgefallen, Gösta, denn ich bin böse. Ich bin der reisende Bär auf dem Hochgebirge, ich bin der Schneesturm in der Ebene, ich liebe es, zu morden und zu verfolgen. Fort, sage ich, fort mit Menschen und Menschenwerk! Ich liebe sie nicht. Ich kann sie zwischen meinen Klauen durchlaufen und sie ihre Bocksprünge machen lassen – das macht mir auch eine Weile Spaß –, aber jetzt hatte ich das Spiel satt, Gösta, jetzt wollte ich zuschlagen, jetzt wollte ich töten und verderben.“

Er war wahnsinnig, gänzlich wahnsinnig. Vor langer Zeit hatte er angefangen, mit diesen Höllenkünsten zu spielen, und nun hatte das Böse die Oberhand bekommen, nun glaubte er, ein Höllengeist zu sein. Er hatte das Böse in sich so lange genährt und großgezogen, daß es nun über seine Seele Macht bekommen hatte. So kann die Bosheit

Menschen zum Wahnsinn bringen, wie es die Liebe und die Grübeleien vermögen.

Er war rasend, der boshafte Hüttenbesitzer, und in seiner Wut begann er die Kränze und den Trauerflor vom Sarge herunterzureißen, aber da rief Gösta Berling:

„Rühre den Sarg nicht an!“

„Sieh, sieh, sieh, den soll ich nicht anrühren! Ja, ich will aber meinen Freund Lennart auf die Erde werfen und seine Kränze zertreten. Siehst du nicht, was er mir getan hat? Siehst du nicht, in welcher seinen grauen Kalesche ich angefahren komme?“

Und Gösta Berling sah alsdann, daß ein paar Gefängniswagen mit dem Lehnsmann und den Amtsdienern an der Kirchhofsmauer hielten.

„Sieh, sieh, sieh, soll ich der Gattin des Kapitäns aus Helgesäter meinen Dank dafür spenden, daß sie sich gestern hinsetzte, um in alten Papieren Schuldbeweise gegen mich zu finden, du weißt doch, wegen jener Pulvergeschichte? Soll ich sie nicht wissen lassen, daß sie besser daran täte, sich mit Brauen und Backen zu beschäftigen, als den Lehnsmann und die Amtsdienere nach mir auszusenden? Soll ich gar nichts für die Tränen haben, die ich weinte, um Scharling zu bewegen, mich hierhergehen und ein Gebet an dem Sarge des guten Freundes sprechen zu lassen?“

Und er begann wieder an dem Trauerflor zu reißen.

Da trat Gösta Berling dicht an ihn heran und faßte seine Arme. Er sprach:

„Ich will alles dafür hingeben, damit du nicht den Sarg anrührst!“

„Tu, was du willst!“ sagte der Wahnsinnige. „Rufe, wen du willst! Etwas erreiche ich doch, ehe der Lehnsmann kommt. Schlage dich mit mir, wenn du willst! Das wird ein lustiger Anblick hier auf dem Kirchenhügel. Wir wollen uns zwischen den Kränzen und dem Bahrtuch schlagen!“

„Ich will dem Toten die Ruhe erkaufen, um welchen Preis es immer sein möge, Sintram. Nimm mein Leben, nimm alles!“

„Du versprichst viel, mein Junge.“

„Du kannst mich auf die Probe stellen, Sintram.“

„Nun, so töte dich also!“

„Das kann ich tun, aber zuvor muß der Sarg sicher unter der Erde stehen.“

Und so kam es. Sintram nahm Gösta den Eid ab, daß er zwölf Stunden nach Kapitän Lennarts Bestattung nicht mehr unter den Lebenden weilen würde.

Gösta Berling war es leicht, das zu geloben. Er war froh darüber, seiner Frau die Freiheit geben zu können. Die Gewissensbisse hatten ihn todmüde gemacht. Das einzige, was ihn schreckte, war, daß er der Majorin gelobt hatte, nicht zu sterben, solange die Tochter des Brobypfarrers Dienerin auf Ekeby wäre. Aber Sintram sagte, daß sie nunmehr nicht als Dienerin gelten könne, seit sie die Reichtümer ihres Vaters geerbt habe. Gösta wandte ein, daß der Brobypfarrer sein Eigentum so gut versteckt habe, daß niemand seine Schätze finden könne. Da lachte Sintram und sagte, sie wären zwischen den Taubennestern im Kirchturm von Broby versteckt. Damit ging er. Gösta ging nun wieder in den Wald hinauf. Es schien ihm am besten, auf dem Platze zu sterben, wo das Nygårdmädchen den Tod gefunden hatte. Dort oben wäre er den ganzen Nachmittag umhergeirrt. Er hätte seine Frau im Walde gesehen, und deshalb nicht vermocht, sich sofort zu töten.

Das erzählte er seiner Gattin, während er gebunden auf dem Fußboden der Waldhütte lag.

„Oh,“ sagte sie traurig, als er seine Erzählung beendet hatte, „wie gut kenne ich das an dir! Heldenmanier, Heldenstolz! Allzeit bereit, dich selber fortzuwerfen! Wie groß erschien mir das einst! Wie lobe und preise ich aber nun Ruhe und Besonnenheit! Welchen Nutzen brachtest du dem Toten mit einem solchen Gelübde? Was täte es, wenn nun Sintram dazu gekommen wäre, den Sarg umzuwerfen und den Trauerflor abzureißen? Es wäre wohl wieder aufgehoben worden, es hätten sich wohl neue Kränze und neuer Trauerflor gefunden. Wenn du dort vor Sintrams Augen die Hand auf des guten Mannes Sarg gelegt und geschworen hättest, weiterzuleben, um diesem armen

Volke zu helfen, das er verderben wollte, das würde ich nun preisen. Wenn du beim Anblick der Leute in der Kirche gedacht hättest: ich will ihnen helfen, ich will selber alle meine Kräfte brauchen, um ihnen zu helfen – und du hättest diese Bürde nicht deinem schwachen Weibe und den alten Männern mit den schwindenden Kräften auferlegt, so würde ich dich auch dafür gepriesen haben.“

Gösta Berling lag eine Weile stumm da. Schließlich sagte er:

„Wir Kavaliere sind nicht freie Männer. Wir haben einander gelobt, der Freude, und nur der Freude zu leben! Wehe uns allen, wenn einer abtrünnig wird!“

„Wehe dir,“ sagt die Gräfin vorwurfsvoll, „daß du der Feigste unter den Kavaliern und später als irgendeiner von ihnen zur Besserung bereit sein willst! Gestern nachmittag saßen sie alle elf im Kavaliersflügel, und sie waren tiefbetrübt. Du warst fort, Kapitän Lennart tot und Ekebys Glanz und Ehre waren dahin. Sie ließen die Grogtablets stehen, vor mir schämten sie sich. Da ging Anna-Lisa, die hier steht, zu ihnen hinauf. Du weißt, daß sie ein überaus fleißiges kleines Wesen ist, die das ganze Jahr über bis zur Verzweiflung gegen die Unordnung und Verschwendung auf Ekeby gekämpft hat. Sie sagte zu den Kavaliern: ‚Heute war ich wieder zu Hause und suchte des lieben Vaters Geld, ich habe aber nichts finden können. Alle Schuldscheine sind durchstrichen, und die Schubladen und Schränke sind leer.‘

‚Das war schlimm für Euch, Jungfrau Anna-Lisa,‘ meinte Beerencruz.

‚Als die Frau Majorin aus Ekeby fortzog, bat sie mich, nach ihrem Hause zu sehen. Wenn ich nun des lieben Vaters Geld gefunden hätte,‘ fuhr sie fort, ‚so würde ich Ekeby wieder aufgebaut haben. Aber da ich dort zu Hause nichts anderes mitzunehmen fand, so nah ich etwas von des lieben Vaters Schandhaufen mit, denn große Schande wartet meiner, wenn meine Herrin wiederkehren und mich fragen wird, was ich auf Ekeby gemacht habe.‘

‚Laßt Euch das nicht zu nahe gehen, was Ihr nicht verschuldet habt, Jungfer Anna-Lisa!‘ sagte wiederum Beerencruz.

„Aber ich habe das nicht nur für mich allein vom Schandhaufen mitgenommen“, sagte die Tochter des Brobypfarrers. „Ich nahm auch einiges für Rechnung der guten Herren mit. Seid so gut, ihr lieben Herren! Der Vater ist wohl nicht der einzige, der Schande und Schaden über diese Welt gebracht hat.“

Und so ging sie von einem zum anderen und legte für jeden von ihnen einige trockene Späne hin. Einige fluchten, aber die meisten ließen sie gewähren. Zuletzt sagte Beerencreutz mit der ganzen Ruhe eines vornehmen Herrn: „Es ist gut. Die Jungfer sei bedankt. Die Jungfer kann nun gehen.“

Als sie fort war, schlug er mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Gläser hüpften. Er sprach:

„Von dieser Stunde an absolute Nüchternheit! So etwas soll der Branntwein nicht noch einmal über mich bringen.“ Darauf erhob er sich und ging hinaus.

Ganz allmählich folgten ihm alle die anderen. Weißt du, wohin sie gingen, Gösta? Ja, sie gingen zu der Landenge hinab, wo Ekebys Mühle und Schmiede standen, und dort begannen sie zu arbeiten. Sie fingen damit an, Balken und Steine fortzuschleppen und den Platz aufzuräumen. Die Alten hatten schwere Zeiten gehabt. Über viele von ihnen ist einst Kummer und Nothereingebrochen. Jetzt können sie aber nicht länger die Schande ertragen, Ekeby zerstört zu haben. Wohl weiß ich, daß ihr Kavaliers euch schämt, zu arbeiten, aber nun haben die anderen diese Schmach auf sich genommen. Noch mehr Gösta, sie beabsichtigen Jungfer Anna-Lisa zur Majorin hinauszuschicken, um sie zu holen. Aber du, was tust du?“

Er fand noch keine Antwort für sie.

„Was verlangst du von mir, einem abgesetzten Pfarrer? Die Menschen haben mich verworfen, und Gott dem Herrn bin ich verhaßt.“

„Auch ich war heute in der Kirche von Broby, Gösta. Ich habe Grüße für dich von zwei Frauen. Marianne Sinclair sprach: „Sage Gösta, daß ein Weib sich nicht eines Mannes schämen will, den sie geliebt hat.“ Und Anna Stjärnhök sprach: „Sage Gösta, daß es mir jetzt gut geht! Ich verwalte meine Güter selber. Die Leute sagen von

mir, daß ich eine zweite Majorin werden würde. Ich denke nicht an Liebe, sondern nur an Arbeit. Auch auf Berga haben sie die erste Bitterkeit des Kummers überwunden. Aber wir grämen uns alle um Gösta. Wir glauben an ihn und beten zu Gott für ihn, – aber wann, wann wird er ein Mann werden?“

Da siehst du also, wie die Menschen dich verworfen haben. Du hast zuviel Liebe erfahren, das ist dein Unglück. Frauen und Männer haben dich geliebt. Nur weil du scherztest und lachtest, nur weil du sangest und spieltest, haben sie dir alles verziehen. Was dir zu tun gefiel, das fanden sie recht und gut. Und du wagst es, dich einen Verworfenen zu nennen! Oder bist du Gott verhaßt? Warum bleibst du nicht dort, um Kapitän Lennarts Beerdigung mit anzusehen?

Da er an einem Jahrmarktstage gestorben war, hatte sich das Gerücht davon weit verbreitet. Nach dem Gottesdienst kamen Tausende von Menschen zur Kirche hinauf. Der große Kirchhof, die Mauern und die Felder waren von Menschen bedeckt. Der Leichenzug ordnete sich vor dem Gemeindehause. Man wartete nur auf den alten Probst. Er war krank und hatte nicht gepredigt. Er hatte jedoch versprochen, zu Kapitän Lennarts Beerdigung zu kommen. Und dann kam er, gesenkten Hauptes und in seine eigenen Träume versunken, wie er es jetzt in seinem hohen Alter zu tun pflegt, und stellte sich an die Spitze des Trauerzuges. Er schritt auf dem bekannten Wege hin und blickte nicht auf. Er sprach die Gebete, warf Erde auf den Sarg, bemerkte aber noch immer nichts. Doch dann stimmte der Küster einen Psalm an. Ich wagte nicht zu glauben, daß die rauhe Stimme, die sonst stets allein zu singen pflegte, den Probst aus seinen Träumen erwecken würde.

Aber der Küster sollte nicht allein singen. Hunderte und aber Hunderte von Stimmen fielen ein. Männer, Frauen und Kinder sangen. Da erwachte der Probst aus seinen Träumen. Er fuhr mit der Hand über seine Augen und stieg auf den aufgeworfenen Grabhügel, um sich umzublicken. Er hatte niemals eine solche Schar Leidtragender gesehen. Die Männer hatten ihre alten, abgetragenen Trauerhüte aufgesetzt. Die Frauen trugen die weißen Schürzen mit den breiten

Säumen. Alle sangen, alle hatten tränen in den Augen – sie alle trauerten.

Da begann der alte Probst zu zittern, und Angst ergriff ihn. Was sollte er diesem Volke sagen, das Trauer bekommen hatte? Es war durchaus notwendig, ihnen allen ein Wort des Trostes zu sagen.

Als der Gesang verstummte, streckte er die Arme über das Volk aus und sprach:

„Ich sehe, daß ihr alle Trauer bekommen habt, und der Kummer ist schwerer für den, der noch lange auf den Pfaden des Lebens wandeln muß, als für mich, der bald dahinscheiden wird.“

Er schwieg erschrocken. Seine Stimme war zu schwach, und er zögerte mit der Wahl der Worte.

Aber bald begann er von neuem. Seine Stimme hatte die Jugendkraft wiedererlangt, und seine Augen strahlten.

Er hielt uns eine herrliche Predigt, Gösta. Zuerst erzählte er von Gottes Wandersmann, soviel er von ihm wußte. Dann gemahnte er uns daran, daß weder äußerer Glanz noch große Fähigkeiten diesem Manne soviel Ehre gebracht hätten, sondern daß alles nur daher käme, weil er stets auf Gottes Wegen gewandelt sei. Und dann bat er uns um Gottes und Christi willen, es ihm gleichzutun. Ein jeder solle seinem Nächsten glauben. Ein jeder solle handeln wie dieser gute Kapitän Lennart, denn dazu bedarf es keiner großen Gaben, sondern nur eines frommen Gemütes. Und er deutete uns alles, was in diesem Jahre geschehen war. Er sagte, daß es eine Vorbereitung für die Zeit der Liebe und des Glückes sei, die nun ganz sicherlich zu erwarten wäre. Er habe in diesem Jahre oftmals menschliche Güte in vereinzelt Strahlen hervorbrechen sehen. Nun würde sie als eine volle, leuchtende Sonne hervortreten.

Und es war uns allen, als hörten wir einen Propheten reden. Alle wollten einander lieben, alle wollten gut werden.

Er erhob seine Augen und seine Hände und erflehte Frieden für das Land. Er sprach: „In Gottes Namen, möge die Angst aufhören! Möge Frieden in euren Herzen und in der ganzen Natur wohnen! Mögen die leblosen Dinge und die Tiere und die Pflanzen Ruhe fin-

den und aufhören, Schaden anzurichten!“

Und es war, als ob eine heilige Ruhe sich über die ganze Natur senke. Es war, als erstrahlten die Bergeshöhen, als lächelten die Täler und als würden die Herbstnebel rosenfarbig.

Und alsdann rief er nach einem Helfer für das Volk und sprach: „Es wird ein Helfer kommen. Es ist nicht Gottes Wille, daß ihr jetzt untergehen solltet. Gott wird einen erwecken, der die Hungrigen speist, und der euch auf den richtigen Weg führen wird.“

Da dachten wir alle an dich, Gösta. Wir wußten, daß der Probst von dir sprach. Und du gingst hier im Walde umher und wolltest dich töten! Das Volk harret deiner, Gösta. Ringsum in den Hütten sitzen sie und reden davon, daß der tolle Pfarrer auf Ekeby ihnen nun helfen wolle, und daß alsdann ja alles gut werden müsse. Du bist ihr Held, Gösta. Der Held all derer bist du.

Ja, Gösta, das ist gewißlich wahr, daß der Greis von dir sprach, und das sollte dich nun wohl anspornen, zu leben. Aber ich, Gösta, dein Weib, ich sage dir, daß du ganz einfach hingehen und deine Pflicht tun sollst. Du sollst nicht davon träumen, von Gott gesandt zu sein. Das könnte jeder sein, verstehst du. Du sollst arbeiten, ohne Heldentaten zu verrichten. Du sollst nicht glänzen und Staunen erregen, du sollst darauf bedacht sein, daß dein Name nicht allzu oft auf den Lippen der Leute schwebe. Aber bedenke es dennoch wohl, ehe du Sintram dein Wort brichst! Du hast dir nun gewissermaßen das recht, zu sterben, erworben, und das Leben dürfte dir hiernach nicht viele Freuden bieten. Es war eine Zeitlang mein Wunsch, in meine Heimat nach dem Süden zu ziehen, Gösta. Mir, der Schuldbeladenen, erschien es als ein zu großes Glück, dein Weib zu sein und dir durchs Leben zu folgen. Aber nun werde ich hierbleiben. Wenn du zu leben wagst, werde ich bei dir bleiben. Jedoch versprich dir keine Freude davon! Ich werde dich zwingen, den Weg schwerer Pflichten zu gehen. Erwarte von mir niemals ein Wort der Freude oder der Hoffnung! Allen Kummer und alles Unglück, das wir beide heraufgeschworen haben, werde ich als Wachen an unseren Herd stellen. Kann wohl ein Herz noch lieben, das so viel gelitten hat wie das mei-

ne? Tränenlos und freundlos werde ich neben dir wandern. Bedenke es wohl, Gösta, ehe du das Leben wählst! Es ist der Weg der Buße, den wir gehen müssen!“

Sie wartete nicht die Antwort ab. Sie winkte der Tochter des Brobypfarrers und ging. Als sie in den Wald kam, begann sie bitterlich zu weinen, und weinte nicht, als sie Ekeby erreichte. Dort angelangt, erinnerte sie sich, daß sie vergessen hatte, mit Jan Hök, dem Soldaten, von froheren Dingen als vom Kriege zu reden.

In der Waldhütte blieb es still und stumm, als sie fort war. Plötzlich sagte der alte Soldat:

„Preis und Ehre sei Gott dem Herrn!“

Sie blickten ihn an. Er hatte sich erhoben und schaute eifrig umher, dann sprach er: „Böse, böse ist alles gewesen. Alles was ich sah, seit mir die Augen geöffnet wurden, ist böse gewesen. Böse Männer, böse Weiber! Haß und Wut in Wald und Feld! Doch sie ist gut. Ein guter Mensch hat in meinem Heim gewelt. Wenn ich hier einsam sitze, werde ich ihrer gedenken. Sie wird mich auf meinen Waldwegen geleiten.“

Er beugte sich über Gösta, löste seine Bande und richtete ihn auf. Dann nahm er feierlich seine Hand.

„Gott verhaßt,“ sagte er und nickte, „das ist eben die Sache. Aber nun seid Ihr es nicht mehr, und auch ich bin es nicht, seit sie in meiner Hütte war. Sie ist gut.“

Am nächsten tage kam der alte Jan Hök zum Lehnsman Scharling. „Ich will mein Kreuz auf mich nehmen“, sagte er. „Ich bin ein böser Mensch gewesen, darum bekam ich böse Söhne.“ Und er bat, an Stelle seines Sohnes ins Gefängnis gehen zu dürfen. Aber das konnte natürlich nicht geschehen.

Eine der rührendsten alten Geschichten ist die, die davon handelt, wie er seinem Sohne folgte und neben dem Gefängniswagen wanderte, wie er draußen vor seiner Gefängniszelle schlief, und wie er ihn nicht verließ, ehe er seine Strafe verbüßt hatte. Diese Geschichte findet wohl auch noch ihren Dichter.

Margareta Celsing

Mehrere Tage vor Weihnachten kam die Majorin nach dem Löfsjödistrikt zurück, aber in Ekeby kam sie erst am Weihnachtsabend an. Während der ganzen Reise war sie krank gewesen. Sie hatte eine Lungenentzündung und schweres Fieber, dennoch hatte man sie niemals heiterer gesehen und nie zuvor soviel freundliche Worte von ihr gehört.

Die Tochter des Brobypfarrers, die sich seit dem Monat Oktober auf dem Hüttenwerk in den Älfaldswäldern bei ihr aufgehalten hatte, saß neben ihr im Schlitten und wollte die Reise gern beschleunigen, aber sie konnte die alte Frau nicht daran hindern, die Pferde anzuhalten und jeden Wandermann an den Schlitten heranzurufen, um nach Neuigkeiten zu fragen.

„Wie geht es hier unten in Löfsjö?“ fragte die Majorin.

„Es geht uns gut“, bekam sie zur Antwort. „Es kommen bessere Zeiten. Der tolle Pfarrer und seine Frau helfen uns allen.“

„Gute Zeiten sind gekommen“, antwortet ein anderer. „Sintram ist fort. Die Kavaliere von Ekeby arbeiten. Das Geld des Brobypfarrers ist im Kirchturm von Bro gefunden worden. Es war so viel da, daß Ekebys Macht dadurch widerhergestellt werden konnte. Es reichte auch noch dazu, Brot für die Hungrigen zu schaffen.“

„Unser aller Probst ist zu neuem leben und zu neuer Kraft erwacht“, sagte ein dritter. „Jeden Sonntag spricht er mit uns von der Wiederkehr des Reiches Gottes. Wer möchte da noch sündigen? Die Herrschaft des Guten naht.“

Und die Majorin fuhr langsam weiter, und jeden, der ihr begegnete, fragte sie: „Wie geht es Euch? Leidet Ihr nicht Not?“

Und die Fieberhitze und der stechende Schmerz in der Brust beruhigten sich, wenn sie ihr antworteten: „Hier sind zwei gute, reiche Frauen, Marianne Sinclair und Anna Stjärnhök. Sie helfen Gösta

Berling, von Haus zu Haus zu gehen, und sorgen dafür, daß niemand Hunger leidet. Jetzt wird auch kein Korn in den Branntweinkessel geworfen.“

Es war, als säße die Majorin dort im Schlitten und hielte einen langen Gottesdienst ab. Sie war in geheiligtes Land gekommen. Sie sah, wie alte, durchfurchte Gesichter sich erhellten, wenn sie von den Zeiten sprachen, die gekommen waren. Die Kranken vergaßen ihre Schmerzen, um den Freudentag zu preisen.

„Wir möchten alle so werden, wie der gute Kapitän Lennart“, sagte sie. „Wir möchten alle gut sein. Wir möchten von allen Gutes glauben. Wir möchten keinem schaden. Dadurch werden wir die Wiederkehr des Reiches Gottes beschleunigen.“

Sie fand alle von demselben Geiste erfüllt. Auf den Herrenhöfen wurden die Bedürftigen gespeist. Wer Arbeit zu vergeben hatte, tat es jetzt, und auf allen Hüttenwerken der Majorin war die Arbeit in vollem Gange.

Niemals hatte sie sich wohler gefühlt als jetzt, wo sie dasaß und die kalte Luft in ihre schmerzende Brust strömen ließ. An keinem Bauernhof konnte sie vorüberfahren, ohne anzuhalten und zu fragen. Dann sprachen die Leute:

„Nun ist alles gut. Hier war große Not im Anzug, aber die guten Herren von Ekeby halfen uns. Die Frau Majorin wird sich über alles wundern, was dort vollbracht worden ist. Die Mühle ist nun beinahe fertig, und die Schmiede ist im Gange, und das abgebrannte Haus ist bis zum Dachfirst aufgebaut.“

Es war die Not und die herzerschütternden Ereignisse, die sie alle verwandelt hatten. Ach, das würde wohl nur kurze Zeit andauern! Aber es tat doch wohl, in ein Land zurückzukehren, wo einer dem anderen diente und wo alle Gutes tun wollten. Die Majorin fühlte, daß sie den Kavalieren vergeben konnte, und sie dankte Gott dafür.

„Anna-Lisa,“ sagte sie, „hier sitze ich altes Menschenkind und glaube, daß ich schon in den Himmel der Seligen hineinfahre.“

Als sie endlich in Ekeby anlangte und die Kavaliers herbeieilten, um ihr aus dem Schlitten zu helfen, konnten sie sie kaum wiederer-

kennen, denn sie war ebenso gut und sanft geworden wie ihre junge Gräfin. Die älteren, die sie jung gekannt hatten, flüsterten einander zu: „Das ist nie die Majorin auf Ekeby, das ist Margareta Celsing, die zurückkehrt.“

Groß war die Freude der Kavaliers, sie so gut und frei von allen Rachegefühlen ankommen zu sehen, aber diese Freude wandelte sich bald in Kummer, als sie erkannten, wie krank sie war. Sie mußte sofort in das Gastzimmer im Wirtschaftsflügel getragen und zu Bett gelegt werden. Aber auf der Schwelle wandte sie sich um und sprach zu ihnen:

„Es ist Gottes Sturm gewesen, der Sturm Gottes. Ich weiß nun, daß alles zu unserem Besten geschah.“

Damit wurde die Tür des Schlafzimmers geschlossen, und sie bekamen sie nicht mehr zu sehen.

Und dennoch hat man dem soviel zu sagen, der dem Tode nahe ist. Die Worte drängen sich auf die Lippen, wenn man weiß, daß im nächsten Zimmer jemand liegt, dessen Ohren bald für ewig verschlossen sein werden. Man möchte sagen: „Ach, mein Freund, kannst du mir vergeben? Kannst du glauben, daß ich dich trotz alledem geliebt habe? Wie konnte es nur geschehen, daß ich dir so vielen Kummer bereitete, während wir hier zusammen wanderten? Ach, mein Freund, ich danke dir für jede Freude, die du mir bereitet hast!“

Das möchte man sagen und noch viel, viel anderes.

Aber die Majorin lag in hitzigem Fieber, und die Stimmen der Kavaliers konnten nicht zu ihr dringen. Sollte sie denn nimmer erfahren, wie sie arbeiteten, wie sie das Werk der Majorin aufgenommen, wie sie Ekebys Ruhm und Glanz gerettet hatten? Sollte sie das niemals erfahren?

Kurz darauf gingen die Kavaliers nach der Schmiede hinunter. Dort war alle Arbeit eingestellt, sie aber warfen frische Kohlen und frisches Eisenerz in den Ofen und bereiteten eine Eisenschmelze vor. Sie riefen nicht die Schmiede herbei, die zur Weihnachtsfeier nach Hause gegangen waren, sondern blieben selber am Herde. Wenn die Majorin nur, solange sie arbeiteten, zu leben vermöchte, bis der

Hammer in Gang käme, so würde er schon ihre Sache vertreten.

Während der Arbeit kam der Abend und die Nacht. Mehrere von ihnen dachten daran, wie wunderbar es sei, daß sie nun wieder Weihnachten in der Schmiede feiern würden.

Der vielerfahrene Kevenhüller, der während dieser kurzen Zeit die Schmiede und die Mühle wiedererbaut hatte, und Kristian Bergh, der starke Kapitän, standen vorn am Herde und beaufsichtigten das Schmelzen des Erzes. Gösta und Julius trugen Kohlen herbei. Von den übrigen saßen einige auf dem Amboß unter dem hochgezogenen Hammer, und andere hatten sich auf Kohlenkarren und Eisenerzhäufen niedergelassen. Löwenborg, der alte Mystiker, sprach mit Onkel Eberhard, dem Philosophen, der neben ihm auf dem Amboß saß.

„Heute nacht stirbt Sintram“, sagte Löwenborg.

„Warum gerade heute nacht?“ fragte Eberhard.

„Du weißt doch, Bruder, daß wir im vergangenen Jahre eine Wette eingingen. Nun haben wir nichts getan, was nicht kavaliermäßig war, und darum hat er verloren.“

„Bruder, wenn du an so etwas glaubst, so weißt du doch auch, daß wir vielerlei getan haben, was nicht kavaliermäßig war. –

Erstens halfen wir der Majorin nicht, zweitens fingen wir an zu arbeiten, drittens war es nicht ganz in Ordnung, daß Gösta sich nicht tötete, wie er gelobt hatte.“

„Ich habe auch daran gedacht“, entgegnete Löwenborg, „aber ich glaube, daß du die Sache nicht richtig beurteilst, Bruder. Uns war verboten, auf unsre eigenen kleinlichen Vorteile bedacht zu sein, aber es war uns nicht verboten, so zu handeln, wie es die Liebe oder die Ehre oder unser ewiges Seelenheil erforderten. Ich glaube, daß Sintram die Wette verloren hat.“

„Da kannst du recht haben, Bruder.“

„Ich muß dir sagen, Bruder, daß ich es weiß. Ich habe den ganzen Abend über sein Schlittengeläut gehört, aber das ist kein richtiges Schlittengeläute gewesen. Wir werden ihn bald hier haben.“

Und der kleine Greis saß da und starrte auf das offen stehende Tor der Schmiede und auf den dort sichtbaren Teil des blauen, mit lichten

Sternen besäten Himmels.

Nach einer Weile fuhr er empor und flüsterte:

„Siehst du ihn, Bruder? Dort kommt er jetzt hereingeschlichen. Siehst du ihn in der Toröffnung, Bruder?“

„Nichts sehe ich“, entgegnete Onkel Eberhard. „Du bist schläfrig, Bruder, das ist die ganze Sache.“

„Ich sehe ihn deutlich, wie er sich gegen den lichten Himmel abhebt. Er trägt seinen langen Wolfspelz und die Pelzmütze. Jetzt steht er dort im Dunkeln, und ich kann ihn nicht mehr sehen. Sieh, jetzt ist er vorn am Ofen. Er steht dich neben Kristian Bergh, aber Kristian sieht ihn gewiß nicht. Jetzt beugt er sich vor und wirft etwas ins Feuer. Ich, wie abscheulich er aussieht! Seht euch vor, Freunde, nehmt euch in acht!“

Als er das gesagt hatte, schoß eine Feuergabe aus dem Ofen und überschüttete die freiwilligen Schmiede und ihre Helfer mit Schlacke und Funken. Es geschah aber kein Unheil.

„Er möchte sich rächen“, flüsterte Löwenborg.

„Du bist gar zu toll, Bruder“, rief Eberhard aus. „Du solltest doch von solcherlei Sachen endlich genug haben, Bruder.“

„Das kann man wohl meinen und wünschen, aber das hilft wenig. Siehst du nicht, Bruder, wie er dort neben dem Pfosten steht und uns angrinst? Aber ich glaube wahrhaftig, daß er den Hammer löst.“

Er fuhr empor und riß Eberhard mit sich. Einen Augenblick später fiel der Hammer dröhnend auf den Amboß nieder. Es hatte sich nur eine Krampe gelockert, Löwenborg und Eberhard waren jedoch nur mit knapper Not dem Tode entronnen.

„Siehst du, Bruder, er hat keine Macht über uns!“ sagte Löwenborg triumphierend. „Aber es hat den Anschein, als wolle er sich rächen.“

Und er rief Gösta Berling heran.

„Geh zu den Frauen hinauf, Gösta! Vielleicht zeigt er sich auch ihnen. Sie sind nicht so daran gewöhnt wie ich, derartiges zu sehen. Sie könnten sich ängstigen. Und nimm dich in acht, Gösta, denn gegen dich hegt er einen starken Groll, und vielleicht hat er wegen des

Gelübdes Macht über dich. Vielleicht hat er diese Macht.“

Später erfuhr man, daß Löwenborg recht gehabt hatte, und daß Sintram in der Weihnachtsnacht gestorben sei. Einige sagten, daß er sich selber im Gefängnis erhängt habe. Andere glaubten, daß die Diener der Gerechtigkeit ihn heimlich hätten töten lassen, weil der Prozeß für ihn günstig zu verlaufen schien, und weil man ihn doch nicht wieder auf die Leute in Löfsjö loslassen konnte. Und es gab auch noch andere, die da glaubten, daß ein finsterer Herr in einem schwarzen Wagen, der mit schwarzen Pferden bespannt war, angefahren kam und ihn aus dem Gefängnis geholt habe. Und Löwenborg war nicht der einzige, der ihn während der Weihnachtsnacht gesehen hatte. Auch auf Fors war er gesehen worden und in Ulrika Dillners Träume erschienen. Viele erzählten, wie er sich ihnen gezeigt hätte, das ging so lange, bis Ulrika Dillner seine Leiche nach dem Kirchhof von Bro überführen ließ. Sie ließ auch das schlimme Gesinde aus Fors fortjagen und führte dort ein gutes Regiment ein. Seitdem spukt es dort nicht mehr.

* *
*

Es wird erzählt, daß ein Fremder nach dem Wirtschaftsflügel gekommen sei und dort einen Brief für die Majorin abgegeben habe. Das geschah kurz bevor Gösta Berling hinaufkam, um nach den Frauen zu sehen. Niemand kannte den Boten, aber der Brief wurde hineingetragen und auf den Tisch neben der Kranken gelegt. Gleich darauf ging es ihr ganz unverhofft besser, das Fieber ließ nach, die Schmerzen nahmen ab, und sie war imstande, das Schriftstück zu lesen.

Die Alten möchten gern glaube, daß die Besserung dem Einfluß der bösen Mächte zuzuschreiben gewesen wäre. Sintram und seine Freunde konnten davon Nutzen haben, daß die Majorin diesen Brief las.

Es war eine Urkunde, die mit Blut auf schwarzem Papier geschrieben stand. Die Kavaliers würden sie auch wiedererkannt haben. Sie hatten sie am vorigen Weihnachtsfest in der Schmiede auf Ekeby

verfaßt.

Und die Majorin lag da und las: „Da sie eine Hexe sei und Kavaliersseelen zur Holle sende, wäre sie dazu verurteilt worden, Ekeby zu verlieren.“ Dieses und andere ähnliche Torheiten las sie. Sie prüfte das Datum und fand folgenden Vermerk neben Göstas Namen: „Weil die Majorin meine Schwäche ausgenutzt hat, um mich von ehrlicher Arbeit fortzulocken und mich als Kavalier auf Ekeby festzuhalten, und weil sie mich dadurch zum Mörder von Ebba Dohna gemacht hat, daß sie ihr verriet, ich sei ein abgesetzter Pfarrer, darum unterschreibe ich.“

Die Majorin faltete langsam das Papier zusammen und steckte es ins Kuvert. Dann lag sie still da und sann über das nach, was sie erfahren hatte. Sie begriff unter bitteren Schmerzen, was die Leute von ihr dachten. Eine Hexe wäre sie, zum Trollgesindel gehörte sie, die ihnen beigestanden, ihnen Arbeit und Brot gegeben hatte. Das war ihr Lohn, das würde ihr Nachruf werden. Sie vermochten von einer Ehebrecherin nichts Besseres zu glauben.

Aber was galten ihr jene Unwissenden? Sie hatten ihr ja fern gestanden. Jedoch diese armen Kavaliers, die von ihrer Gnade gelebt hatten, und die sie so gut kannten, auch sie glaubten es oder stellten sich so, als glaubten sie dergleichen, um einen Vorwand zu haben, Ekeby an sich zu reißen. Ihre Gedanken jagten sich. Wilder Zorn und Rachsucht loderten in ihrem fieberheißen Hirn empor. Sie ließ die Tochter des Brobypfarrers, die zusammen mit Gräfin Elisabeth bei ihr wachte, einen Boten nach Högfors senden, um den Verwalter und den Inspektor zu holen. Sie wollte ihr Testament machen.

Wieder lag sie in tiefen Gedanken da. Ihre Augenbrauen waren zusammengezogen, ihre Gesichtszüge waren von ihrem Leiden unheimlich verzerrt.

„Sie sind sehr krank“, sagte die Gräfin leise.

„Das bin ich, kränker als je zuvor.“

Es wurde wieder still, aber dann sprach die Majorin mit harter, unfreundlicher Stimme:

„Es ist seltsam, wenn man bedenkt, daß auch sie, Gräfin, Sie, die

alle lieben, eine Ehebrecherin sein sollen.“

Die junge Frau zuckte zusammen.

„Ja, wenn auch nicht durch die Tat, so doch in Gedanken und Begierden, und das macht keinen Unterschied. Ich, die ich hier liege, fühle, daß es gar keinen Unterschied macht.“

„Ich weiß es, Frau Majorin.“

„Und doch sind Sie nun glücklich, Gräfin. Sie dürfen den Geliebten ohne Sünde besitzen. Das schwarze Gespenst wird nicht zwischen euch stehen, wenn ihr zusammen seid. Ihr dürft einander vor der Welt angehören, am lichten Tage einander lieben, Seite an Seite durchs Leben gehen.“

„O Frau Majorin, Frau Majorin!“

„Wie können Sie es wagen, bei ihm zu bleiben, Gräfin?“ rief die alte Frau mit steigender Heftigkeit aus. „Tue Buße, tue Buße, solange es Zeit ist! Reise nach Hause zu dienen Eltern, ehe sie herkommen und dich verfluchen! Wagst du es, Gösta Berling als deinen Ehegatten zu betrachten? Reise von ihm fort! Ich werde ihm Ekeby geben. Ich werde ihm Macht und Herrlichkeit verleihen. Wagst du, sie mit ihm zu teilen? Wagst du, Glück und Ehre auf dich zu nehmen? Ich wagte es. Erinnerst du dich, wie es mir erging? Erinnerst du dich des Weihnachtsfestmahls auf Ekeby? Erinnerst du dich des Gefängnisses auf dem Amtmannshofe?“

„O Frau Majorin, wir Schuldbeladenen gehen hier Seite an Seite umher, ohne das Glück zu kennen. Ich gehe hier umher, um darüber zu wachen, daß keinerlei Freude an unserem Herde eine Stätte finde. Glauben Sie nicht, daß ich mich nach Hause sehne, Frau Majorin? O, wie bitter verlangt es mich nach der Heimat, und trotzdem werde ich bleiben. Hier werde ich in Furcht und Schrecken wohnen und stets wissen, daß alles, was ich tue, zu Sünde und Leid führt, stets in dem Bewußtsein, daß, wenn ich dem einen helfe, ich den anderen schädige. Zu schwach und töricht für das Leben hier, und doch gezwungen, gerade hier zu leben, weil ich durch eine ewige Buße festgehalten werde.“

„Mit solchen Gedanken betören wir unser Herz,“ rief die Majorin

aus, „aber es ist nur Schwäche. Sie wollen nicht von ihm fort, das ist der einzige Grund.“

Ehe die Gräfin antworten konnte, trat Gösta Berling ins Zimmer.

„Komm hierher, Gösta!“ befahl die Majorin sofort, und ihre Stimme wurde noch schärfer und härter. „Komm hierher, du, dessen Lob alle in Löfsjö singen! Komm, du, den der Nachruf als Erretter des Volkes preisen wir! Du sollst jetzt hören, wie es deiner alten Majorin ergangen ist, die du verachtet und verlassen im Lande umherziehen liebst.“

Zuerst will ich dir berichten, wie es im Frühling war, als ich zu meiner Mutter heimkam, denn du mußt das Ende der Geschichte erfahren.

Im Monat März kam ich zu dem Hüttenwerk in den Älfaldswäldern hinausgewandert. Ich sah wenig besser als ein Bettelweib aus. Man sagte mir bei meiner Ankunft, daß meine Mutter in der Milchkammer sei. Dorthin ging ich und stand lange schweigend unten an der Tür. An den Wänden befanden sich lange Holzregale, auf denen blanke Kupfernäpfe voller Milch standen. Und meine Mutter, die über neunzig Jahre alt war, nahm Napf auf Napf herunter und schöpfte die Sahne ab. Die alte Frau war rüstig genug, aber man merkte dennoch, wie schwer es ihr wurde, sich so hoch aufzurichten, daß sie die Näpfe erreichen konnte. Ich wußte nicht, ob sie mich gesehen hatte, aber nach einer Weile sprach sie zu mir mit sonderbarer, schriller Stimme: „Es ist dir also ergangen, wie ich es gewollt habe.“ Ich wollte mit ihr reden und sie bitten, mir zu vergeben, aber es lohnte nicht der Mühe. Sie hörte nicht ein Wort davon: sie war stocktaub. Jedoch nach einer Weile sprach sie wieder: „Du kannst herkommen und mir helfen.“

Da trat ich hinzu und sahnte die Milch ab. Ich nahm die Näpfe ordnungsgemäß herab und stellte alles auf den rechten Platz, auch schöpfte ich gerade tief genug mit der Milchkelle, und sie war zufrieden. Sie hatte das Absahnen der Milch niemals dem Gesinde anvertrauen mögen, ich aber wußte ja von früher her, wie sie es haben wollte. Und sie sagte: „Jetzt kannst du diese Arbeit hier übernehmen.“

Da wußte ich, daß sie mir vergeben hatte.

Und alsdann schien es plötzlich, als vermöchte sie nicht mehr zu arbeiten. Sie saß still in ihrem Lehnstuhl und schlief fast die ganzen tage. Dann starb sie ein paar Wochen vor Weihnachten. Ich hätte gern früher kommen mögen, Gösta, ich konnte aber die alte Frau nicht verlassen.“

Die Majorin hielt inne. Das Atmen machte ihr wieder Beschwerden, doch sie ermannte sich und sprach weiter:

„Es ist wahr, Gösta, daß ich dich gern hier bei mir auf Ekeby hatte. Es ist schon so mit dir, daß alle sich freuen, in deiner Gesellschaft zu sein. Wenn du ein gesetzter Mann hättest werden wollen, so würde ich dir große Macht verliehen haben. Meine Hoffnung war stets, daß du eine gute Frau finden solltest. Zuerst glaubte ich, daß es Marianne Sinclair werden würde, denn ich sa, daß sie dich bereits liebte, wie du als Holzfäller im Walde lebstest. Später glaubte ich, daß Ebba Dohna es werden könne, ich fuhr eines Tages nach Borg hinüber und sagte ihr, daß ich dir Ekeby vererben würde, wenn sie dich zum Manne nähme. Wenn ich hierin unrecht handelte, mußt du es mir vergeben.“

Gösta lag lange neben dem Bett auf den Knien und preßte die Stirn gegen den Bettrand. Ein schweres Stöhnen entrang sich seiner Brust.

„Sage mir nun, Gösta, wie du zu leben gedenkst! Wie willst du für deine Frau Sorge tragen? Sage es mir! Du weißt ja, daß ich allzeit dein Bestes gewollt habe.“ Und Gösta antwortete ihr lächelnd, während sein Herz vor Kummer zerspringen wollte:

„Als ich in früheren Tagen hier auf Ekeby ein Arbeiter zu werden versuchte, da schenkten Sie mir ein kleines Frongut, das ich bebauen wollte, Frau Majorin, und das ist noch mein. Im Herbst habe ich dort alles in Ordnung gebracht. Löwenborg hat mir geholfen, wir haben die Decken geweißt, die Wände mit Papier beklebt und bemalt. Das innere kleine Zimmer nennt Löwenborg das Kabinett der Gräfin, und er hat alle Bauernhöfe ringsumher nach Möbeln abgesucht, die auf Herrenhofauktionen erstanden worden sind. Die hat er gekauft, und

nun sind dort hocharmige Lehnstühle und Schiebetruhen mit glänzenden Beschlägen. Aber in dem äußeren großen Zimmer steht der Webstuhl der jungen Frau und meine Drechselbank. Auch Hausgerät und allerhand Sachen sind dort. Löwenborg und ich haben dort schon an vielen Abenden gesessen und davon geredet, wie die junge Gräfin und ich es in der Kötnerhütte haben würden. Aber meine Frau erfährt das erst eben, Frau Majorin. Wir wollten es ihr sagen, wenn wir Ekeby verlassen.“

„Erzähle weiter, Gösta!“

„Löwenborg redet immer davon, wie gut wir dort im hause eine Magd brauchen könnten. Er pflegte zu sagen: ‚Im Sommer ist es hier auf Björknäs gesegnet schön, aber im Winter wird es für eine junge Frau zu einsam. Du müßtest durchaus eine Magd halten, Gösta.‘ Und ich stimmte ihm bei, aber ich wußte nicht, wie ich es möglich machen sollte, eine Magd zu halten. Da kam er eines Tages mit seinen Noten und seinem Tisch mit den gemalten Tasten und stellte alles in die Hütte. Ich sagte zu ihm: ‚Du willst wohl unsere Magd werden, Löwenborg?‘ Er antwortete, daß man seiner wohl benötigen könnte. Ob ich meinte, daß die junge Gräfin das Essen bereiten und Holz und Wasser tragen sollte? Nein, ich hätte nicht gemeint, daß sie irgend etwas von alledem tun sollte, solange ich ein paar Arme zur Arbeit hätte. Aber er fand dennoch, daß es am besten sei, wir wären zwei, dann könnte sie den ganzen Tag in der Sofaecke sitzen und nach Belieben sticken und nähen. Ich könnte es mir gar nicht vorstellen, wieviel Bedienung solch kleines Weibervolk brauchte, sagte er.“

„Erzähle weiter!“ sagte die Majorin. „Das lindert meine Schmerzen. Glaubtest du, daß deine junge Gräfin in einer Kötnerhütte würde wohnen wollen?“

Er wunderte sich über ihren höhnischen Ton, aber er fuhr fort:

„O Frau Majorin, ich wagte das nicht zu glauben, aber es wäre so herrlich gewesen, wenn sie es gewollt hätte. Hier ist ja im Umkreis von fünf Meilen kein Arzt zu haben. Sie, die eine so leichte Hand und ein so liebevolles Herz hat, würde genug Arbeit bekommen, um Wunden zu pflegen und Fieber zu stillen. Und ich dachte, daß alle Betrüb-

ten den Weg zu der feinen, zarten Frau in der Kötnerhütte finden sollten. Es herrscht soviel Kummer unter den Armen, denen mit guten Worten und freundlichem Wesen geholfen werden kann.“

„Aber du selbst, Gösta Berling?“

„Ich werde meine Arbeit am Hobel und an der Drechselbank haben. Ich werde von nun an mein eigenes Leben leben. Wenn meine Frau mir nicht folgen will, so muß es dabei sein Bewenden haben. Wenn man mir jetzt alle Reichtümer der Welt böte, so sollen sie mich nicht verlocken. Ich will mein eigenes Leben leben. Ich werde jetzt ein armer Mann unter den Bauern sein und bleiben und ihnen helfen, soweit ich es vermag. Sie brauchen jemand, der ihnen bei Hochzeiten und Weihnachtsfestlichkeiten Tänze aufspielt, sie brauchen jemand, der ihnen die Briefe für ihre fernen Söhne schreibt, und das vermag ich schon zu tun. Aber arm muß ich sein, Frau Majorin.“

„Das wird aber für euch beide ein trübseliges Leben werden, Gösta!“

„O nein, Frau Majorin, das würde nicht der Fall sein, wenn wir nur zwei wären, die zusammenhielten. Die Reichen und Frohen würden ebenso gern zu uns kommen wie die Armen. Wir würden es lustig genug in unserer Hütte haben. Die Gäste würden keinen Anstoß daran nehmen, daß das Essen vor ihren Augen zubereitet werden würde, oder es übelnehmen, daß zwei und zwei auf demselben Teller essen müßten.“

„Und was würdest du mit alledem für Nutzen stiften, Gösta? Welche Anerkennung würdest du dir gewinnen?“

„Wenn die Armen meiner noch ein paar Jahre nach meinem Tode gedächten, so wäre das eine große Anerkennung für mich, Frau Majorin. Und Nutzen genug hätte ich gestiftet, wenn ich ein paar Apfelbäume an den Hausecken pflanzte, wenn ich die Bauernspielleute ein paar Melodien der alten Meister spielen lehrte, und wen ich die Kinder, die das Vieh hüten, einige hübsche Lieder lernen ließe, die sie auf den Waldwegen singen könnten.“

Sie könnten es mir glauben, Frau Majorin, ich bin derselbe tolle Gösta Berling, der ich einst war. Ein Bauernspielmann ist alles, was

ich werden kann, aber es ist genug. Ich habe viele Sünden gutzumachen. Weinen und Bereuen ist nichts für mich. Ich werde den Armen Freude machen, das ist meine Buße.“

„Gösta,“ sagte die Majorin, „das ist ein zu unbedeutendes Leben für einen Mann mit deinen Gaben und Kräften. Ich will dir Ekeby geben.“

„O Frau Majorin,“ rief er voller Entsetzen, „machen Sie mich nicht reich! Belasten Sie mich nicht mit solchen Pflichten! Trennen Sie mich nicht von den Armen!“

„Ich will dir und den Kavalieren Ekeby geben“, wiederholte die Majorin. „Du bist ha nun ein tugendhafter Mann geworden, Gösta, den das Volk segnet. Ich sage wie meine Mutter: ‚Du kannst die Arbeit hier übernehmen‘.“

„Nein, Frau Majorin, wir können so etwas nicht annehmen. Wir, die wir Sie verkannt und Ihnen solchen Kummer bereitet haben!“

„Ich will euch Ekeby geben, hörst du!“ Sie sprach in scharfem, harten Tone, ohne alle Freundlichkeit. Da packte ihn die Angst.

„Frau Majorin, führen Sie die Alten nicht in solche Versuchung! Das würde sie ja wieder zu Faulenzern und Säufern machen. Gott im Himmel, reiche Kavaliers! Was würde dann aus uns werden!“

„Ich will die Ekeby geben, Gösta, aber du mußt mir geloben, deine Frau freizugeben. Siehst du, eine solche zarte, kleine Frau ist nichts für dich. Sie hat hier im Bärenlande zuviel leiden müssen. Sie sehnt sich nach ihrer lichten Heimat zurück. Du sollst sie gehen lassen. Und darum gebe ich dir Ekeby.“

Aber jetzt trat Gräfin Elisabeth vor die Majorin hin und kniete neben dem Bett nieder.

„Ich sehne mich nicht mehr fort, Frau Majorin. Er, der mein Mann ist, hat das Rätsel gelöst und herausgefunden, welches Leben ich führen kann. Ich brauche nicht mehr streng und kalt gegen ihn zu sein und ihn nicht an Reue und Buße zu mahnen. Armut, Not und harte Arbeit werden das Werk vollenden. Die Wege, die zu den Armen und Kranken führen, kann ich ohne Sünde gehen. Ich fürchte mich nicht mehr vor dem Leben hier oben im Norden. Aber machen

Sie ihn nicht reich, Frau Majorin, denn sonst wage ich es nicht, hierzubleiben.“

Die Majorin richtete sich im Bett auf, drohte ihnen mit geballten Fäusten und rief aus:

„Ihr fordert alles Glück für euch, Glück und Segen! Nein, Ekeby soll den Kavalieren verbleiben, auf daß sie verderben mögen! Mann und Frau mögen sich trennen, auf daß auch sie verderben! Eine Hexe bin ich, zum Trollgesindel gehöre ich, zum Bösen werde ich euch aufhetzen. So wie mein Ruf ist, will ich selber sein.“

Sie ergriff den Brief und schleuderte ihn in Göstas Gesicht. Das schwarze Papier flatterte heraus und sank auf den Boden. Gösta erkannte es wohl.

„Du hast an mir gesündigt, Gösta, du hast die verkannt, die dir eine zweite Mutter war. Wagst du es, dich zu weigern, deine Strafe von mir zu empfangen? Du sollst Ekeby annehmen, und es wird dein Verderben sein, denn du bist schwach. Du sollst deine Frau heimsenden, auf daß niemand dich errette. Du sollst mit einem ebenso verhaßten Namen sterben wie ich. Margareta Celsing wird eine Hexe genannt werden. Du sollst ein Verschwender, ein Bauernschinder werden!“

Sie sank auf die Kissen zurück, und es wurde ganz still. Durch dieses Schweigen erklang ein dumpfer Schlag, dann noch einer und wieder einer. Der Eisenhammer hatte seine weithin dröhnende Arbeit begonnen. Gösta Berling sagte:

„Höret, so klingt Margareta Celsings Nachruf! Das ist kein toller Streich betrunkenen Kavaliers. Das ist die Siegeshymne der Arbeit, die einer guten, alten Arbeiterin zu Ehren angestimmt wird. Hören Sie, was der Hammer spricht, Frau Majorin? Er sagt: Dank, Dank für die gute Arbeit, Dank für das Brot, das du den Armen gegeben hast, Dank für die Wege, die du ausgerodet hast, für die Landstrecke, die du kultiviert hast! Dank für die Freude, die du in deinen Sälen herrschen liebst! – Dank – sagt er – und schlafe in Frieden! Dein Werk wird leben und bestehen. Dein Gutshof wird immerdar eine Freistatt für die glückbringende Arbeit sein. – Dank – sagt er – und verdamme

uns nicht, die wir irrten! Du, die nun die Reise in das Reich des Friedens antreten wird, denke milde über uns, die noch Lebenden!“ –

Gösta schwieg, aber der Eisenhammer fuhr fort zu reden. Alle Stimmen, die gut und freundlich zu der Majorin sprachen, verbanden sich mit dem Hammerklang. Und so verschwand allmählich die Spannung aus ihren Zügen. Sie erschlafften, und es war, als breiteten sich die Schatten des Todes über sie hin.

Des Brobypfarrers Tochter trat ins Zimmer und berichtete, daß die Herren von Högfors angekommen wären. Die Majorin ließ sie gehen. Sie wollte kein Testament aufsetzen und sprach:

„O Gösta Berling, du Vollbringer so vieler Heldentaten, du hast also noch einmal gesiegt. Beuge dich nieder, damit ich dich segne!“

Das Fieber kehrte nun mit verdoppelter Stärke wieder. Das Todesröcheln begann. Der Körper wurde noch kurze Zeit von schweren Leiden gepeinigt, aber die Seele spürte es nicht mehr. Sie begann die Himmel zu erschauen, die sich den Sterbenden öffnen.

So verging eine Stunde, und der kurze Todeskampf war beendet. Nun lag sie dort, so friedlich und schön, daß die Umstehenden tief bewegt waren. Da sprach Gösta:

„Meine liebe alte Majorin, so habe ich dich schon einmal zuvor gesehen! Nun ist Margareta Celsing wieder auferstanden. Nun soll sie niemals mehr der Majorin auf Ekeby weichen!“

* *
*

Als die Kavaliers von der Schmiede zurückkamen, empfangen sie die Botschaft vom Tode der Majorin. Sie fragten:

„Hörte sie den Hammer?“ Den hatte sie gehört, und das war ihnen genug.

Später erfuhren sie, daß sie beabsichtigt hatte, ihnen Ekeby zu schenken, daß aber das Testament niemals aufgesetzt wurde. Das hielten sie für eine große Ehre und rühmten sich dessen, solange sie lebten. Aber niemand hörte sie jemals über die ihnen entgangenen Reichtümer klagen.

Man erzählte auch, daß Gösta Berling in dieser Weihnachtsnacht,

mit der jungen Gattin an seiner Seite, den Kavalieren seine letzte Rede hielt. Er war betrübt über ihr Los, daß sie nun alle aus Ekeby fortziehen mußten. Die Gebrechen des Alters harrten ihrer. Dem Alten und Verdrossenen winkt nur ein kalter Willkommensgruß bei dem Gastfreunde. Der alte Kavalier, der gezwungen ist, sich in Bauernhöfen in Kost zu geben, hat keine frohen Tage: getrennt von Freunden und Abenteuern siecht der Einsame dahin.

Und so redet er zu ihnen, den Sorglosen, den gegen alle Wechselfälle des Glückes abgehärteten. Noch einmal nannte er sie alte Götter und Ritter, die erstanden wären, um die Freude im Eisenlande und in der Eisenzeit einzuführen. Doch klagte er darüber, daß der Lustgarten, in dem die schmetterlingsbeschwingten Freuden umherschwärmen, nun von zerstörenden Raupen erfüllt wäre, und daß seine Früchte verkümmerten.

Wohl wüßte er, daß die Freude ein gut Ding für die Erdenkinder wäre, und daß sie existieren müsse. Aber noch immer lastete die Frage als ein schweres Rätsel auf der Welt, wie man zugleich vergnügt und gut sein könne. Er hielt das für die leichteste und doch auch für die schwerste Sache. Bisher hätten sie das Rätsel nicht lösen können. Jetzt möchte er glauben, daß sie es vermöchten, und daß sie es alle in diesem Jahre der Freude und Not, des Glückes und der Trübsal erlernt hätten.

* *
*

Ach ihr guten Kavaliers, auch für mich liegt die Bitterkeit des Abschieds über dieser Stunde! Das ist die letzte Nacht, die wir zusammen durchwacht haben. Ich werde nicht mehr das lustige Lachen und die munteren Lieder hören. Von euch und allen den frohen Menschen am Strande des Löfven werde ich nun scheiden.

Ihr lieben Alten. In vergangenen Zeiten habt ihr mir gute Gaben gespendet. Ihr brachtet die erste Botschaft von dem reichen Wechsel des Lebens zu der in der großen Einsamkeit Lebenden. Ich sah euch rund um den See meiner Kindheitsträume eure gewaltigen Götterdämmerungskämpfe ausfechten. Aber was gab ich euch?

Vielleicht wird es euch doch erfreuen, daß eure Namen im Zusammenhang mit den geliebten Gutshöfen erklingen? Möge aller Glanz, der zu eurem Leben gehört, wieder auf jene Gegend fallen, wo ihr lebtet! Noch steht Borg, noch steht Björne, noch immer liegt Ekeby am Löfven, herrlich umkränzt von Wasserfällen und Seen, und Parkanlagen und lachenden Waldwiesen, und wenn man auf den breiten Altanen steht, umschwärmen einen die Sagen und Märchen wie Sommerbienen.

Da aber gerade von Bienen die Rede ist, möchte ich noch eine alte Geschichte erzählen! Der kleine Ruster, der als Trommelschläger an der Spitze der schwedischen Armee marschierte, als diese 1813 in Deutschland einrückte, konnte später niemals genug Geschichten von dem wunderbaren Lande im Süden erzählen. Die Menschen wären dort so hoch wie Kirchtürme, die Schwalben so groß wie Adler, die Bienen wie Gänse.

„Nun, und die Bienenkörbe?“

Die Bienenkörbe wären so wie unsere gewöhnlichen Bienenkörbe beschaffen, meinte er.

„Wie kommen denn die Bienen dort hinein?“

„Ja, da müssen sie sich eben selber Rat schaffen“, sagte der kleine Ruster.

Müßte ich nicht dasselbe sagen, lieber Leser? Hier sind nun die Riesenbienen der Phantasie Jahr und Tag um uns hergeschwärmt, wie sie aber in den Korb der Wirklichkeit gelangen sollen, dabei müssen sie sich wahrhaftig selber Rat schaffen.

Inhalt

	Seite		Seite
Einleitung	5	16. Kapitel Die Buße	182
I. Kapitel Der Pfarrer	5	17. " Das Eisen aus Ekeby	191
II. " Der Bettler	12	18. " Lilliencronas Heim	201
	25	19. " Die Hexe von Dovre	206
1. Kapitel Die Landschaft	29	20. " Der Johannistag	210
2. " Die Weihnachtsfestnacht	37	21. " Frau Musika	213
3. " Das Weihnachtsmahl	46	22. " Der Pfarrer von Broby	218
4. " Gösta Berling, der Dichter	56	23. " Patron Julius	224
5. " La cachucha	58	24. " Die tönernen Heiligen	231
6. " Der Ball auf Ekeby	72	25. " Gottes Wandersmann	237
7. " Die alten Fuhrwerke	79	26. " Der Kirchhof	247
8. " Der große Bär auf dem Gurlita-Felsen	94	27. " Alte Weisen	251
9. " Die Aktion auf Björne	110	28. " Der Befreier Tod	261
10. " Die junge Gräfin	130	29. " Die Dürre	269
11. " Spukgeschichten	139	30. " Des Kindes Mutter	282
12. " Ebba Dohnas Geschichte	157	31. " Amor vincit omnia	291
13. " Mamsell Marie	167	32. " Das Nygårdmädchen	297
14. " Vetter Kristoffer	172	33. " Kevenhüller	312
15. " Lebenspfade		34. " Der Jahrmarkt von Broby	324
		35. " Die Kötnerhütte im Walde	332
		36. " Margareta Celsing	349

Dieses Werk

Ist eine Veröffentlichung der Deutschen Buch-Gemeinschaft. Die schönen Bände der Deutschen Buch-Gemeinschaft und ihre Zeitschrift »Die Lesestunde« sind über die ganze Welt verbreitet. Jedem Bücherfreund im In- und Ausland wird durch die Deutsche Buch-Gemeinschaft Gelegenheit gegeben, sich gen eine bescheidene Ausgabe eine eigene wertvolle Hausbibliothek zu schaffen



Deutsche Buch-Gemeinschaft
Berlin SW 68